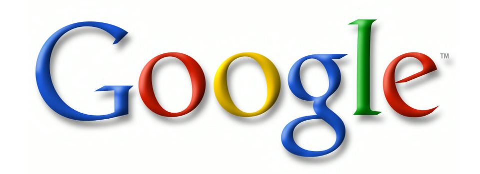


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

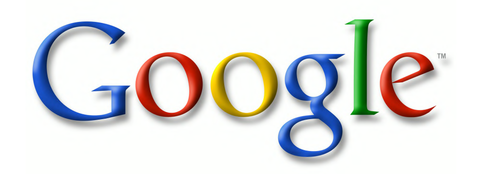
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

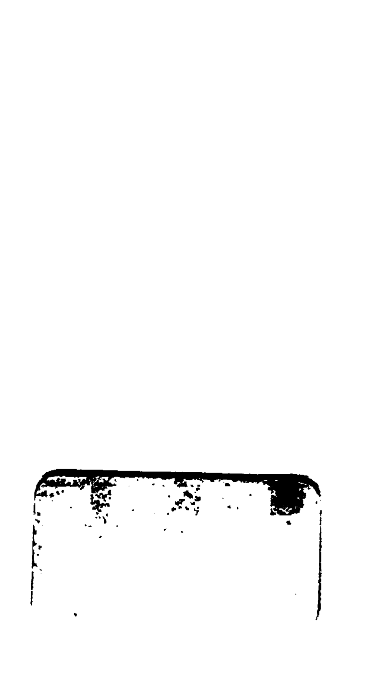
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

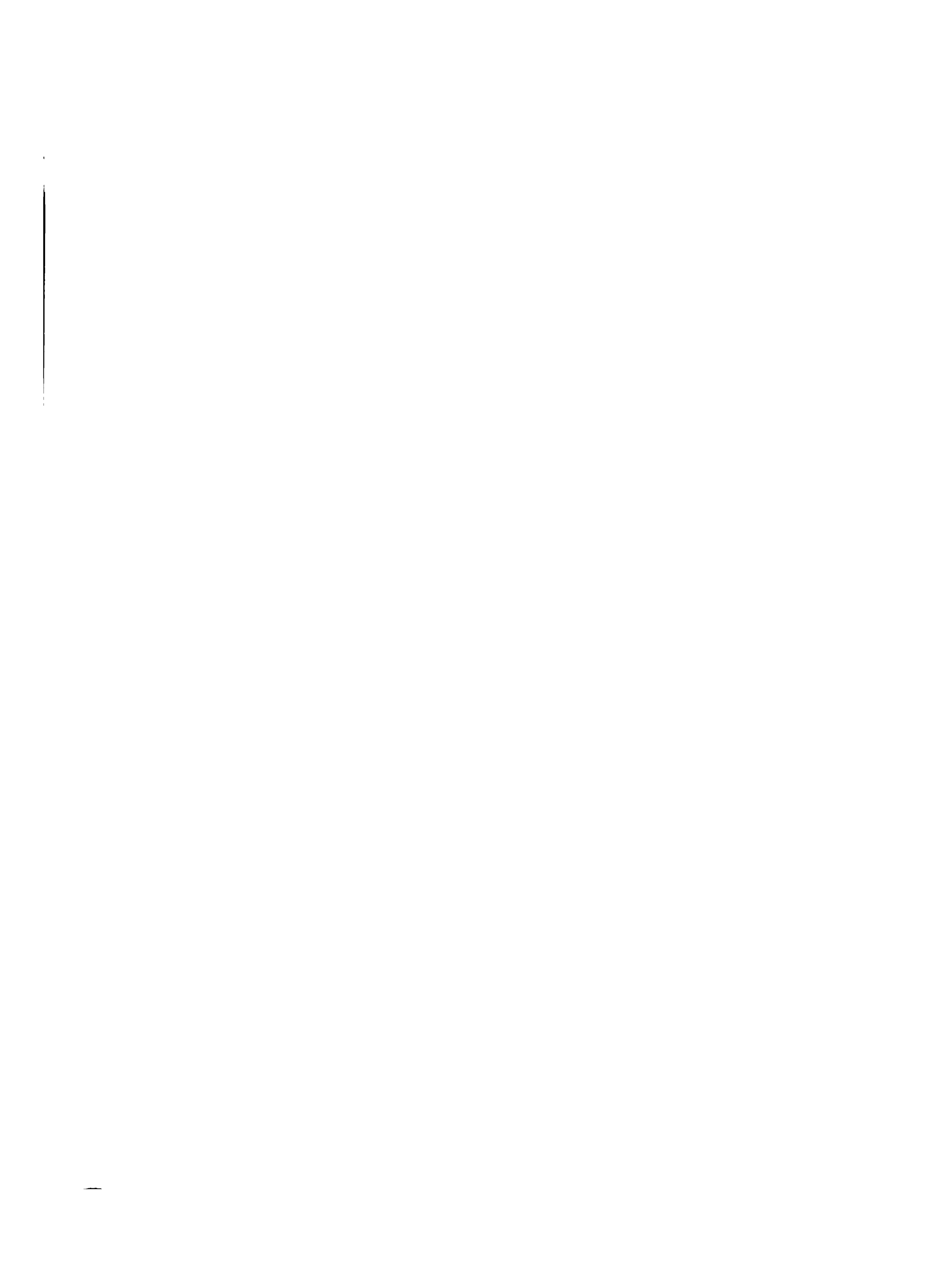
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.







Preservation facsimile
printed on alkaline/buffered paper
and bound by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts
2003



THE SLAVIC COLLECTION



Harvard College Library

GIFT OF

Archibald Cary Coolidge, Ph.D.

(Class of 1887.)

Received 1 July, 1895.

Vom Don zur Donau.

Neue Culturbilder aus „Halb-Asien"

von

Karl Emil Franzos.

Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1890.

Slav 315.1 (1)

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Zur zweiten Auflage.

Das vorliegende, im Jahre 1877 in erster Auflage ausgegebene Werk bildet, obwohl völlig selbstständig und in sich abgeschlossen, zugleich den dritten und vierten Band des Gesammtwerkes „Halb-Asien", dessen erster und zweiter Band die Culturbilder: „Aus Halb-Asien" (1876, dritte Auflage 1888) sind, während der fünfte und der sechste Band unter dem Specialtitel „Aus der großen Ebene" 1888 ausgegeben wurde. Es gibt also gleichfalls Schilderungen aus dem Culturleben des Ostens und setzt sich gleichfalls aus ethnographisch-novellistischen, sozial-politischen und literarischen Bildern zusammen, nur daß hier durchweg andere Erscheinungen aus jenem sonderbaren Gemisch von Bildung und Barbarei geschildert werden, als in den beiden genannten Büchern. Mit diesen hat es übrigens auch die äußere Form und ebenso den Standpunkt gemein, welchen ich in jenem Kampfe zwischen Nacht und Licht einnehme. Es ist dies ein consequenter, durch meine innerste Ueberzeugung bestimmter Standpunkt, und darum darf ich

hoffen, daß auch diese Bände dem einsichtigen Prüfer als ein einheitliches Werk erscheinen werden.

Ueber diesen Standpunkt habe ich mich in der Einleitung zu „Aus Halb-Asien" eingehend ausgesprochen; auch der Schlußaufsatz des vorliegenden Buches kann darüber orientiren. Ich beschränke mich daher, was dies Buch im Besonderen betrifft, auf die Wiedergabe einer Stelle aus dem Vorwort zur ersten Auflage:

„Culturarbeit kann nur da glücken, wo Friede herrscht. Darum kämpfe ich für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Confessionen jenseits der Karpathen, darum stehe ich gegen die Unterdrücker für die Unterdrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Russen auf Kleinrussen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien der Fall ist, ein Gleiches thun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen sie den Kleinrussen, Juden und Deutschen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil sie geknechtet sind, aber ich greife die Knechtschaft an, welche die orthodoxen Juden selbst den Freisinnigen ihres Glaubens bereiten. Ich bin für den berechtigten Einfluß des deutschen Geistes im Osten, aber wo in seinem Namen gewaltsame Germanisirung versucht wurde, da geißle ich diese verhängnißvollen Bestrebungen. Ich weiß mich frei von jeglichem nationalen oder religiösen Vorurtheil; ich hasse die Tyrannei Rußlands, aber nicht die Russen, ich bekämpfe die ungerechte Hegemonie der galizischen

Polen, aber nicht die Polen als Nation. Ich theile nicht blos Thatsachen mit, ich ziehe auch Schlüsse aus denselben, denn nur so lassen sich Thatsachen beleben und gruppiren, nur so kann ich, so weit mir die Kraft reicht, mein Scherflein beitragen zu dem hohen Ziele, die Zustände Halb-Asiens denen Europa's ähnlicher zu machen. Es ist — ich darf es mit ruhigem Gewissen sagen und der Beurtheilung jedes gerechten Prüfers überlassen — ein sittlicher Zweck, der mich leitet, und ich bediene mich zu seiner Erfüllung nie unsittlicher Mittel. Darum gebe ich auch rücksichtslos immer der Wahrheit die Ehre. Ich kann mich irren, aber auf keinem dieser Blätter habe ich mich selbst oder meine Leser absichtlich getäuscht. Ich ziehe die Schlüsse aus den Thatsachen, die mir als Wahrheit feststehen, voll und ganz, ich fälsche keine Thatsachen, um Schlüsse daraus ziehen zu können. Wenn derjenige ein Tendenzschriftsteller ist, der verschweigt oder entstellt, was ihm nicht paßt, dann bin ich wahrlich keiner, wenn es derjenige ist, der durch seine Arbeiten einen ethischen Zweck verfolgt, dann bin ich Tendenzschriftsteller.

„Nach drei Richtungen unterscheiden sich die vorliegenden Bilder von ihren Vorgängern, den Bildern „Aus Halb-Asien". Erstens erscheinen die literarischen Bestrebungen der Völker des Ostens hier mehr berücksichtigt, was sicherlich keiner Entschuldigung bedarf. Zweitens erscheint hier das novellistische Beiwerk

strenger den Zwecken des Culturbildes untergeordnet. Drittens ist das Gebiet, welches ich hier durchschreite, geographisch größer. Aus jenem Lande, welches ich in dem Buche: „Aus Halb-Asien“ vornehmlich geschildert, aus Galizien, finden sich hier nur wenige Bilder. Die Skizze aus Ungarn mag ihren Platz selbst vertheidigen, aber die Gerechtigkeit gebietet, zu bemerken, daß ich Ungarn deßhalb doch keineswegs in Pausch und Bogen zu „Halb-Asien“ zähle und das rührige geistige Leben der Magyaren nicht unterschätze. Rußland und Rumänien hingegen erscheinen hier ausführlicher behandelt, als dort. Aber auch hier habe ich nichts geschildert, was ich nicht aus eigener Anschauung kenne, keine Literatur kritisirt, die ich nicht selbst gelesen.“ — —

Das Schicksal, welches dem Buche in seiner ersten Gestalt wurde, war ein günstiges. Die deutsche Kritik äußerte sich ebenso freundlich, wie über die Bilder „Aus Halb-Asien“, ja einzelne Stimmen noch freundlicher. Jene der Zeitungen Halb-Asiens schlug freilich dieselbe Tonart an, die sie mir bei meinem ersten Buche gewidmet, doch kann ich das nicht als Mißerfolg betrachten, müßte mich vielmehr auf falschem Wege wissen, wenn mir je der Beifall nationaler oder konfessioneller Gegner zu Theil würde. Sehr zahlreich waren die Uebersetzungen. In Dänemark, Schweden und Holland erschienen Uebertragungen des ganzen Werkes; eine Auswahl wurde in's Englische und Französische über-

setzt, ebenso (mit Ausschluß jener Kapitel, die in Rußland nicht gedruckt werden durften) in's Russische und Kleinrussische; einzelne Aufsätze erschienen, soweit mir bekannt, in italienischer, ungarischer, rumänischer, bulgarischer und serbischer Sprache. Von den auf die Juden bezüglichen Aufsätzen sind wiederholt Uebersetzungen ins Hebräische erschienen, welches ja im Osten noch heute eine lebende Literatursprache ist. Was den Absatz betrifft, so war die sehr starke Auflage bereits mit Ende 1884 vergriffen, und das Werk hat daher durch fünf Jahre auf dem Büchermarkte gefehlt. Der Grund hiefür liegt nur darin, daß ich, einige Jahre lang durch einen sehr mühevollen Redaktionsposten an meiner selbstständigen, literarischen Thätigkeit fast ganz behindert, dann aber eifrig der Ausführung einiger dichterischen Pläne zugewendet, leider nicht die Muße gewinnen konnte, um die nöthig gewordenen Veränderungen und Zusätze für den Neudruck besorgen zu können.

Dieser Neudruck kündigt sich als gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage an; ich könnte ihn fast mit demselben Recht als ein neues Buch bezeichnen. Kein einziger Aufsatz ist in der ursprünglichen Gestalt zum Abdruck gekommen. Durchgesehen und stilistisch durchgefeilt wurden die Aufsätze: „Die Gezwungenen“, und „Mein Onkel Bernhardt“; wesentlich umgestaltet und erweitert: „Markttag in Barnow“, „Martin, der Rubel“, „Thodika“, „Taras Szewczenko“ und „Ru-

mänische Sprichwörter"; gleichfalls umgearbeitet und wesentlich gekürzt die Skizze: „Aus Pests Verbrecher-höhlen." Ganz neue Arbeiten, sind die Essays: „Die Literatur der Kleinrussen", „Das Volkslied der Kleinrussen", „Der Ahnherr des Messias" und „Culturentwicklung in Halb-Asien." Weggefallen sind von den in der ersten Auflage enthaltenen Aufsätzen die Skizze aus der österreichischen Reaktionszeit „Henker und Bajazzo", welche in der dritten Auflage von „Aus Halb-Asien" ihren Platz gefunden, sowie die novellistische Skizze: „Der wilde Starost und die schöne Jütta", welche ich der vierten Auflage meines Novellenbuchs „Die Juden von Barnow" eingefügt habe, endlich die Skizzen „Rumänische Poeten" und „Die geistigen Strebungen der Bulgaren", weil sie in der Umarbeitung so beträchtlich erweitert werden mußten, daß ihre Aufnahme in dieses Buch aus äußeren Gründen unmöglich wurde.

Daß auch dieses Buch politische, nationale und konfessionelle Gegner finden wird, wie die beiden anderen Sammlungen aus demselben Stoffkreise, ist ganz selbstverständlich; ebenso darf ich aber vielleicht hoffen, daß es ihm gleich jenen auch nicht an Freunden fehlen wird.

Berlin, im Herbst 1889.

Der Verfasser.

Inhalt.

Markttag in Barnow.



Es ist in der grauen, grauen Frühe, recht in der Mitte zwischen Tag und Nacht, so gegen die dritte Stunde. Im Dorfe schläft noch Alles, und die Haide, die ringsum ausgegossen ist, die endlose Haide ist ohne Laut und ohne Regung. Es geht Niemand die schmalen Pfade, welche sich durch das dürftige Gras und die Wachholdersträuche schlängeln, und das ist gut; es wäre ein banges Wandern in dieser Todtenstille, in diesem halben Licht. Denn die Sonne ist noch nicht erwacht, nur im Osten beginnen die Spitzen einer Wolkenbank, welche dort finster zwischen Erde und Himmel steht, in sanftem leisen Roth zu glühen. Aber das ist wenig Trost gegen das endlose Grau, so wenig, als wenn etwa eine gütige Hand eine Rose schüchtern auf den Rand eines Bahrtuches legt. Man weiß gar nicht, woher

das graue Licht rührt, die Sonne scheint noch nicht und die Sterne nicht mehr, die lieben tröstlichen Sterne, die Wahrzeichen der Barmherzigkeit. Denn das sind ja die leuchtenden Thränen, welche Gott über das Leid der armen Menschen weint, und weil es so viel Leid auf Erden gibt, darum funkeln so viele Sterne am Himmel. So meinen wenigstens die Leute in der großen Ebene, und sie meinen, es kämen noch immer mehr Sterne dazu. Denn Gott, sagen sie, kann den Menschen nicht helfen und so läßt er zu seiner Entschuldigung wenigstens seine Thränen ewig glänzen, zum Zeichen, daß ihm alles Wehe da unten das eigene Herz durchschneidet. Eine sonderbare Anschauung — der Pope meint: eine sehr dumme, und predigt jeden Sonntag in der hölzernen Kirche, das sei ja Alles nicht wahr, der liebe Gott sei noch ganz so stark, wie früher, und besonders Gott Sohn ein kräftiger Herr in den besten Jahren. Die Leute nicken dazu und bekreuzen sich, aber dann flüstern sie: „Wie früher? Es sind so viele Sterne; er wird auch früher nicht gar so stark gewesen sein!" Denn diese Leute haben ihre eigene Religion, in der es keine Popen gibt — die ist, wie sie selber, ein Kind der großen Ebene und ihr ureigen, wie etwa der Haiderauch, und wer dieser Ebene recht in's Antlitz geschaut, in's unsäglich traurige, unsäglich gewaltige Antlitz, der versteht diese Religion und wird sie all seine Tage nie und nimmer los . . .

Es ist in der trüben grauen Frühe: Alles schläft. Nur zwei lustige Gesellen sind wach, und wie sie ihr fröhlich Wesen zu treiben beginnen, wecken sie auch so allmählig alle Anderen auf. Der Morgenstern, der Morgenwind. Der Stern zwinkert gleich sehr lustig, der Wind aber — ganz langsam kommt er heran und hält zwischendurch still, recht wie einer geht, der sich den Schlaf noch nicht völlig aus den Wimpern gerieben. Aber dann ermannt er sich und streicht lustig über die Haide und pfeift dazu, der frische, schneidige Gesell. Den Weihern auf der Haide und den Sträuchern reißt er die Schlafkäppchen ab, unter denen sie geruht, die Nebel. So fegt er die Ebene rein, und wach und nüchtern liegt sie nun im kalten grauen Lichte. Leise zittert alles Gesträuch, es ist so jählings aus dem Schlafe geweckt worden. Aber der Wind kümmert sich nicht darum und plötzlich ist er auch im Dorf, rüttelt die Bäume wach und pfeift den Spatzen durch's Gefieder und den alten würdigen Hähnen um den Kamm, daß jählings ein großes Piepsen und Krähen losbricht. Das weckt die Hunde, und die Kühe in den Ställen heben die Köpfe und begrüßen den jungen Tag mit langgezogenem, melancholischem Gebrüll. So schallt das stille Dorf plötzlich von hundert Stimmen und das weckt auch die Menschen auf.

Aber der Erste, der nun sichtbar wird, ist nicht davon aufgetrieben worden; ihn hat der Morgenstern

gemahnt. Der hat so lange lustig in die Kammer hineingezwinkert, bis der Knecht sich doch erhoben und nun schläfrig in den Hof hinaustritt. Er räkelt sich und dehnt widerwillig die Glieder, aber dabei fährt doch ein sonderbares Schmunzeln über sein Gesicht. „Hm! ja!" sagt er langgezogen, bedächtig vor sich hin und spricht dann lächelnd zu dem lustigen Gesellen da oben: „Zwinkere du nur, du erzählst ja doch nichts!" Das ist freilich wahr, der Stern erzählt es dem Popen nicht, aber es kommt doch vor, daß der hochwürdige Herr dergleichen nach einigen Monaten erfährt, er und das ganze Dorf. Wie gesagt, das kommt vor, und darum lächelt nun der gute Knecht ein bischen verlegen und wiederholt sehr nachdenklich sein langgezogenes: „Hm! ja!"

Und dann geht dieser fleißige Wassilj gleich wieder an die Arbeit. Zuerst lockt er den mächtigen zottigen Wolfshund an sich und legt ihn an die Kette. Das muß aller Arbeit vorangehen; denn es sind grimmige Thiere, diese podolischen Hofhunde, selbst die vom Bosporus sind sanfte Lämmlein dagegen. Sie sind die einzigen Wächter des Eigenthums in den ruthenischen Dörfern, es gibt sogar keine Schlösser an den Thüren. Und was gar das Institut der Nachtwächter betrifft, so leben wohl in der Stadt, in Barnow, zwei alte Männer, welche allnächtlich nicht in ihren Betten, sondern in einer Nische des Marktplatzes

schnarchen und für diesen süßen, festen Schlummer unter Gottes freiem Himmel von ihren Mitbürgern ein kleines Jahresgehalt beziehen, aber in den Dörfern kennt man dieses Amt nicht. Im östlichen Galizien ist es auch minder nöthig, man hört öfter von Verwundung, Mord und Todtschlag, als von feigem Diebstahl. Im Westen, so über Przemysl hinaus, gegen Krakau hin, wo die Mazuren sitzen, ist das gerade umgekehrt; das Leben ist gesicherter, aber um so gefährdeter Alles am Hofe, was nicht niet- und nagelfest ist. Auch sind dort die Hunde eine andere Race, kleine magere Kläffer, welche viel bellen und wenig beißen. Da sind unsere Hunde in Ostgalizien andere Kerle, sie wedeln selten, sie bellen selten, aber wehe dem, der ihnen zwischen die Zähne kommt. Darum liebt und hegt der Ruthene seine Hunde sehr und gibt ihnen oft die saftigsten Namen, zum Beispiel: „Ljach“ oder „Moskal“. Das sind etwas eigenthümliche Namen, denn „Ljach“ heißt Pole und „Moskal“ Moskowiter, Großrusse. Eigenthümliche Namen! So entlädt sich im Unscheinbarsten der dumpfe, ohnmächtige, vielhundertjährige Groll eines grausam zertretenen Volksthums, und es ist im Grunde nicht blos eine sonderbare, sondern auch eine sehr traurige Geschichte, die der Hundenamen in Ostgalizien!

Auch unser Wassilj ist ganz traurig geworden, nachdem er den schwarzen, feisten „Ljach“ an die Kette

gelegt, doch ist dies nicht aus Leid über sein Volksthum geschehen. Aber es ist ihm so plötzlich eingefallen, daß er nicht blos Knecht ist bei Olexa Rudak, sondern auch kaiserlich-königlicher Infanterist bei Nassau, und daß er im Herbste wieder einrücken muß zum „Werbbezirk“ in Tarnopol, und daß man nie weiß, mit welchen Geschenken ein Urlauber überrascht werden kann, wenn er nach einem Jahre in sein Dorf zurückkommt. Und da ist ferner ein Kreisgerichtsrath in Tarnopol und eine Doktorswitwe in Tluste, und bei dem Rath dient eine Amme und bei der Witwe eine Köchin. „Hm, ja!“ sagt der arme Wassilj seufzend, „was man so eigentlich schon Alles zusammenheirathen müßte!“

Und seufzend geht er über den Hof zu den Ställen, zu seinen Pfleglingen, den Ochsen und Pferden. Aber da bleibt er plötzlich stehen und sein Antlitz erhellt sich: eine frische, braune Dirne ist aus der Hütte getreten und kommt den gleichen Weg. Das ist die Xenia, eine solide podolische Schönheit, gewiß gute hundert Kilo schwer. Aber gleichwohl beginnt sie zögernd und anmuthig zu trippeln, als sie den Knecht gewahr wird, und eine helle Röthe jagt ihr über die Wangen. Oder ist das nur der Widerschein der rothen Morgensonne, die eben ihre ersten Pfeile über die Ebene schießt?

„Guten Morgen,“ ruft ihr Wassilj entgegen. „Was soll ich Dir heute vom Markt heimbringen?“

„Wer fragt, schenkt nicht,“ ist die schnippische Antwort und damit geht die zarte Schöne auf den Kuhstall zu, leichten Schrittes, so daß der Boden nur leise unter ihr zittert.

Unser Wassilj macht ein Schelmengesicht, murmelt so etwas Lustiges vor sich hin, worüber er dann selbst laut auflachen muß, und geht darauf zu seinen Pferden. Er striegelt und die Xenia melkt, aber das Zwiegespräch setzt sich durch die Wand fort, freilich nicht in Worten, sondern in Liedern.

Da sticht nämlich diesen Wassilj der Hafer und er beginnt:

Hüt' dich nicht vor alten Hexen,
Hüt' dich vor den jungen:
Jene, die mich jetzt umgarnt,
Ist der Höll' entsprungen!

Gleiche Treue find' ich nicht,
Mag ich weithin wandern:
Hei — zur Stund', wo sie mich küßt,
Küßt sie keinen Andern!*)

Zornig stellt drüben die Xenia den Kübel zur Erde und will ein recht heftiges, recht spöttisches Trutzlied

*) Dieses, wie die folgenden Lieder, sind wörtliche Uebersetzungen aus dem Kleinrussischen (Ruthenischen). Möge man es mir mit Rücksicht auf Absicht und Zweck meiner Arbeiten zu Gute halten, daß ich bei der Uebersetzung oft der Treue die Formschönheit gründlich opfern mußte.

hinübersingen. Aber dann besinnt sie sich, daß heute Markttag ist, und daß manchmal auch der schenkt, welcher vorher gefragt hat. Und darum sänftigt sie sich und singt nach einer schönen, weichen Weise:

Meinen schönen, starken Liebsten
Hab' ich nicht behext,
Seine Liebe ist entglommen,
Wie die Blume wächst.

Aus der schwarzen Erde sprießt sie,
Hell und wonniglich,
Bin nur eine arme Dirne
Und doch liebt er mich!

Seht, ihr Leute im Westen — diese Xenia ist ja eigentlich nur eine dicke Kuhmagd, ich verlange nicht, daß sie euch poetischer erscheint, als sie ist. Aber ich bitte euch den Inhalt des Liedes zu beachten, welches sie da gesungen, und euch dann zu fragen, ob nicht eine Volksseele, aus welcher so duftige Blüthen emporkeimen, eure Achtung und Beachtung verdient?!

Und damit hat die Xenia auch ihren Wassilj in die rechte Stimmung gebracht, um ein weiteres Lied zu verstehen, welches sie ihm nun mit vielem Nachdruck zusingt:

Hoiaho! Hoiaho!
Hoiaho! Ich bin ja schön!
Wer will für mich zum Markte gehn?

Wer will mir gelbe Stiefeln kaufen
Und Korallen einen Haufen —
Und ein Ringlein bei dem Juden
Und ein Tüchlein in der Buden?
Hoiaho! ich bin ja schön,
Wer will für mich zum Markte gehn?
Hoiaho! Hoiaho! Hoi—a—ho—o—o!

Aber nur das Volkslied ist so ungenügsam; die gute Xenia wäre schon sehr zufrieden, wenn sie am Abend nur eins von diesen schönen Dingen bekäme! ...

Solche Arbeit und solche Verhandlungen kann man zur selben Stunde nicht blos auf dem Hof des Olexa Rudak beobachten, sondern im ganzen Dorfe, nämlich unserem guten Dorfe Biala bei Barnow in Ostgalizien. Denn es ist weit über vier Uhr und Sonne und Menschen sind längst erwacht. Es hat sich beides allmählig begeben, aber, was man gerne glauben wird, das Erstere schöner, als das Letztere.

Millionen Menschen pilgern in's Hochgebirge, um zu schauen, wie dort der Tag geboren wird, und es ist dies gewiß herrlich und aller Mühen werth. Aber auch in der großen Ebene ist um diese Stunde eine unsägliche Pracht der Farben. Zuerst Alles grau, nur fern im Osten das Stücklein Rosenroth. Aber der Wind, der rastlose Gesell, fliegt empor, nachdem er seine Arbeit auf Erden vollbracht, und höher und höher, bis er an die graue Himmelsdecke stößt und

mit ihr sein Spiel treibt, nicht anders, als wie etwa ein wilder Knabe, dem ein feiner Stoff in die Hände gerathen. Zuerst stößt er Löcher in die Decke und dann zerreißt er sie in große Stücke und dann in immer kleinere, bis schließlich die Wolkenfetzen nur noch so verworfen am Himmel umherliegen. Hierdurch wird die Himmelsglocke sichtbar, aber ihr lichtloses Blau erscheint fast wie ein Schwarz und auch auf Erden ist es einen Augenblick düsterer als in der allerersten Frühe: die Linien noch schärfer und nüchterner. Aber der Tröster ist nahe. Denn hinter jener Wolkenbank im Osten, welche selbst der kecke Wind geschont, zittert das rosige Licht immer stärker und färbt sich tiefer und wird schließlich zum glühenden, tiefglühenden Roth, besonders im Kern, so daß jene Wolke nun anzusehen ist wie eine riesige Centifolie: die Blätter im Herzen purpurn und dann immer blässer, je weiter sie gegen den Rand stehen. Der Widerschein der Riesenblume fließt über die Erde und den Himmel, aber noch ist es kein Strom des Lichtes, sondern nur etwa wie ein zarter Thau, der auf den dunklen Tinten zittert und mählig wächst und schließlich mit ihnen in einen Farbenton zusammenrinnt.

Das gibt sonderbare Farben, wie sie beim Sonnenaufgang im Gebirge kaum zu gewahren sind, weil dort Alles viel jäher kommt, und jeder Uebergang nur kurz dauert. In der Ebene aber kann man es deutlich

sehen, wie der Himmel einige Minuten schön grün ist, indeß auf Erden ein weiches, dämmeriges Blau waltet und alle scharfen Linien in Wellen löst. Aber die Centifolie wird immer prächtiger, ihre Blätter wachsen und selbst die blassesten werden purpurn. Auch ihr Widerschein wächst und wächst und wird zur mächtigen Fluth, die jede andere Farbe ertränkt, und Erde und Himmel werden roth, roth! Eine herrliche, übergewaltige und doch milde Lohe flammt durch den ganzen Weltenraum und es ist eine tiefste Stille in der Natur, als harrte sie einer Offenbarung. Da rauscht es urplötzlich durch die Lüfte, die Bäume beugen ihr Haupt, das Gesträuch erzittert, am Himmel stirbt der letzte Stern, im Osten sprühen tausend Funken, die Riesenblume zerfällt, und die Sonne ist da, die junge, stolze, schöne Sonne!

Mit den Menschen ist das anders. Podolien ist ein feuchtes Land; unsere Bauern trinken gern und viel Wasser, aber nur, wenn es gebrannt ist. Darum gleichen sie nur insofern der Sonne, als auch sie mit rothglühendem Antlitz zur Ruhe gehen, aber des Morgens ist dieses Antlitz grau und katzenjämmerlich. Man steht nicht gerne auf, wenn man betrunken schlafen gegangen ist, und darum wären für das Erwachen der Leute von Biala noch mehr Stadien und Nuancen zu verzeichnen, als für jenes der Sonne. Aber man muß nicht Alles erzählen und zuweilen dem Leser das Ver-

gnügen gönnen, sich etwas Anmuthiges selber auszumalen. Als Fingerzeig diene nur, daß dieses Erwachen nicht an allen Tagen der Woche mit gleicher Schwierigkeit vor sich geht. Am Sonntag steht der Bauer leicht auf. Denn er ist nüchtern zu Bette gegangen und die Herrlichkeiten des Tages winken ihm verlockend entgegen: die Predigt, der Tanz, der Schnaps. Am Montag steht er überhaupt nicht auf, so ein podolischer Sonntagsrausch will gründlich ausgeschlafen sein. Am Dienstag steht er sehr früh auf, weil es der Markttag ist, aber sehr ungern, weil der Schädel doch noch gewaltig brummt, wenn auch nur vom bleischweren Schlaf des Vortags. Am Mittwoch steht er überhaupt nicht auf, weil er den Rausch des Markttags ausschläft. Am Donnerstag, Freitag und Sonnabend geht es so leidlich, an den drei Tagen wird gearbeitet. Uebrigens ist das nur die Wochenordnung der fleißigen, gesitteten Hausväter. Bei den Anderen ist alle Tage Sonn- und Markttag; das heißt: sie betrinken sich bald im Dorfe, bald in Barnow. „Der Schnaps" — heißt es in einem ruthenischen Liede —

> Der Schnaps ist süß, der Schnaps ist gut,
> Der Schnaps gibt Kraft und frohen Muth!
> Und wenn das letzte Schnapsfaß leer,
> Dann kommt auch gleich der Teufel her!

Ach! es gibt noch viele volle Schnapsfässer in Galizien und in jedem Dorfe stehen drei Schänken,

aber der Teufel ist schon da und hat dies wackere, kernige Volk langsam zu Grunde gerichtet. Es kommen immer mehr Teufel dazu, aus jedem vollen Fasse steigt einer, und wir Alle, die wir unsere arme verachtete Heimath so sehr lieben, wir müssen zusehen, wie er sein Wesen treibt, und können nicht helfen. Denn gegen diesen Teufel kann nur ein Gott helfen, nicht des Popen Gott, sondern jener, welcher in jedes Menschen Brust schlummert: das Bewußtsein der Menschenwürde. Aber Niemand ruft diesen Gott wach, nicht der polnische Schlachzizz, noch der polnische Beamte, im Gegentheil, die haben diesen Gott betäubt und vielleicht für immer vergiftet und getödtet. Es war ein Verbrechen und es kommt einst der Tag, da sich das Verbrechen furchtbar, grauenhaft an ihnen rächt. Es kommt der Tag — denn wo ist die Sühne, die Rettung?! Ach! das ist ein großer Jammer! . . .

Also am Dienstag ist Markttag in Barnow, eine weise Einrichtung der Obrigkeit, weil sonst nicht einmal drei Arbeitstage hinter einander kämen. Die Stadt ist zwei gute Stunden entfernt, auch muß man vorher die Wirthschaft bestellen, darum ist an diesem Tage schon gegen die vierte Stunde das ganze Dorf auf den Beinen. Auch Moschko Welsersheim, der Schänkwirth, ist schon in Thätigkeit und trifft seine Vorbereitungen zum Empfang der Gäste. Aus einem

Fäßchen schlechtesten Fusels füllt er die Flaschen zur Hälfte, zur anderen Hälfte kommt die Füllung aus dem Hausbrunnen. Und um dies zu verbergen, läßt er dann wohl so ein Tröpfchen Vitriol mit hineinfließen. Vielleicht auch noch ein anderes Höllenwasser; wollte man eingehend den Trank schildern, der durch podolische Gurgeln fließt, es würde sich wohl manchem schwachnervigen Menschen im Westen das Haar sträuben. Der Moschko Welsersheim hält dies für keinen Betrug, erstens weil er noch nie dafür gestraft worden ist, zweitens weil ihn der polnische Edelmann, der Besitzer der Propination, durch einen horrenden Pachtzins förmlich zur Unredlichkeit zwingt. Kommt das Gespräch darauf, so wird der kleine Moschko höchstens listig die Aeuglein zukneifen, aber er wird keine lange pathetische Rede halten, in welcher er seinen tiefen patriotischen Schmerz und seine moralische Entrüstung über diese Landeskalamität zum Ausdruck bringt. Aber der podolische Edelmann wird das thun und sofern er im Landtag oder Reichsrath sitzt, wird er dort diese effektvolle Rede halten. Der Jude ist ein „Lump“, ein „Betrüger“, eine „Wanze an unserem Körper“, aber der hochadelige Herr von Brutus ist ein ehrenwerther Mann! . . .

Nur im Pfarrhof ist es noch still, sonst herrscht in allen Wirthschaften die regste Bewegung. Auch Olexa Rudak ist bereits auf seinem Hofe sichtbar ge-

worden und ertheilt mit kreischender Stimme seine Befehle. Ein hageres Männchen mit sonderbar verzwicktem Gesicht, das aussieht, als hätte es eine unsichere Kinderhand aus grauem Pappendeckel geschnitten. Und sein Weib Marinia ist eine stattliche, schöne, rothbackige Bäuerin, welche ihn um Kopfeshöhe überragt. Aber dennoch ist Olexa der Herr und auf seinem Hofe ein noch absoluterer Herrscher als der Czar in Moskau, und jeden Sonntag Abend, wenn er betrunken heimkommt, schreibt er dies seinem Weibe in blutigen Striemen auf den Leib. Es geschieht dies keineswegs aus besonderem Anlaß. Die Hausordnung verlangt es nur eben so.

Und für heute verlangt es die Hausordnung, daß er gleichfalls einen mächtigen Kantschu in der Hand trägt und ganz fürchterlich flucht, obwohl ohnehin Alles am Schnürchen geht. Unser Olexa ist ein wohlhabender Bauer, das heißt, leider! in's Ostgalizische übersetzt: es beginnt erst langsam mit ihm abwärts zu gehen. Er kann noch drei Knechte und drei Mägde halten, er hat noch Kühe und Ochsen in den Ställen, Pferde und Schafe, und Hühner und Gänse. „Hoi! Anusia!“ kreischt der Olexa, „Du treibst heute das Vieh und die Gänse auf die Weide, und weh' Dir, wenn ich zurückkomme und es fehlt nur ein einziger Gänsepurzel!“ Die Anusia ist die jüngste Magd, die Hirtin, und der Befehl ist ganz überflüssig, sie thut

ja täglich dasselbe und hört auch täglich dieselbe Drohung, Montag und Mittwoch ausgenommen, weil der Herr seinen Rausch ausschläft. Auch ist dieser Olexa ein ganz unlogischer Kopf, denn wenn schon der Purzel fehlt, so fehlt doch auch die Gans; selbst in Podolien, so merkwürdig das Land ist, hat noch niemand eine Gans ohne Purzel gesehen. „Hoi! Kasia!“ kreischt dann Olexa die zweite Magd an, „Du kochst uns jetzt die Mamaliga*) für den Weg und gibst der Bäuerin auch Brinsa und Speck in den Sack. Und dann hütest Du das Haus, spinnst das Linnen für mein Hemde fertig und schälst die Kukuruzkolben zu Ende. Auch kannst Du nachsehen, ob sich im Fruchtschober keine Ratten und Mäuse in der Falle gefangen haben, aber leg' ein Tuch um den Kopf, ehe Du in den Schober gehst, es ist wegen der Feuersgefahr!“ Dieser Scherz hat darin einen Grund, daß die Kasia rothes Haar hat, und daß der gestrenge Olexa einen Scherz mit der Magd macht, das hat wieder darin seinen Grund, daß — hm! man soll einem Ehemann nicht leichtsinnig etwas Böses nachreden! Und unserer Xenia endlich ruft der Bauer zu: „Tummle Dich, wasch' Dich und zieh' Dir Deinen Pelz an! Du sollst

*) „Mamaliga“, ein dichter Maisbrei, ähnlich der Polenta der Lombarden. „Brinsa“, scharf gebeizter Schafkäse. Das erste ist ein rumänisches, das zweite ein ruthenisches Wort, werden aber jetzt beide in beiden Sprachen gebraucht.

mit uns auf den Markt. Ich nehme Dich der Schafe wegen mit, ich will dort ein Dutzend verkaufen. Putze Dich heraus, damit man sieht, bei wem Du dienst! Was schaust Du so furchtsam? Dich werde ich nicht verkaufen, obwohl Du die fetteste Kuh in Podolien bist."

Und dann erhalten die Knechte ihre Befehle. Der Hawrilo hat zum Gutsherrn in Zuhanze zu gehen, zum Herrn von Wassilkowski, und dort den Tag über zu arbeiten. Keine Robot! Gott behüte! die ist ja seit dem Jahre 1848 aufgehoben, und doch! vielleicht war das mit der alten Robot noch eine erfreulichere Geschichte, als diese. Der Herr von Wassilkowski ist ein polnischer Edelmann aus uraltem Geschlecht, welches auch uralte Schulden hat; übrigens sind auch solche aus neuerer Zeit da. Als er das Gut übernahm, gehörte kein Strohhalm mehr ihm, sogar die Schnüre an seiner Czamara gehörten dem Juden. Und im Edelhofe war wohl eine gnädige Frau, eine Kammerzofe und ein Kammerdiener, aber kein einziger Knecht; die Güter lagen brach. Das hatten theils die glorreichen Herren Ahnen verschuldet, theils der glorreiche Herr Enkel selbst in seinen Jünglingsjahren. Aber Herr Henryk von Wassilkowski war ein schlauer Herr und sein eifriger Verkehr mit den Wucherjuden war nicht ohne nützlichen Einfluß auf ihn geblieben. Der Edelmann lieh sich also hundert

Gulden gegen fünfzig Percent, aber er verlieh sie gegen tausend. Gegen tausend — das klingt unglaublich, aber man höre! War einer seiner Bauern in Noth, so ging er zu ihm und lieh ihm fünf Gulden. „Ich thue es aus gutem Herzen," versicherte er, „ich nehme keinen Schuldschein, keine Percente. Ich thue es, weil auch heute noch der Edelmann der Vater seiner Bauern sein muß, wie es in der guten alten Zeit war. Aber dafür mußt Du auch mir helfen, wie ein Sohn dem Vater, wie ein Bruder dem Bruder. Schicke mir also, so lang Du mir den Fünfer schuldest, zwei Mal wöchentlich Deinen Knecht! Es ist ja nur auf einige Wochen!" Der Bauer ging erfreut darauf ein, ein Knecht war leicht zu entbehren und — „Geld ohne Percente", das war ja leibhaftiger Sphärengesang. Aber es verging Woche um Woche und Monat um Monat und der Bauer brachte die fünf Gulden nicht zusammen. Sich das Geld beim Juden zu borgen, schien heller Wahnsinn, dem Herrn zahlte er ja keine Percente! Und nun rechne man aus, was das in einem Jahre ausmacht, wenn man den Arbeitstag blos mit fünfzig Kreuzer anschlägt. Eintausend und vierzig Percent, lieber Europäer, — solchen Zinsfuß kennt man doch nur in Halb-Asien! So konnte Herr Henryk von Wassilkowski allmählig seine drückendsten Schulden zahlen und sich auf seinem Gute behaupten und wäre vielleicht heute sogar ein wohlhabender

Mann, wenn er nicht so großen Aufwand triebe und immer sechsspännig führe und in anderer Beziehung dreispännig: er hält sich zwei Maitressen. Dabei ist er einer der heftigsten Agitatoren für strenge Wuchergesetze und behauptet immer, daß diese Landplage erst aufhören könne, wenn alle Juden todtgeschlagen wären. Ach ja! der Gutsbesitzer Herr von Brutus ist in Galizien in jeder Beziehung ein ehrenwerther Mann!

So geht denn Hawrilo als lebendiger Wucherzins nach Zuhanze. Jede Woche einmal und für zehn Gulden; Olexa ist noch ein wohlhabender Bauer, darum läßt sich mit ihm leider vorläufig kein so unverschämtes Geschäft machen, wie mit anderen. Der Fedko aber, der zweite Knecht, wird auf des Bauern eigenes Feld geschickt mit den Ochsen vor dem Pfluge; in Galizien pflügt Niemand mit Pferden, auch solche Bauern nicht, die es thun könnten. „Wenn ich heimkomme, will ich nachsehen," ruft ihm Olexa nach, „und weh Dir, wenn Du nicht fertig bist!" Aber das ist eine leere Drohung; Olexa ist an Markttagen regelmäßig so besoffen, daß man den Bewußtlosen im Wagen nach Hause führen muß.

Vor diesen Wagen, einen Leiterwagen mit plumpen, schweren Holzrädern, spannt unser fleißiger Wassilj eben die Pferde und pfeift dazu. Dann lädt er einige Säcke Getreide auf und eine Steige mit Geflügel. Hart neben ihm koppelt die Xenia ein Dutzend Schafe

zusammen, aber die Beiden blicken einander nicht an, so lange der kleine, kreischende Mensch mit dem Pappendeckel-Gesicht neben ihnen steht. Sie wissen, daß ihre Blicke Verräther sind, und Olexa ist, seit die rothe Kasia auf dem Hofe dient, von strengster Sittlichkeit bezüglich der Anderen.

Aber endlich dürfen sie einander, so viel sie wollen, in die mattleuchtenden, halbgeschlossenen Augen schauen, denn — „wo bleibt das verdammte Weib?" murmelt Olexa plötzlich und geht in die Hütte. Die stattliche Bäuerin ist mit ihrem Putz noch nicht fertig; vorher hat sie ihre beiden kleinen Mädchen, welche heute zum ersten Male die Pracht des Markttags sehen sollen, festlich herausstaffiren müssen. Freilich tragen die Kinder nichts als Hemden, Unterröcke und Stiefelchen, aber die Hemden sind weiß und die Gesichter gewaschen; eine unerhörte Festtracht für ein podolisches Bauernkind, welches sonst oft vierzehn Tage eine Schmutzkruste und drei Wochen ein Hemde trägt. Die Kinder blicken einander aber auch erstaunt genug an und betasten sich neugierig die Gesichter, und alle Schauer des Ungewohnten, des Außergewöhnlichen gehen durch das junge Herz. Die Mutter hat inzwischen ihr Unterkleid von grobem, braunen Loden, welches mit Streifen von hellgelber, hellrother und grasgrüner Wollstickerei überaus geschmackvoll geziert ist, hastig gegürtet und legt nun ihren Festschmuck um den Hals: Schaumünzen, grüne

und rothe Glaskorallen, wohl auch eine Schnur echter Korallen oder doch solcher, welche der Händler für echt verkauft, endlich eine Art viereckigen Medaillons aus Packfong, in welchem sich ein Amulet befindet: geweihte Knoblauchknollen. All' diese Herrlichkeit nestelt das prächtige Weib sorgsam auf dem reinen, gleichfalls mit bunter Wollstickerei gezierten Hembe fest, daß sie sich auch gehörig ausbreite und zur Geltung komme.

„Hoi! mach' fertig!" poltert Olexa unmuthig in die Hütte, bleibt aber erstaunt stehen, als er die kleinen gewaschenen Dinger bemerkt. „Wa—as?!" ruft er und die Ueberraschung fährt ihm so stark in die Beine, daß er sich auf die Ofenbank*) setzen muß. „Reingewaschen? Und frische Hemden? Zum Markttag? Haben die Kinder nicht erst am vorletzten Sonntag die Wäsche gewechselt? Was sind das für Neuigkeiten? Willst Du mich zu Grunde richten?"

„Laß nur!" wehrt Marinia ruhig ab und befestigt auf dem blonden, kurzgeschorenen Haar den sonderbar hohen Kopfputz aus weißem Tuche, welchen

*) Ein Vorsprung des riesigen Ofens, welchen man aber, wie den Ofen selbst, nur in stattlicheren Hütten findet. Bei reichen Leuten wird er auch mit einer braunen Lodendecke belegt. — Was die ganze Szene betrifft, so darf der Leser des Westens nicht glauben, daß ich übertreibe; er thäte mir Unrecht. Auch dies ist buchstäblich treu der Wahrheit nachgeschrieben.

die podolischen Bäuerinnen seit Jahrhunderten tragen und trotz seiner Häßlichkeit und Schwere wahrscheinlich in alle Ewigkeit tragen werden. „Laß nur! Das richtet uns nicht zu Grunde! Wenn nur nicht Anderes wäre!“

„Was?“ frägt Olexa und greift nach seinem Kantschu.

Aber die Marinia blickt ihn furchtlos an und zieht ruhig ihren Pelz über die Schultern. Sie weiß, daß der Bauer sie heute ganz gewiß nicht schlagen wird. Er schlägt sie eben jeden Sonntag Abend für die ganze Woche im Voraus, aber sonst nie. Es wäre gegen die Sitte — und wie würden die anderen Hausväter den Olexa ansehen, wenn sein Weib verweint zum Markte käme!

„Was?!“ äfft sie darum furchtlos sein angenehmes Organ nach. „Dein Trinken richtet uns zu Grunde!“

„Weib!“ ruft er drohend. Und dann fügt er trotzig hinzu: „Trinkst Du nicht auch?“

„Jeder Mensch trinkt,“ erwidert sie überlegen. „Man würde uns für Bettler halten, wenn ich nicht trinken würde! Aber wieviel! Darauf kommt es an! Ich trinke am Sonntag zehn „Gläschen“, am Dienstag fünf. Kann man dies eigentlich trinken nennen?!“

Zehn Gläschen sind etwa ein und einhalb Liter — und es ist Schnaps, verehrte Europäerin, stärkster

Fusel! Aber die gute Marinia hat doch Recht, das kann man in Halb-Asien kaum trinken nennen!

„Aber ich trinke ja auch nicht viel mehr!“ kreischt Olexa.

„Mach' keine solchen Späße!“ erwiedert die Marinia bekümmert. „Du trinkst in Barnow an hundert Gläschen und wie viele Du am Sonntag hier trinkst, kann gewiß kein Mensch zählen. Und was ist das Ende? Der Bettelstab — Olexa! der Bettelstab ist das Ende!“

„Aber ich habe ja heute nur drei Gulden Zins zu zahlen, die monatliche Rate für den Awrumko am Ringplatz, dem wir dreißig Gulden schulden.“

„Dem drei und Jenem fünf und einem Dritten zehn Gulden! Wir arbeiten ja nur noch für den Juden und den Edelmann! Aber wenn Du heute nur drei Gulden zu zahlen hast, warum läßt Du gleich ein Dutzend Schafe verkaufen, he? Und einen ganzen Wagen Getreide, he?“

„Weil ich heute Verschiedenes einkaufen muß. Beim Wagner ein Rad, beim Juden Kochsalz und einige Sensen.“

„Kostet das so viel?“

„Und dann brauche ich ja noch zwei Gulden, einen für den Popen, den andern für die Zigeunerin, die schwarze Aniula. Du weißt, jetzt kommt die Gewitterzeit. Der Pope dient Gott, die Zigeunerin dem

Teufel. Wer weiß, wer der mächtigere Herr ist? Wer sein Feld wahren will, muß sich mit beiden vertragen."

„Gut!" sagt Marinia, „dagegen wende ich nichts ein, das ist eine fromme, vernünftige Ausgabe. Aber was willst Du mit dem Uebrigen machen?"

„Das findet sich. Du mußt eine neue Korallenschnur haben. Groß, wie die Haselnüsse, und jede von anderer Farbe. Du weißt — wie sie Ivon Megega seiner Schwiegertochter gekauft hat. Ich lasse mich von Niemand beschämen, und wenn wir Freitag zum Ablaß nach Komorowka gehen, sollst Du genau so geputzt sein, wie die Schwiegertochter des Richters! Und nun komm!"

Dieser Olexa ist ein Diplomat. Hätte er es seinem Weibe trocken eröffnet, daß er diese Woche einen Arbeitstag verlumpen und versaufen will, er hätte ein unermeßliches Zanken und Zetern heraufbeschworen. So aber frägt die Marinia wohl: „Müssen wir denn zum Ablaß?", aber sie frägt sehr sanft und erwartet kaum eine Antwort.

Sie treten auf den Hof und besteigen den Wagen. Wassilj geht neben den Pferden her und bald vor, bald neben ihm die Xenia mit den Schafen. So geht der Zug durch das Dorf und an dem Pfarrhof vorbei, auf die Heerstraße.

Am Pfarrhof ist ein Fenster weit geöffnet; da

schaut ein wildbärtiger Mann heraus und bläst aus einem riesigen Tschibuk Rauchwolken in die Luft. Das sind Seine Hochwürden Herr Wladimir Borodaykiewicz. Seine Hochwürden tragen auf ihrem dumpfen, stumpfen Gesichte den Stempel eines ungeheuren Katzenjammers. Wenn ein Pope will, so hat er eben alle Tage Sonntag.

Die Pfarrkinder grüßen ehrerbietig, aber sobald sie außer Hörweite sind, lacht die Xenia auf und beginnt:

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' ein Wunder ich gesehn,
O ein Wunder schön und licht,
Aber ach! Ihr glaubt mir's nicht!

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' den Popen ich geseh'n —
Dünkt's kein Wunder euch, ihr Leut'?
Aber — nüchtern war er heut!

Das ist leider keine Improvisation der Xenia, sondern ein Volkslied. Leider! Es gehört mit zum Fluche dieses Volkes, daß ihm der Lebenswandel seiner einzigen Führer und Freunde oft genug auch zu solchen Liedern Stoff bietet.

Auch sonst wird zur selben Stunde viel gesungen auf der Heerstraße zwischen Biala und Barnow. Das halbe Dorf zieht dahin und von allen Seitenwegen kommt neuer Zufluß in den Strom der fröhlichen

Wanderer. Nicht an Farben fehlt's, nicht an fröhlichen Gesichtern, nicht an Sang und lustigem Lachen. Und aus der Haide und von den Feldern schallt wie zur freundlichen Antwort der Gesang der Sommervögel und die junge Morgensonne umfließt die Karawane mit ihrem goldigsten Licht. Aber wer all diesen Leuten in's Herz schauen könnte, dem würde das vergnügliche Bild vielleicht minder vergnüglich erscheinen. Denn es ist kein Zufall, wenn man im Zuge so oft das Lied hört:

Wer was hat, der muß sorgen,
Muß erwerben und muß borgen —
Nur der Pop' und Bettelmann
Sind auf Erden trefflich d'ran.

Pope muß studiren sein,
Pope kann nicht jeder sein —
Doch zur Bettlerherrlichkeit
Kann ich's bringen mit der Zeit!

Ach! wer weiß, mit welchen Empfindungen Mancher dieses lustige Lied singt! Er treibt da das letzte Stücklein Vieh vor sich hin, und wenn der kärgliche Erlös verthan ist — was dann? Dann bleibt die Hoffnung auf die Barmherzigkeit des Wucherers sein einziger Trost. Ein entsetzlicher Trost! Es gibt Viele, welche glauben, daß ein fester Hanfstrick ein besserer Trost wäre.

Noch singen sie laut, aber sie werden immer stiller,

je näher sie der Stadt kommen. Und als sie auf dem Marktplatz von Barnow anlangen, da hört man kein Lied mehr aus ihren Reihen.

Der Wochenmarkt — „Jarmarek“ heißt er in der Landessprache, eine Korrumpirung des deutschen Wortes „Jahrmarkt“ — wird auf dem „Ringplatz“ des Städtchens abgehalten. Diese öde, große, von wenigen Häusern umgebene Sand- und Mistfläche ist durch sechs Tage der Woche nur von wenigen Wagen, einigen Menschen und sehr vielen Schweinen belebt. Aber am Dienstag herrscht da ein unbeschreiblich tolles Gewirre und Gedränge, ein Treiben und Stoßen, ein Brüllen und Streiten, ein Kreischen und Lachen, ein Schnattern und Wiehern, ein Zetern und Singen, ein Jauchzen und Jammern, ein Rufen und Gröhlen, ein Feilschen und Klirren und Stampfen — das wahnsinnigste Tohuwabohu von Vieh und Menschen, welches sich die ausschweifendste Phantasie ersinnen kann. Wer da hineingeräth, dem betäubt der Qualm die Nase, der Lärm das Ohr, das Gewirr der Farben und Gestalten das Auge. Es ist anzuschauen, als hätte Jemand vernünftiges und unvernünftiges Gethier — Ochsen, Bauern, Pferde, Juden, Gänse, Städter, Soldaten, Schafe — übermüthig durcheinandergewirbelt, und als wäre das vernünftige Gethier plötzlich insgesammt wahnsinnig geworden. Diese Menschen überbrüllen sich, nicht anders, als die Unglücklichen im

Tollhause. Aber hier geschieht es just aus Berechnung, das Wort wiegt desto schwerer, je lauter es geschrieen wird — unter Niederen und Rohen ist das überall so. Darum hat in Halb-Asien das meiste Recht, den größten Vortheil, der die stärkste Stimme hat. Und diese Leute sind ja zusammengekommen, einander Vortheile abzuringen.

Es ist schwer, sehr schwer, sich in diesem betäubenden Knäuel von Vieh und Menschen zurechtzufinden. Denn dieser Markt gliedert sich nicht nach den Gegenständen des Verkaufs, hier giebt es keinen besonderen Vieh-, Kleider- und Gemüsemarkt. Neben dem Wagen, auf dem der bärtige Lippowaner Aepfel feilbietet, steht ein Jude, der einen Haufen Sensen aufgeschichtet; daneben ist eine Garküche aufgeschlagen, weiterhin ein Zelt, in dem Tuch und Linnen verkauft wird, und zwischen dieser Schnittwaarenhandlung und der ambulanten Restauration steht der Verkaufstisch eines Bilderhändlers und blöckt ein Koppel Schafe — all' dies hart nebeneinander, der Raum ist kostbar. Denn verkauft und gekauft wird für die ganze Woche nur an diesem Tage und auf diesem Platze; im Dorfe gibt es keine Krämerei und die wenigen Läden im Städtchen feiern sechs Tage lang. Darum sind hier die Meisten — nur die relativ Reichsten und Aermsten ausgenommen — zugleich als Käufer und Verkäufer erschienen, darum tritt hier oft genug der Handel in seiner ursprüng-

lichsten Form auf: als Tausch. Kurz, der Ringplatz von Barnow ist am Dienstag in der That ein Stapelplatz für die ganze Gegend, und wer ihn unbetäubt und prüfenden Auges durchwandert, gewinnt tieferen Einblick in das Treiben dieser Menschen, dieses sonderbare Treiben, in welchem die starre Eigenart dreier Völker, in welchem der Gegensatz zwischen Cultur und Barbarei zusammenfluthet oder doch kaum unterscheidbar in Eins zusammenschillert. Wer dieses Tohuwabohu versteht, versteht auch ein gut Stück Culturgeschichte von Halb-Asien.

Freilich! — wiederhole ich — es gehören starke Nerven zu diesem Studium und ferner ganz unempfindliche Rippen. Denn unter diesen Menschen gehört der Rippenstoß, von den nothwendigen Fällen abgesehen, zugleich zu dem holden Ueberfluß des Lebens, den man leicht missen könnte und doch nicht gerne mißt, zu jenen liebvertrauten Formen des Verkehrs, welche seine Würze bilden, obwohl sie, streng genommen, nicht zu seinem Inhalt gehören. Der Rippenstoß ist in Halb-Asien, was in Europa der Händedruck ist, der Morgengruß, der Abschiedsgruß. Wo sich zwei Freunde begegnen, da stoßen sie einander vor Allem in die Rippen, daß es kracht, und wenn sie scheiden, dann bearbeiten sie einander aus Zärtlichkeit so, daß sie ächzend auseinanderfliegen. Will der Verkäufer den Vorübergehenden auf seine Waare aufmerksam machen, so hält

er einen Rippenstoß für die passendste Einleitung zu einem freundlichen Anbot, und ist im Gegentheil der Verkäufer momentan beschäftigt, so eröffnet der neue Kunde das Feilschen durch einen Stoß, so daß der glückliche Inhaber einer vielbegehrten Waare den Tag über nur so hin- und hertorkelt. „Ich fühle mir die Seiten nicht,“ pflegt sich darum ein glücklicher Handelsmann stolz zu brüsten, indeß sein unbeachtet gebliebener Nachbar seufzt: „Mich hat Niemand angerührt!“ Wird man über einen Handel einig, so wird dies durch Rippenstöße gefeiert, auch die einzelnen Phasen der Verhandlung werden durch solche Denkzettel bezeichnet und ohne diese Beweise liebenswürdigen Entgegenkommens wäre wohl selten eine Einigung zu erzielen. Aber auch zartere Gefühle verrathen sich durch Püffe und es ist selbstverständlich, daß der Puff um so energischer geführt wird, je tiefer und inniger die Empfindung ist. Begegnet der junge Ruthene auf dem Wochenmarkte dem Mädchen, das er feurig liebt, so gibt er ihr gewiß einen Stoß, daß sie fünf Schritte weit fliegt, und „er stoßt mich gar nicht mehr!“ klagt seufzend eine Schöne, wenn sie einem mitfühlenden Herzen verrathen will, daß die Liebe ihres Jünglings erkaltet. Im Volksliede:

> Stieß der Kosak an sein Mädchen,
> Seufzt': „Du meine Süße!“ —
> Und sie trat zum Gegengruß
> Ihm auf beide Füße,.

und in den prächtigen, volksthümlichen Dumen des

großen Szewczenko spielt der Rippenstoß als Liebeszeichen gleichfalls keine geringe Rolle. Aber auch minder ernste Gefühle: Bewunderung mädchenhafter Anmuth, momentanes Wohlgefallen an weiblicher Schönheit verrathen sich in gleicher Weise, und nicht blos bei den Ruthenen. Durchschreitet ein polnischer Don Juan den Markt, so pufft er gewiß jedes hübsche Bauern-, Bürger- oder Judenmädchen, und in lustiger Erinnerung lebt mir das prahlende Wort einer wackeren Bürgersfrau von Barnow, der Gattin unseres Organisten: „Ach! würden Sie nur einmal nach dem Markte oder Kirchgang den Rücken meiner Tochter sehen! Blau, sag' ich Ihnen, ganz blau, es ist eine wahre Freude! Die vornehmsten Herren puffen sie — nun, wenn sich nur einmal der Rechte findet!"

So viel von dem liebenswürdigen Rippenstoß, von dem Puff als feine Umgangsform. Daß es aber auch unliebenswürdige gibt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der Wochenmarkt wird von manchem jungen, adeligen Polenstrolch besucht, der blos vom Anbetteln seiner Standesgenossen lebt, selten über einen Heller Baargeld verfügt und daher im Gewühle eigentlich gar nichts zu suchen hätte. Aber sein Amusement sucht er dort, und am Besten und Köstlichsten findet er es, wenn er greise oder kränkliche Juden mit den Fäusten bearbeitet. Früher ist dieses Gesellschaftsspiel noch viel mehr in Schwung gewesen und auch mit starken

und gesunden Juden gespielt worden, bis sich allmählig, als auch unter diesen armen, verstoßenen Menschen die Bildung zunahm und mit ihr das Bewußtsein der Menschenwürde, Einer oder der Andere fand, der dem polnischen Lumpenhunde Gleiches mit Gleichem vergalt. Erwägt man ferner, welchen Werth unter rohen Menschen die Faust als Beweismittel hat, und daß hier Meinungsverschiedenheiten gerne auf kürzestem Wege ausgetragen werden, so eröffnet sich leicht der Ausblick auf eine weitere, unendliche Reihe von Püffen, welche am Dienstag auf dem Ringplatz zu Barnow empfangen und ausgetheilt werden. Doch ist bei Zweikämpfen unter Juden auch das Bartausreißen sehr beliebt, bei Zweikämpfen unter polnischen Herren die ritterliche Ohrfeige. Und endlich ist — als das Letzte, keineswegs als das Geringste — der Rippenstoß im Dienste der Kommunikation zu verzeichnen, der Puff aus Nothwendigkeit. In wirrem Knäuel, in völliger Willkür sind die Waaren abgeladen, die Verkäufer postirt, es gibt keine Straßen und Pfade in diesem Gewirr — wer sich da hineingewagt, muß sein eigener Pfadsucher sein. Und da in Halb-Asien Europen's übertünchte Höflichkeit im Allgemeinen und das freiwillige Ausweichen im Besonderen unbekannte Dinge sind, so kommt selbst der unverliebteste und friedlichste Mensch hier jeden Augenblick in die Lage, zu stoßen und gestoßen zu werden.

Flaniren wir vorläufig am Rande der Gefahr, dort, wo die Heerstraße in den Platz einmündet. Auch dieses stillere Eingangskapitel zu der brüllenden und heulenden Culturgeschichte Galiziens bietet manche interessante Stelle, und könnte man etwa einen Geschichtsschreiber der Volkswirthschaft auf diesen Platz führen, der würdige Gelehrte würde gewiß vor Freude einen Luftsprung machen. Denn hier bleibt ihm der mühevolle Weg von den Phöniziern zu den Griechen und Römern, von den Venetianern zu der Frankfurter und Wiener Börse erspart. Hier findet er alle Stadien der Entwickelung materiellen Interessenverkehrs hart neben einander: den Tausch, den Handel, den Zwischenhandel, den Wechselverkehr, das Börsenspiel. Das ist wörtlich und buchstäblich zu nehmen. Hart neben einander! — und oft verkörpern sich in einer und derselben Person Phasen des Verkehrs, zwischen denen sonst ein unermeßlicher Abstand liegt, tausende von Jahren oder tausende von Meilen.

Wir hören's auf der Schulbank, wie einst in grauer dämmeriger Vorzeit der schlaue, dunkeläugige Handelsmann aus Tyrus an entlegener nordischer Küste gelandet und dort von den blonden kindlichen Barbaren für nützliches Eisengeräth oder unnützen Glasschmuck eingetauscht, was ihm werthvoll geschienen. Und in exotischen Reiseberichten lesen wir, wie die blonden, blauäugigen Phönizier der Gegenwart an

einer einsamen Küste der Südsee landen und von den braunen Insulanern für Glaskorallen und Messerchen köstliches Gut erhandeln. Aber es braucht nicht der ungeheuren Wanderung durch Zeit oder Raum, um solchen Handelsverkehr aus den Kindertagen der Menschheit zu belauschen. Hier auf der Straße, die zum Barnower Wochenmarkt führt, ist Gleiches zu gewahren oder doch Aehnliches.

Da stehen — eine Kette, welche die Straße absperrt und sich nur ungern öffnet — der Aaron Brennholz, der Berisch Schenkelbach, die Chane Singmirwas, die Jitta Gelber, die Sissel Diamant und noch viele andere Herren und Damen mit ähnlichen wohl- und vollklingenden Namen. Sie sind bepackt und belastet mit Allem, was eines Bauern oder einer Bäuerin Herz und Sinn erfreuen kann, mit Sensen, Bändern, Tüchern, Schnaps, Wolle, Pfeifen, Korallen, Messern, Weißbrod, Zündhölzchen, Pelzmützen, Kotzen und tausend ähnlichen Dingen. Und keine Karavane aus den Dorfschaften passirt diese lebendige Kette, ohne daß der Versuch unternommen wird, schon hier ein Geschäft zu machen, in dem für Linnen, Getreide oder Vieh jene oberwähnten Kunstprodukte angeboten werden. Nicht selten siegt Berisch Schenkelbach durch die Macht seiner Rede, den Glanz seiner Bänder, die Süffigkeit seines Schnapses, hauptsächlich aber siegt er durch die Trägheit des Bauers. Denn wer schon hier los wird,

was er zu Markte gebracht, kann sich den Tag über müßig im Gewühle herumtreiben und in einem stillen Winkel mit fröhlichen Genossen den eingetauschten Schnaps vertrinken. Für wen der Handel vortheilhafter ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Berisch Schenkelbach schreit sich am Dienstag Vormittag heiser, denn er brüllt verachtungsvoll, wenn er die geheimen Fehler eines Kalbes erörtert und flötet süß, jedoch in den höchsten Tönen, wenn er seine Sensen und Pelzmützen preist. Aber dafür macht er auch ein sehr gutes Geschäft. Weit minder bedeutend sind die Vortheile, welche sich für Jitta Gelber oder Sissel Diamant aus ihrer Kehlenthätigkeit ergeben, obwohl auch sie sich wahrlich nicht wenig anstrengen. Das sind arme, sehr arme Weiber, welche oft sammt Mann und Kindern von dem kärglichen Gewinn leben müssen, welchen ihnen der Wochenmarkt gebracht. Denn Herr Chaim Gelber verdient sich durch seine Thätigkeit keinen Hosenknopf, vielweniger einen baaren Heller. Als er, vierzehn Jahre alt, die dreizehnjährige Jitta heimführte, war er nur im Talmud bewandert, aber in keinem Gewerbe, keinem weltlichen Geschäfte, und die Existenz des jungen Paares gründete sich darauf, daß beide einige hundert Gulden bekamen und dazu das Recht, beliebig oft im Hause der Eltern zu speisen. Nun begann zwar Chaim sein Geld auszuleihen, aber ein vierzehnjähriger Talmudschüler ist ein schlechter

Geschäftsmann, und hätten ihn auch erfahrene Rathgeber unterstützt, so ist doch selbst in Galizien der Wucher nicht so horrend, daß man von den Zinsen eines so bescheidenen Kapitals leben könnte. So griffen die jungen Leute ihr bescheidenes Eigenthum an, besonders nachdem die vierzehnjährige Gattin dem fünfzehnjährigen Eheherrn ein Knäblein geboren. Und da beide ziemlich faul waren und leider nur nach einer Richtung hin fleißig, so hatten sie nach mehreren Jahren die Stube voll von Kindern, aber die Kasten leer. Chaim ließ die Hände in den Schooß sinken und fuhr fort, über schwierige Talmudstellen zu brüten; es war ja das einzige, was er gelernt, und in der „Schul'" vergaß er wenigstens der häuslichen Sorgen. Da raffte sich Jitta auf, wie unzählige andere Weiber ihres Stammes, welche in ähnliche Lage gerathen, und nahm muthvoll die Sorgen des Hausstandes auf sich; sie wurde Zwischenhändlerin auf dem Wochenmarkte. Und zu demselben Erwerbe hat sich die Sissel Diamant bequemen müssen, obwohl ihr Gatte, Herr Hirsch Diamant, ein bürgerliches Gewerbe erlernt hat, er ist Schneider. Aber daneben giebt es noch fünfzig andere Schneider in Barnow und ebenso viele Schuster und Glaser, denn wenn sich ein polnischer Jude entschließt, ein Handwerk zu lernen, so lernt er doch leider nur eines der drei genannten, weil diese mit nur geringer körperlicher Anstrengung verbunden sind. Von der

Zeit ab, wo sich dies ändert, würde eine neue, bessere Aera des galizischen Judenthums datiren, aber ach! wann bricht diese Zeit an?! Bis dahin hat das Handwerk unter diesen armen, beklagenswerthen Menschen keinen goldenen, nicht einmal einen blechernen Boden, bis dahin sind die jüdischen Handwerker in Galizien — immerhin mit zahlreichen erfreulichen Ausnahmen, aber Ausnahmen bestätigen eben auch hier die Regel — nur arme Hungerleider, die nicht einmal sich selbst ernähren können, geschweige denn Weib und Kind. Daß dießbezüglich unter den Juden des benachbarten Südrußlands viel erfreulichere Verhältnisse herrschen — dort sind jüdische Dachdecker, Klempner, Maurer eine alltägliche Erscheinung — ist ein Beweis, daß es auch hier anders sein könnte.

Die armen Weiber also haben ein bitteres Leben und es gehört wahrlich die ganze Zähigkeit ihrer Race dazu, um nicht unter der Last ihres Geschickes zusammenzubrechen. An sechs Tagen der Woche üben sie die schwere Kunst, sich hungernd und sorgend durchzudrücken, der siebente Tag, der Tag des Erwerbs ist noch trotz aller Mühen vielleicht ihr glücklichster. Denn er ist ja eben der Tag des Erwerbs. Da pilgern sie in aller Frühe zu einem Krämer ihres Glaubens und nehmen da um einen oder zwei Gulden Waaren auf Kredit, Bänder, Korallen, Liqueure, Messer. Damit stellen sie sich an die Heerstraße und tauschen

bei den Ruthenenweibern Mehl, Geflügel, Eier, Obst dafür ein, namentlich aber Gemüse, insbesondere auch Zwiebel und Knoblauch. Und mit den erhandelten Schätzen postiren sie sich nun auf dem Markte und verkaufen sie an die Bürger- und Beamtenfrauen von Barnow. Gewiß ein Exempel des Zwischenhandels, wie es ein Volkswirth nicht drastischer und lehrhafter wünschen kann.

Aber wenige Schritte davon läßt sich der Wechselverkehr beobachten. Herr Berisch Schenkelbach ist zwar heiser, aber er harrt muthig aus und operirt, von seinen Söhnen unterstützt, nach allen Seiten. Hier wird gegen einen Pflug, einige Räder und ein Fäßchen Schnaps eine Kuh eingetauscht, dort mit einem adeligen Herrn ein schriftliches Uebereinkommen getroffen — Alles auf der Straße, Berisch gibt seinen Rücken gern als Schreibtisch her, sofern nur der Herr seinen Namen auf das Papier setzt. Wohl machen nur die herabgekommenen Polen ihre Geschäfte so auf der Straße ab, während jene, welche das Dekorum wahren, den Wucherer in seiner Stube aufsuchen, aber es kommen doch sehr viele Schlachzizen auch auf der Straße zum Berisch Schenkelbach, denn es sind eben sehr viele herabgekommen. Der polnische Kleinadel ist dem moralischen und materiellen Bankerott anheimgefallen, oder geht ihm mit Riesenschritten entgegen — es ist dies eine Thatsache, welche Niemand leugnen

kann, der nicht der Wahrheit in's Gesicht schlagen will. Für die Polen ist dies freilich eine entsetzlich niederdrückende Thatsache, denn da der polnische Bauer nichts von seiner Nationalität wissen will, sich ihrer schämt, sie, wo er kann, verleugnet, und nöthigenfalls seine Sense gerade dengelt, um den Kämpfern für ein Polenreich den Garaus zu machen, da ferner der polnische Kaufmann und Bürger mehr oder minder kosmopolitisch gesinnt ist, so ist der Klein-Adel fast der ausschließliche Träger der fanatischen, polnisch-nationalen Idee, welche sich, offen oder heimlich, gegen Rußland, Oesterreich und Preußen kehrt, und mit diesem Stande erlebt auch diese Idee ihren Bankerott. Wie gesagt, das sind ausgemachte Dinge, welche sich nicht länger fortlügen und fortprahlen lassen. Frägt man aber, was diesen Stand so tief herabgebracht, so wird man den Grund hiefür nur zum Theil in den traurigen wirthschaftlichen Verhältnissen des Ostens suchen müssen, hauptsächlich aber in der noch viel traurigeren Verlotterung seiner Glieder. Man wird Herrn von Krapulinski alles Andere eher begreiflich machen können, als die Pflicht des Menschen, zu arbeiten, wenn er kein Vermögen hat, und daß der Adel kein Freibrief für Unwissenheit ist, wird ihm nie einleuchten. An seiner Ignoranz, an seiner Trägheit geht Krapulinski zu Grunde, und kein Gott hält sein Verderben auf. Freilich behauptet er, daß Berisch

Schenkelbach sein Verderben sei, aber hätte er, statt Macao zu spielen und mehrere Maitressen zu unterhalten, sich um seine Wirthschaft bekümmert, er wäre nie in die Lage gekommen, die intime Bekanntschaft dieses Herrn zu machen. Allerdings kommt selbst der solideste Landwirth zuweilen in die Lage, Geld aufnehmen zu müssen, aber für solide Wirthe gibt es auch in Galizien Geld zu soliden Bedingungen. Kurz, wer die Verhältnisse des österreichischen Ostens unbefangen prüft, kommt doch immer wieder zu demselben Resultat: wenn Krapulinski zu Grunde geht, so hat Niemand hiefür die Schuld, als Krapulinski selbst.

Derselbe Berisch Schenkelbach endlich, welcher Kälber gegen Pflüge eintauscht, die Kälber gegen baares Geld verkauft und Wechselgeschäfte macht, derselbe Berisch ist auch ein ambulantes Börsen-Comptoir. Er kauft und verkauft Renten, Grundentlastungs-Obligationen, galizische Lokalpapiere. Die Börse von Barnow ist nicht so groß, wie die von Lemberg oder Brody, aber sie ist immerhin stattlich genug, stattlicher, als es der Anzahl der Ortsbewohner entspricht. Das Börsenspiel, welches Scharfsinn und Phantasie in gleicher Weise anregt und mit keiner körperlichen Anstrengung verbunden ist, sagt der Eigenart des polnischen Juden ungemein zu, und daß vor dem Börsenkrach nur ein gut Theil des jüdischen Galiziens, nicht aber das Ganze nach Wien gekommen, ist eigentlich

wunderbar. Doch kamen immerhin ihrer genug und die zu Hause blieben, spielten dort. Manche jener neugegründeten Banken hatte fast ihre ganze Clientel in Galizien; auch Krapulinski verspielte da heftig das Geld, welches er sich geliehen. Jetzt ist dies freilich anders, aber noch immer bildet der Courszettel eine sehr eifrige Lectüre der Familienhäupter mit Kaftan und Schmachtlöcklein. Neben der großen Anzahl von Dilettanten gibt es unter ihnen auch einige Sachverständige. Am Eingange des Marktes sind einige Tischchen aufgestellt, wo Papier gegen Kupfer, Silber gegen Papier, russisches gegen österreichisches Geld gewechselt wird. Die ansehnlicheren unter diesen Wechslern sind zugleich die Börsenkönige von Barnow. Auch sie verschmähen das kleine Geschäft nicht, für einen Gulden neunundneunzig Kreuzer zu geben, aber in derselben Minute machen sie vielleicht telegraphisch durch die Unionbank ein Geschäft, das sich auf Tausende von Gulden beläuft. Möglich, daß das Telegramm unorthographisch geschrieben ist, das Geschäft aber ist gewiß, soweit sich eben die momentane Lage des Geldmarktes von Barnow aus übersehen läßt, gut ausgedacht. Denn nicht oft und nicht nachdrücklich genug kann es betont werden, welche ungemeine Intelligenz und Beweglichkeit des Geistes in diesen Leuten steckt. Wahrlich! die Zeit, wo diese guten Gaben sich nicht blos auf pecuniärem Gebiete bewähren können, diese leider noch ferne Zeit

ist nicht blos im Interesse der Juden, sondern auch im Interesse des Landes lebhaft herbeizuwünschen! . . .

All' dies läßt sich schon auf dem Wege zum Markte beobachten und überdenken. Auf dem Markte selbst wird beides schwieriger, der Püffe und des Lärmens wegen. Flüchten wir uns als vorsichtige Pilger, denen ihre Rippen lieb sind, hinter eine mächtige Karawane, welche eben in das Gewühle eindringt. Ein stattlicher, langbärtiger, langröckiger Herr, an seiner Seite eine Dame von ungeheuren Dimensionen, welche recht geschmackvoll gekleidet ist: rothes Kleid, grüne Mantille, blauer Hut und gelber Sonnenschirm; fünf junge, wohlgenährte Mädchen, welche die gleichen Farben, wenn auch in verschiedener Anordnung, aber doch mit gleichem Geschmack, auf ihrer bauschigen Hülle blinken lassen, und vier Jünglinge in einer Tracht, die zwischen der städtischen Mode und einem ehrlichen ruthenischen Bauernkostüm sonderbar, aber just nicht imponirend die Mitte hält. Das ist eine einzige Familie, der hochwürdige Herr Eusebius Tarnowiecki, griechisch-unirter Landpfarrer von Twardowka, sein Weib und seine Kinder. Ein Pfarrer erzeugt viele Kinder, wenn er ein Weib nehmen darf; das ist eine feststehende Thatsache, welche oft auch dann gilt, wenn der einschränkende Bedingungssatz entfällt. Wo diese Familie Platz hat, da können auch wir's wagen. Also langsam vorwärts!

Rechts vom Pfade, den wir uns selbst bahnen,

hocken jüdische und ruthenische Weiber auf der Erde, jede inmitten ihres Krams von Victualien. Und jede scheint überzeugt zu sein, daß wir dringendst einer Henne, einiger Eier oder doch mindestens einiger Knollen Knoblauch bedürfen, denn jede einzelne schreit uns mit durchdringender Stimme zu, daß just sie das Beste zu verkaufen hat, und die Rede schließt immer mit der Beschwörung: „Herr, Du wirst doch nicht anderswo kaufen?!“ Aber so sehr auch die Weiber lärmen, mögen sie nun mosaisch oder christlich sein, in Dem, was sie brüllen und kreischen, unterscheiden sie sich doch.

Die Ruthenin schreit jedem Vorübergehenden Dasselbe zu: „Kauft, kauft, kauft nur bei mir! Hühner, Eier, Enten — Alles frisch, Alles billig! Die jüdischen Eier stinken, die jüdischen Hühner sind alt — kauft, kauft bei mir!“ Und dies Sirenenlied brüllt sie einförmig ab, nach einer Art Melodie, welche sich durch Tradition forterbt — die ersten und letzten Worte langgedehnt bis zur Unverständlichkeit. Begleitet wird der Sang durch ein monotones Biegen und Strecken des wagrecht gehaltenen Armes, unterbrochen wird er nur, wenn sich eine Käuferin findet. Auch das vernichtende Urtheil über die Waare der jüdischen Nachbarin ist stereotyp, obwohl es etwas unlogisch ist, denn die Eier werden ja nicht von den Juden gelegt, sondern von den Hühnern auf dem Dorfe. „Stinkend“ ist überhaupt das ständige Epitheton ornans, welches

der Christ des Ostens jeder Sache beilegt, die mit dem Juden in näherer oder entfernterer Beziehung steht. Es ist oft nicht unbegründet, aber daß es so demonstrativ gebraucht wird, zeigt doch von geringer Selbstkritik. Denn jede unbefangene Nase wird zugeben, daß von den Odeurs, welche sie im Osten so nachdrücklich kitzeln, auch den Christen ihr vollgemessenes Theil gebührt, und insbesondere erinnert solch' eine wohlbeleibte Bäuerin, welche unter ihrem frischen Schafpelz im Sonnenbrande schwitzt, an manches Andere lebhafter, als an die Wohlgerüche Arabiens. Es ist leider wenig Toleranz im Osten, aber in den thatsächlichen Verhältnissen wäre es wohl begründet, wenn dort Jeder stillschweigend den Nächsten nach seiner Art riechen ließe.

Die Jüdin erlaubt sich kein ähnliches Urtheil über die Waare der Konkurrentin, aber sie weiß sich durch andere Mittel zu helfen: durch enthusiastisches Lob der eigenen Waare und durch seine Individualisirung in der Ansprache. „Herr! Herr!“ ruft sie Dir so dringend zu, daß Du unwillkürlich den Blick auf sie lenkst, „Sie sind ein feiner Herr, ein nobler Herr — aber haben Sie schon je eine solche Ente gesehen?“ Und sie hält Dir das Thier unter die Nase. „Niemand hat noch so eine Ente gesehen! So schön, so fett — das Wasser läuft mir im Mund zusammen, wenn ich sie anschau'! Aber bin ich eine reiche Frau?

Bin ich mit Enten aufgezogen worden? Aber Ihnen gönn' ich sie — von Herzen, auf Ehre! Denn warum? Sie sind ein feiner Herr, ein schöner Herr. Und wie billig sie ist — ich schäm' mich zu sagen, was ich dafür will — fünfzig Kreuzer — handeln Sie nicht mit mir — so ein Nachtmahl — wie ein Fürst! Und was wird Ihre Frau sagen, wenn Sie die Ente nach Hause bringen? „Gott über der Welt," wird sie sagen, „was für einen Goldmenschen hab' ich zum Mann. Alles versteht er, auf dem Markt kauft er besser, wie ich! Vergolden soll man den Mann!" So wird sie sagen, auf Ehre, und wenn sie nicht so sagt, so verdient sie gar nicht einen so schönen Mann, wie Sie!" — Gehst Du dennoch weiter, so wird sie freilich murmelnd noch etwas hinzusetzen, was just kein Segenswunsch ist, oder doch mindestens weniger schmeichelhaft, als was Du bis jetzt gehört. Aber zu langen Gemüthsergüssen hat Sissel Diamant keine Zeit. Da naht eine Käuferin, die hagere, verblühte, aber gefallsüchtige Gattin eines Diurnisten beim Bezirksgerichte. „Gott! Gott!" ruft Sissel im Tone höchsten Erstaunens, „wenn ich's nicht selber sehen thät', möcht' ich's nicht glauben — alle Tag', aber alle Tag' wird die „Dama" schöner und immer schöner! Es ist ein Wunder vor Gott, ein lebendiges Wunder! Diese Augen, dieses Haar und dieser süße Mund — Gott! Gott! Sie brauchen ein Schock Eier — ich

seh's Ihnen an — bei wem werden Sie kaufen? Natürlich bei Ihrer Sissel! Zwei Kreuzer das Stück, Gnädigste, es kostet mich selbst so viel, aber will ich denn bei Ihnen einen Profit? Augenblicklich soll mich der Donner erschlagen, wenn ich einen Profit will! Mir ist die Ehre genug — die schönste Frau in der Stadt! — alle Männer wichsen sich den Schnurrbart auf, wenn sie Sie von Weitem sehen. Und gar der Herr Steuereinnehmer — sterben thut er nach Ihnen — es ist ein Mitleid mit dem Mann — wenn ich ihm begegnen thu', denk ich mir: Gott soll sich seiner erbarmen, gerade in die schönste Frau hat er sich verliebt, billiger hat er's nicht thun können! Also wie viel hab' ich Ihnen zuzuzählen? Nur zwanzig Stück?! Gut. Aber anderthalb Kreuzer? Alle meine Kinder sollen mir binnen zehn Minuten an der Cholera sterben, wenn ich nicht Schaden dabei haben thät! Soll ich Schaden haben, ich, Ihre Sissel?! Was sparen Sie so? Der Herr Gemahl wird ja nächstens Bezirksrichter, die ganze Welt spricht ja davon. Er wird nicht Bezirksrichter? Nu — dann könnt' er's doch werden! — so ein schöner Herr, so ein kluger Herr! Was sagen Sie, er ist nicht schön? Gott, wie man sich täuschen kann! Und dumm ist er auch? Gott — natürlich wissen Sie es besser. So eine Frau und so ein Mann — ich hab' ja immer gesagt: wie kommt der Mann zu der Frau?! — Gott!

einen Grafen hätten Sie haben können — das Herz thut mir brechen vor Mitleid! Also zu anderthalb Kreuzer — in Gottes Namen! — aber keine zehn Kreuzer soll ich im Vermögen haben, wenn's mich nicht selbst so viel kostet! Vielleicht eine Ente gefällig — die schönste Ente — aus Silber könnt' sie sein und wär' doch nicht mehr werth! — Nichts mehr? Nun, ein anderes Mal. Gott! wie schön ist die Frau — und der Gang! wie eine Prinzessin — ich küß' die Hand — wie eine Prinzessin — auf Ehre!"

. . . Während so rechts prosaische Eßwaaren verkauft werden, haben sich zur Linken drei Vertreter freier Künste postirt. Vor Allem ein Mann mit einer Elektrisirmaschine, welcher das P. T. Publikum auffordert, gegen Erlag von drei Kreuzern die Hände auf die Griffe zu legen und sich einmal gehörig „durchblitzen" zu lassen. „Das größte Wunder, welches Gott in Paris selbst an einem heiligen Manne geoffenbart hat! Ist das größte Vergnügen und hilft gegen alle Krankheiten!" Die Bauern stehen dicht umher; hier und da entschließt sich wohl auch einer zu dem Experiment und macht dann natürlich die ergötzlichsten Grimassen. Nur Hritzko Supkowicz, dessen Hände so schwielig sind, daß sie sich wie Steine anfühlen, hat seinen Obolus umsonst erlegt; durch eine solche Haut dringt der elektrische Funke nicht und nun fordert er energisch sein Geld zurück. Aber da

mischt sich Iwan Megega, der Ortsrichter von Biala, mit seiner ganzen Autorität in den Streit. „Höre, Hritzko," sagt er, „Du hast eben gehört, daß diese Maschine von Gott ist und Du bist nur ein Schweinehirt. Mich, der ich Ortsrichter bin, hat es gehörig geschüttelt, aber für einen Schweinehirten baut Gott seine Maschinen nicht. Es muß ein Unterschied sein auf Erden, Du dummer Hritzko — den Kaiser schüttelt es gewiß noch stärker, als mich!" . . .

Daneben hat ein Bilderhändler seinen Kram etablirt. Er führt hauptsächlich katholische Heilige, dann Bilder im byzantinischen Stil für die Gläubigen griechischer Confession. Natürlich entsprechen diese Erzeugnisse dem geläutertsten künstlerischen Geschmack, insbesondere an tief gesättigter Farbenpracht wetteifern sie mit den größten Coloristen aller Zeiten. Das Blut an den Wunden ist mit allem Nachdruck signifizirt und der heilige Sebastian gleicht frappant einem eben abgestochenen Ferkel, welches man in unnützer Grausamkeit durch Heugabeln vom Leben zum Tode gebracht hat. Hingegen präsentirt sich die heilige Magdalena als ein ältliches, mit aschgrauer Haut überzogenes, überaus mageres Frauenzimmer, welches räthselhafter Weise ein vergnügtes Gesicht macht, obwohl man es, rücksichtslos genug, fast völlig unbekleidet auf Steine hingeworfen, so daß es nun hilflos auf dem Bauche liegt. Gott Vater erscheint zwar regelmäßig sehr

würdig mit einem grünen Talar und rothem Unterkleid bekleidet, aber bedenklich ist es doch, daß der alte Herr eine gar so rothe Nase hat. Auch ist er sehr wohl genährt und das Bäuchlein rundet sich behaglich. So gut geht es leider den griechischen Heiligen nicht, mager und langgestreckt, die Hände knapp an den Leib gedrückt, den Mund geöffnet, stehen sie da und könnten ohne den citronengelben Heiligenschein um das Haupt für kostümirte Häringe gehalten werden.

Auch patriotische Bilder sind zu sehen: Der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin, Marschall Radetzky und — Freiherr von Kempen. Denn in entlegeneren Landstrichen behält man oft noch Moden bei, die im Centrum längst außer Geltung gekommen, und so gilt hier Baron Kempen noch als ein Mann, den man gern an einen Nagel hängt. Alle diese Bilder finden eifrige Käufer, denn so arm ist kein Bauer, daß er nicht mindestens seinen Schutzpatron gerne in der Stube hätte und dazu die beiden erlauchten Paare. Man mag nirgendwo die vier Bilder in so miserabler Ausstattung antreffen, aber auch nirgendwo so häufig, wie im östlichen Galizien. „Denn durch den Oesterreicher sind wir erst Menschen geworden," sagt der Ruthene und vom Sohn auf den Enkel vererbt er die Dankbarkeit gegen den Staat, welcher ihn dem polnischen Adel und damit der grauenhaftesten Sklaverei entrissen. Daß ein deutsches Be-

amtenthum in Galizien nur zur Zeit der Reaktion bestand, ist freilich wahr, aber unser Bauer hat nichts von dem Druck der Reaktion gespürt, er hat nur die Wohlthat empfunden, daß es eine Macht gab, welche ihn gegen seinen Todfeind schützte, gegen seinen Quäler und Peiniger: den polnischen Herrn. Daß die Aufhebung der Robot nur in Folge einer Revolution erfolgt, ist ebenso unbestreitbar, aber unser Bauer weiß nur, daß der Kaiser die Aufhebung der Robot verfügt und daß der Pole sich darüber geärgert. Und weil dem Polen das gegenwärtige Regime recht ist, da es das Land in seine Hände gegeben, darum ist der Bauer der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß dem Kaiser die Verfassung nicht recht paßt, und darum paßt sie auch ihm nicht. Der arme Bauer weiß ja nicht, daß die polnische Verwaltung Galiziens, dieses brutale Willkürregiment gegen Juden und Ruthenen, auf das Schlimmste gegen den Geist der Verfassung verstößt, welche nicht duldet, daß Jemand um seines Glaubens, um seines Volksthums willen leide. Er lernt nur den Mißbrauch der Ausführung kennen und leidet darunter. „Was den Polen freut, ärgert den Kaiser“ und umgekehrt, das ist das politische Dogma des ruthenischen Bauern. Gewiß eine kindlich naive Auffassung, aber wenn Ihr genug darüber gelächelt, dann überdenket sie auch reiflich und erkennt, daß ein gesunder Kern darin steckt . . .

Außer den Heiligenbildern und patriotischen Lithographien für die Bauern führt der Bilderhändler auch eine Waare, welche auf den ganz anders gearteten Patriotismus der Städter spekulirt. Die Krakauer Königsgruft, Portraits von Kosciuszko und Langiewicz, Darstellungen aus dem letzten polnischen Aufstand, Gräuelszenen der russischen Tyrannei u. s. w. Auch jenes beleibte Weibsbild, welches dem letzten polnischen Diktator bei Tag und Nacht so treu zur Seite geblieben, die Heldenjungfrau Pustowojtoff, ist stets in einigen Exemplaren auf Lager. Sie erscheint hier, was sie keineswegs in allen Situationen ihres öffentlichen Lebens gethan, in hochgeschlossenem, mit Panzerschuppen bedeckten Gewande. Wüßte sie, in welcher Gesellschaft sie hier zuweilen auftritt, ihr bekanntlich so überaus keusches Herz würde sich sehr darüber grämen. Denn der Händler führt auch jene bekannten Lithographien mit französischen Unterschriften, junge Damen darstellend, welche so vollblütig sind, daß sie sich in ihrer Bekleidung auf das Nothwendigste beschränken müssen. Man trifft diese sittlich und künstlerisch gleich hochstehenden Bilder in großen Mengen als Wandschmuck in den Häusern des polnischen Kleinadels — noblesse oblige, man muß auch für die Kunst etwas thun. Für dasselbe Menschengenus, sowie für die Kavallerie-Offiziere, welche auf den elenden Dörfern kantoniren und größere Langeweile empfinden, als sich

die ausschweifendste Phantasie ausmalen kann, führt der Händler endlich auch Photographien und illustrirte Werke aus Hamburg und Altona, welche auf röthlichem Papier gedruckt sind. Oder ist das arme Papier erst roth geworden, nachdem man diese sauberen Dinge darauf gedruckt?!

Letztere Erzeugnisse werden in geschlossener Lade geführt, von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil sonst Iwan Megega und die anderen Bauern diese empörenden Cochonerien erbarmungslos zerfetzen und in den Koth treten würden. Es ist viel gesunde Sinnlichkeit in diesem Stamme, aber — just eben darum — auch viel gesunde Sittlichkeit, und wenn auch Bodenstedts feierliche Versicherung, daß sich unter den Millionen kleinrussischer Volkslieder kein einziges zotenhaftes befinde, jedem Kenner dieses Volksliedes ein Lächeln abnöthigen wird, so ist doch dies Lied in der That relativ reiner, als das anderer slawischer Stämme, z. B. der Mazuren, in welchem die Zote geradezu dominirt. Seine sonstigen Waaren aber hat der Händler möglichst einladend gruppirt und Iwan Megega gibt unter beifälligem Gemurmel seiner Ortsgenossen sein Urtheil darüber ab.

Vor Allem über die Heiligenbilder. „Aber die Religion,“ bemerkt er zunächst so im Allgemeinen, „aber die Religion ist eine sehr gute Sache und es ist wirklich vortrefflich, daß sich der alte Herr den

Juden und der junge Herr seinen Jüngern geoffenbart hat. Denn wenn sie es nicht ausdrücklich so schön gesagt hätten, so wüßten wir ja nichts davon und hätten keine Religion. Und dann würden wir so in den Tag hineinleben, wie ein Ochs oder ein Maikäfer. Jetzt ist das Gottlob anders und die Religion ist tröstlich und erquicklich, man könnte sie mit einem Pelz vergleichen. Denn einen Pelz kann man immer tragen und es ist immer zum Guten. Im Sommer wendet man das Fell nach auswärts und es hält die Hitze ab, im Winter wendet man es nach innen und es nützt gegen die Kälte. So hält uns die Religion, wenn wir in Freuden sind, den Hochmuth und Stolz ab, und wenn wir im Leid sind, die Trauer und Kleinmüthigkeit. Nun gibt es freilich verschiedene Religionen, die Polen sind römisch-katholisch, wir Ruthenen haben unseren echten, wahren, ewigen Glauben, die Juden jenen, welchen ihnen der alte Herr geoffenbart hat. Daran glaubt freilich der Alte selber nicht mehr, denn sonst hätte er ja nicht seinen Sohn auf die Erde gesendet, aber wenn schon leider die Juden so dumm sind — was soll man mit ihnen machen? Nichts, Ihr Leute — nämlich man soll sie bei ihrem Glauben lassen und die Polen auch. Denn wenn wir es reiflich überdenken, so gibt es ja auch verschiedene Arten von Pelzen; wir tragen unsern Schafpelz, der Jude einen Fuchspelz, der Pole einen Bärenpelz, das heißt: wenn

er ihn nicht versetzt hat, was leider so oft der Fall ist, aber dafür kann kein Mensch was. Also es gibt verschiedene Pelze und verschiedene Religionen und jeder soll zusehen, wie er sich in seinem Pelze fühlt. Aber Niemand soll dem Andern den Pelz vom Leibe reißen, weil er den seinigen für besser hält. Nun sehet Ihr, meine lieben Leute, hier sehr verschiedene Bilder, wie auch ein Bärenpelz andere Knöpfe hat, als ein Schafpelz. Der Fuchspelz aber hat gar keine Knöpfe, das heißt — hehe! — Ihr versteht mich schon — in Wahrheit hat er Knöpfe, aber die Juden haben keine Bilder, auch singen sie nicht und tanzen nicht und sind überhaupt sehr betrübte Leute. Aber die Polen haben hier die Bilder ihrer Heiligen und wir die unserer, und welche mir besser gefallen, brauche ich auch nicht erst zu sagen, denn Ihr seid freilich nicht so gescheidt wie ich, der ich dem Kaiser als Korporal gedient habe und schon so lange Ortsrichter bin, aber dumm seid Ihr auch nicht. Also natürlich! die unsrigen gefallen mir besser, denn erstens halte ich an unserem Glauben, und zweitens sehen alle unsere Heiligen mager und traurig aus und das schickt sich so. Denn wer sich in diesem Jammerthale so brav aufgeführt, daß er nach dem Tode heilig gesprochen wird, der kann hier nicht so vergnügt leben, daß er fett davon wird, und dann muß er auch immer den Kopf hängen lassen, weil er zusieht, wie sich die Gott-

losen in der üppigen Sünde herumwälzen, wie die Säue in der Lache. Die polnischen Heiligen aber sehen so fröhlich und wohlgenährt aus, als hätten sie immer Braten und Wein gehabt und wären den Mädchen nachgelaufen. Uebrigens will ich sie gewiß nicht beleidigen, christliche Heilige sind sie ja doch, und die Polen sollen sich ihre Heiligen kaufen, wir aber die unsrigen, und ich selbst kaufe mir einen heiligen Euphronius, wenn ich ihn sammt dem Rahmen um einen Gulden bekommen kann." . . .

Das bringt er auch zu Stande, freilich nur gegen Daraufgabe von zwanzig Kreuzern, weil der Rahmen allein so groß und schwer ist, daß sich mit ihm ein kleines Holzgeschäft etabliren ließe. Iwan Megega blinzelt vergnügt, während er das Bild in der Hand wiegt, dann wendet er sich den anderen Kunstwerken zu und gibt sein Urtheil um so unbefangener ab, da er nur noch als Kritiker auftritt, nicht mehr als Käufer. „Dieser Herr Kaiser," sagt er und entblößt ehrfurchtsvoll das Haupt, indem er den Titel ausspricht, „ist mir persönlich nicht bekannt, und ich kann daher nicht beurtheilen, ob er wirklich so stattlich ist. Wenn aber ein Herr Kaiser nicht stattlich sein sollte — wer denn dann sonst, Ihr Leute? Auf der goldenen Medaille, welche er mir geschickt hat und die ich hier auf der Brust trage, ist er sogar noch viel schöner. Wenn mir Gott das Leben schenkt, so fahre ich noch einmal

mit dem Wagen, welchen das eiserne Pferd zieht, von Tarnopol nach Wien und gehe dort in das goldene Haus, wo der Herr Kaiser wohnt, und wenn mich die Wache nicht durchlassen will, so sage ich nur kurz: „Brüderchen, mach' Dich nicht lächerlich, ich bin ja der Iwan Megega, der Richter von Biala." Dann entschuldigt sich die Wache und ich trete in das Zimmer, wo der Herr Kaiser sitzt. „Guten Morgen," sag' ich, „ich bin Dein alter Iwan, dem Du die Medaille geschickt hast, weil er Deine Kassen mit seinem Leibe gedeckt hat, als diese verdammten Husaren, diese Zigeuner, diese Rebellen aus Galizien nach Ungarn durchgebrannt sind, und der noch heute, obwohl ein alter, dicker Kerl, jeden Augenblick bereit ist, für Dich und Dein Haus sein Leben zu lassen." — „Lieber Iwan," wird er sagen, „setze Dich zu mir, rauche Dir diese Cigarre an, welche drei Kreuzer kostet, es freut mich sehr, daß Du mich endlich einmal besuchst. Ich habe Dich ja auch zu mir einladen lassen und Dir von Zeit zu Zeit Grüße geschickt, hat es Dir denn mein Bezirkshauptmann in Barnow nicht ausgerichtet?" — „Keine Silbe," sag' ich, „weil er so ein Pole ist." — „Diese Polen," sagt er darauf, „so viel Verdruß machen sie mir! Aber wie steht es in Biala?" — „Gut, Herr Kaiser," sage ich, „aber wie gehen Deine Geschäfte?" — „Nicht besonders," sagt der Herr Kaiser und seufzt. „Zwar in meinem Hause — da steht Alles gut — ich habe eine liebe, schöne

Frau und meine Kinder sind Gott Lob wohlgerathen! Mein Sohn macht mir viele Freude, ein kluger, wohlgerathener, braver Mensch, der sich auch eine hübsche, liebe Frau ausgesucht hat, und meine älteste Tochter habe ich gut verheirathet und habe ihr mit Gottes Hilfe eine gute Ausstattung mitgeben können. Aber im Staate steht es leider nicht so gut. Bald hat man mit den Böhmen Verdruß, bald mit den Polen, bald mit den Ungarn, auch die Geldsorgen gehen ewig fort, weil die Leute ihre Steuern nicht pünktlich bezahlen. Von Biala hört man freilich das Beste, weil dort Du, Iwan, auf Ordnung siehst. Du dienst mir als Richter sehr gut, aber dennoch habe ich mir oft gedacht: es ist ewig schade, daß Du schon als Korporal Deinen Abschied genommen hast. Hättest Du fortgedient, Du wärest längst General, und dann wären auch meine beiden Kriege anders ausgefallen, denn Du hättest gewiß die Italiener und die Preußen besser bedient, als meine Grafen!" — „Daran habe ich auch selbst schon manchmal gedacht," erwidere ich, „aber das ist nicht mehr zu ändern." — „Freilich nicht!" erwidert der Herr Kaiser, „sprechen wir von lustigeren Sachen." Und dann läßt er Wein holen und sagt der Frau Kaiserin, daß sie uns etwas Warmes kocht, und wir sitzen so vergnüglich beisammen und plaudern. Denn warum sollte der Herr Kaiser weniger leutselig mit mir sein, dem Ortsrichter von Biala, als sein

seliger Herr Onkel, der Kaiser Ferdinand, mit mir war, obwohl ich ihm damals nur als Gemeiner diente? Und hat der hochselige Kaiser damals nicht eigens für sich und mich „Grazy und Kascha" kochen lassen und mir Wein und Schnaps vorgesetzt und vergnüglich mit mir geplaudert?!*) Also wird es auch der junge Herr Kaiser thun, wenn ich nur einmal nach Wien komme!"

Die Zuhörer nicken ehrfurchtsvoll. Nur Einer von ihnen, Janko Simanczuck, ein junger Urlauber, der mit seinem Bataillon einige Monate in Wien gelegen, hat eine Anwandlung von schnöder Skepsis. „Es wird gewiß so sein, Herr Richter," sagt er, „aber woher wißt Ihr, daß Euch unser Herr Kaiser schon mehrere Male hat einladen lassen, wenn es doch der Pole nie ausgerichtet hat?!"

„Woher ich das weiß? Du Gelbschnabel!" erwidert Iwan Megega erzürnt. „Weil ich mit der Medaille zugleich ein Dekret bekommen habe! Und darin steht, daß mir der Herr Kaiser die Medaille schickt, weil er sich dankbar der Dienste erinnert, welche ich ihm geleistet. Ein Kaiser hat ein besseres Gedächtniß,

*) Wie dies zugegangen, habe ich bereits an anderem Orte erzählt, in meinen Culturbildern „Aus Halb-Asien" (Zweite Auflage. I. Band 92 ff.) Iwan Megega ist keineswegs, wie hier gelegentlich bemerkt sein möge, eine erfundene Figur, sondern ein wirklich und zwar sehr vergnügt lebender Ortsrichter.

als ein anderer Mensch — darum ist er ein Kaiser! Und einen Menschen, an den er sich immer dankbar erinnert, will er auch einmal sehen! Das ist klar wie der Tag, Du Gelbschnabel! Glaubst Du vielleicht, daß ich ein Aufschneider bin, wie Janko Czupka?!"

Dann fordert Iwan seine Mitbürger auf, die Portraits des Kaisers und der Kaiserin, dann des Kronprinzen und der Kronprinzessin zu kaufen. „Ich selbst habe sie natürlich schon, aber wenn auch nicht Jeder ein Mann ist wie ich und eine Medaille und ein Dekret hat, so soll doch Jeder diese Bilder in seiner Hütte haben. Denn der Mensch soll wissen, wer sein Herr ist, und soll seinen Herrn wenigstens aus dem Bilde kennen!"

„Diese Polen freilich," fährt er fort, „hängen sich ganz andere Bilder an die Wände, z. B. den Herrn Kosciuszko, dann diese Frauensperson da. Und dann stellen sie sich vor die Bilder hin und nehmen das Maul voll und strecken die Hände aus und rollen die Augen wie der Pfarrer auf der Kanzel. Und dann fangen sie an zu schreien: „Polen war einst, und Polen ist jetzt in unseren Herzen, und Polen wird wieder erstehen, bis die Zeiten besser werden." Und dann weinen sie und trinken Wein und weinen wieder und trinken immer mehr — aber davon allein, Ihr Leute, werden die Zeiten für die Polen noch nicht besser werden! Und dabei sind zwei Dinge merk-

würdig: die braven Polen sprechen weit weniger von diesen Sachen als die lumpigen — und zweitens: je schlechter es den Polen geht, desto mehr deklamiren sie und zeigen stolze Gesichter. Das ist ganz so, wie mit dem Gesichte unserer früheren Bezirksrichterin, der Gattin des Herrn Lozinki, den jetzt gewiß der Teufel in der Hölle unten mit besonders glühenden Zangen zwickt. Wenn diese Frau angegriffen war, so hat sie sehr roth ausgesehen, und wenn sie gut ausgesehen hat, so war sie blaß. Das war natürlich — sie hat sich geschminkt, wenn sie angegriffen war. Und so schminken sich die Polen mit ihrem Stolze, wenn es ihnen schief geht. Aber man sieht ihnen diese Schminke ebenso an, wie einmal der Frau Lozinska."

Wieder ein Gemurmel der Zustimmung unter den Bauern. Iwan lächelt selbstbewußt, aber plötzlich wird er sehr ernst, sein Blick ist auf jene Lithographien gefallen, welche vollblütige Damen vorstellen. „Ich verstehe sehr Vieles," spricht er sinnend, „sonst wäre ich nicht Korporal geworden und dann Ortsrichter, aber wozu Gott die Schandkerle leben läßt, welche solche Bilder machen und kaufen, das begreife ich nicht. Wenn noch das Zeug lebendig wäre — — es gibt nun einmal viel Lumperei auf der Welt. Aber so! Wie ein Frauenzimmer aussieht, weiß doch jeder Mann, und wenn er's noch nicht weiß, so kann er wahrhaftig warten, bis er es erfährt! Pfui, pfui, kommt, Ihr Leute!"

Und der würdige Richter und sein Gefolge wenden sich ab und dem dritten Künstler zu, der sich an dieser Stelle des Marktes produzirt.

Das ist ein „Kobsar“, ein greiser blinder Sänger, der, von einem Kinde geleitet, von Markt zu Markt zieht, von Dorf zu Dorf, und dort den Leuten seine Lieder singt, sonderbare Lieder nach sonderbaren Melodien. Seinen Namen hat er von dem kleinen flachen Saiteninstrument, einer Art Leier, der „Kobsa“, welche er am Bande trägt und mit der er seinen Sang begleitet. Was er seinen Volksgenossen vorträgt, ist dasselbe, was einst Homer und die Homeriden den Hellenen zugesungen: die Heldengeschichten der Vorzeit in schlichter und doch echt poetischer Form. Es ist ein komisch-wehmüthiger Gegensatz zwischen Sang und Sänger — der greise Bettler, welcher armen geknechteten Bauern, welche seit Jahrhunderten und auch heute noch unter der Peitsche des polnischen Herrn seufzen, in aufregendem Rhythmus die kühnen Thaten vorträgt, die einst ihre glücklicheren Ahnen vollbracht...

Hei! wer ruft dort durch die Steppe?!
Herr Hamalja ist's, der Hetman,
Ruft: Ihr Falken, tapfere Falken,
Wohin wollt Ihr heute fliegen?!
Nach Skutari, auf Bajdaken,
Fahren wir hinab den Dniepr,
Weiter durch die blaue Meerfluth,
Daß der dicke Türke zittert —

Oder wollt Ihr gegen Lemberg,
Wo der feige Ljach sich ducket
Hinter seinen weißen Mauern
Vor der Steppe kühnen Söhnen?!
Oder wollt Ihr, Haarzopfträger,
Wieder einmal gegen Norden,
Wo wir jüngst den Knollennasen
Schwere Beute abgewonnen?! . .

Es ist wenig aufgezeichnet von diesen Liedern. Aber wer mitten in diesem Volke aufgewachsen, dem bleibt doch eine oder die andere Stelle im Gedächtniß haften, und so ist mir der Sang vom Hetman Hamalja in der Erinnerung geblieben und ich habe ihn in schlicht getreuer Uebersetzung wiedergeben können. Ein Gedicht, und doch zugleich ein historisches Aktenstück, welches genau bei der Wahrheit bleibt. Denn zur Zeit dieses Hetman waren die Ruthenen — die „Haarzopfträger", weil sie breitgeflochtene Zöpfe von der rechten Schläfe herabhängen ließen, wie es noch heute bei einigen Kosakenstämmen üblich — in der That ein freier, kühner Kriegerstamm, der sich auf friedliche und blutige Arbeit gleich gut verstand, sein Staatswesen, eine Art patriarchalischer Republik, in Ordnung hielt, in ruhigen Zeitläuften von Ackerbau und Pferdezucht lebte, aber auch zuweilen, so oft es ihm beliebte, unter freigewählten Heerführern seinen Nachbarn den Fuß auf den Nacken setzte. Hamalja hatte in der That die Wahl, seine Krieger auf „Bajdaken" (Barken) den

Dniepr hinab und an die türkischen Gestade zu führen, oder gegen die Polen („Ljachen“), welche sich nach blutigen Kämpfen endlich in Lemberg festgesetzt, oder gegen die „Knollennasen“, die Moskowiter. Heute sind die Ruthenen einer der unglücklichsten, zertretensten Volksstämme auf Erden. Jeder Versuch, die Kraft ihres Volksthums neu zu beleben, wird grausam niedergehalten. Und die solchen Frevel üben, sind nicht etwa fanatische Moslims, sondern Volksgenossen, Slaven: in Oesterreich die Polen, in Rußland die Moskowiter . . .

Es ist wehmütig-komisch, wiederhole ich, diesen Sänger und sein Publikum zu beobachten. Die Bauern lauschen andächtig und mancher Kreuzer fällt in die Mütze des Bettlers. Auch ihre Gesichtszüge beginnen sich allmählig zu verändern; es zuckt und zittert in diesen sonst so stumpfen Zügen und in den Augen blitzt ungewohntes Licht auf. Und schließlich fallen sie halblaut ein und singen mit. Seht Euch nun den Janko Simanczuck an, den Urlauber. Er sieht sonst genau so aus, wie jeder andere ruthenische Bauernsohn, um kein Haar geistreicher oder beweglicher. Aber wie er nun den alten Schlachtgesang seines Volkes mitsummt, da ist in diesem Jünglingsantlitz ein seltsamer Zug erwacht, der früher gleichsam darin geschlummert, und nun wird begreiflich, warum man einst die streitbaren Söhne dieses Volkes „Falken“ genannt . . .

Aber der greise Sänger ermattet bald und wie er verstummt, ist auch der Bann gewichen, der sich um die Seelen seiner Hörer gelegt. Der Urlauber Janko ist wieder nur ein junger Bauernlümmel, ein „Burlak“, wie andere, die Züge der Alten werden wieder stumpf und melancholisch wie vordem, und Iwan Megega fährt wie aus einem Traume auf und sagt seufzend: „Das sind vergangene Zeiten, da hat es ja noch keine Gensdarmerie gegeben! ... Jetzt sind wir friedliche Leute; wir wollen nichts, als daß man uns in Ruhe läßt! Und Du, Alter, schweige nun von den alten blutigen Geschichten und singe uns etwas Lustiges!“

Auch das kann der „Kobsar“; es stehen nicht blos die historischen Lieder, die „Dumen“, auf seinem Repertoire, sondern auch „Dumki“, kleine Liebeslieder und „Szumki“, Scherz und Schelmenlieder. Aber wenn er „Dumen“ singt, so ist der alte Mann ehrwürdig und ergreifend, während es nur komisch und peinlich wirkt, wenn er mit zahnlosem Munde singt:

Auf den Bergen grünt die Tanne
Und im Thal die Buche,
Hinter'm Berge wohnt die Liebste,
Die ich sehnend suche.

Wüßt' ich mir nur einen Zaub'rer,
Einen klugen, schnellen,
Ließ ich gleich die Berge ebnen
Und die Tannen fällen!

Oder auch:

Unsere Lieb' begann mit rothen Rosen —
Doch mit rothem Blut hat sie geendet,
Unsere Lieb' begann mit süßem Weine —
Doch mit bitt'rem Gift hat sie geendet.
Denn den Wein vergiftete ein Zauber
Und ein Fluch fiel welkend auf die Rosen —
Hoho! du mein liebes Mädchen!
Weh! Weh! du mein liebes Mädchen!
Hoho! Weh! Weh!

Auch „Szumki“ singt der „Kobsar“, Lieder von glühendster und dabei naivster und gesundester Sinnlichkeit, doch ist es vielleicht besser, wenn ich einem Publikum, welches schließlich doch nicht ganz so naiv ist, wie mein Freund Iwan Megega, keine Proben hievon mittheile. Wie viel der Sänger dabei aus Eigenem hinzuthut, ist wohl überaus schwer zu controliren, unter den Russinen singt Jeder und dichtet fast Jeder, das Volkslied ist nichts Todtes, nichts Abgeschlossenes; es wächst und blüht und knospt noch immer, und so, wie jeder Frühling den Ebenen Ost-Galiziens und den Steppen der Ukraine unzählige Blüthen bringt, so wachsen und blühen da auch alljährlich unzählige Lieder. Sie behandeln nicht blos die Liebe und den Frühling, sondern auch Vorkommnisse des Alltagslebens. So singt z. B. unser „Kobsar“:

Wohin haben sie ihn geschleppt, den armen Wassilj?
Nach Tarnopol haben sie ihn geschleppt!

Und was haben sie dort mit ihm gemacht, mit dem armen Wassilj?
Die Haare ganz kurz abgeschoren!
Und was haben sie noch mit ihm gemacht, mit dem armen Wassilj?
Einen weißen Rock angezogen!
Und was hat er sonst bekommen, der arme Wassilj?
Einen Czako und ein Gewehr!
Und wohin haben sie ihn dann geschleppt, den armen Wassilj?
Nach Italien haben sie ihn geschleppt!
Und was hat er dort thun müssen, der arme Wassilj?
Reis hat er dort essen müssen!
Und was hat er noch thun müssen, der arme Wassilj?
Dem Kaiser das Land vertheidigen!
Und warum kommt er denn nicht zurück, der arme Wassilj?
Weil er eine Kugel im Herzen hat!

Aber Iwan Megega schüttelt zürnend den Kopf. „Wenn Jemand dem Kaiser dienen muß, so ist er gar nicht zu bedauern! Nur wenige bringen es bis zum Korporal, das ist freilich wahr, aber der Soldatenstand ist ein Ehrenstand, und wer einen ehrlichen Soldatentod stirbt, dem soll man nicht nachklagen, sondern ihn beneiden! Daß Du mir keine solchen Lieder mehr singst, Alter!“

Der „Kobsar“ ist zerknirscht, denn Iwan ist ein sehr einflußreicher und gewichtiger Mann. „Vielen gefällt es,“ murmelt er zur Entschuldigung, „und“ fügt er rasch hinzu, „was ich nun singe, wird Euch gewiß gefallen“:

Fleisch und Blut
Hat der arme Bauer auch,

Klopfend Herz und warmen Hauch,
Fleisch und Blut!

Pole merk's!
Solltest du's einmal vergessen,
Werden dich die Raben fressen,
Pole! merk's!

Und des Sängers innere Stimme täuscht ihn nicht, das Lied gefällt sehr und Iwan reicht ihm zur Belohnung zehn Kreuzer Silber. Denn der Richter von Biala ist ein warmer Förderer der Kunst.

Aber wir haben uns lange bei den Künstlern am „Jarmarek“ zu Barnow aufgehalten, sehen wir nun wieder nach den Geschäftsleuten. Zunächst nach jenen, die in Obst machen, in Gemüse und in Vieh.

Es sind wunderschöne Aepfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen, im Herbste prächtige Melonen und Trauben am Ringplatz von Barnow zu haben, aber nicht bei den Bauern, auch nicht bei den Judenweibern. Was auf den Dörfern von Ruthenen gezogen wird, sind sehr mittelmäßige Früchte, aber dies ist nicht Schuld des Bodens, sondern der mangelhaften Cultur. Unser Bauer ist ein schwer bewegliches Stück Menschheit; die Obstzucht könnte ihn wohlhabend machen, wie sie den Fremden auf seinem Boden wohlhabend gemacht, aber er thut für seine Bäume nichts mehr und nichts anderes, als was Vater und Großvater dafür gethan. Nur der Fremde weiß treffliche Früchte zu ziehen.

Es sind eigenthümliche Menschen, diese Fremden. Sie kommen mit den Frühlingswinden, miethen den Bauern und Edelleuten gegen mäßigen Zins die Obstgärten ab, bleiben den Sommer über als stille, nüchterne, fleißige Gäste, verkaufen auf den Märkten einen Theil ihrer Frucht, schicken das Uebrige zu guten Bedingungen an Commissionäre ihres Stammes und Glaubens, welche in den großen Städten des Landes sitzen, und scheiden im Herbste, um den Winter in ihrer entlegenen Heimat zuzubringen. Dann suchen sie im Frühling wieder dieselben Stätten auf und so vielleicht ein langes Leben lang. Aber deshalb treten sie doch mit den übrigen Bewohnern des Landes in keinen andern Verkehr, als den nothwendigsten, nehmen keinen Antheil an ihren Freuden und Leiden, verbitten sich jede Theilnahme an dem eigenen Schicksal und setzen jeder Frage, die nicht ihr Geschäft betrifft, hartnäckiges Schweigen entgegen. Was sie von allen Anderen scheidet, ist nicht etwa die Sprache, denn sie sind aller Zungen des Landes kundig, nicht die Tracht, so absonderlich sie sein mag, und im Grunde nicht einmal der Glaube, denn die Einen von ihnen sind Juden, die Anderen Christen. Nur der Aberglaube ist's.

Freilich sind sie sonderbare Juden, sonderbare Christen. Denn die Obstzüchter in Podolien sind Karaiten und Lippowaner.

Man weiß wenig genug von dem inneren Leben

der beiden Sekten. Bis vor wenigen Jahren wußte man nur, daß sich jede von ihnen für die Besitzerin des alleinigen, wahren Gottesglaubens halte und den Verkehr mit Anderen deshalb vermeide, weil sie die übrige Menschheit für unrein halte. Man wußte, daß dem Karaiten jeder andere Jude gleich fern stehe, wie der Christ oder Heide, dem Lippowaner jeder andere Christ. Man wußte, daß sie stille, düstere, fleißige Leute seien, pünktliche Steuerzahler, abhold jedem geistigen Getränk und jeder lärmenden Freude. Erst um 1860 ist es einem Breslauer Gelehrten gelungen, mit einer Karaiten-Gemeinde in Verkehr zu treten und ein Bild dieser merkwürdigen, religiösen Genossenschaft zu bieten, erst 1875 hat sich der Schreiber dieser Zeilen als der erste Ungläubige, der den heiligen Boden betreten durfte, Zutritt in das Kloster und die Pfarre der Lippowanet, zu Fontina alba in der Bukowina, zu verschaffen gewußt*). Nun weiß man, daß beide Sekten im innersten Kern verschieden sind, die Karaiten repräsentiren das biblische Judenthum, verquickt mit quietistischen Elementen, so wie einzelnen Zügen des Urchristenthums; bei den Lippowanern hingegen hat sich der an sich starre byzantinisch-orthodoxe Glaube und Aberglaube völlig versteinert, und

*) Eine Schilderung des Klosters und der Bräuche der Lippowaner habe ich an anderem Orte gegeben. Vgl. „Aus Halb-Asien“, Zweite Aufl. Band II. S. 305 ff.

ist in einen so abenteuerlich-herben Formencult ausgeartet, daß diese armen Leute, wenn sie lateinisch verständen, mit größerem Recht, als jede andere Sekte von sich behaupten müßten: „omne humanum nobis alienum est.“ Aeußerlich aber haben sie viele Berührungspunkte: der Karaite und der Lippowaner spricht, wenn er nicht anders muß, großrussisch; beider Tracht ist die altmoskowitische: hohe Stiefel, ein rothes, blousenartiges Untergewand aus Zwillich, darüber ein langer Kaftan aus blauem Tuch, mit einem rothen Wollenstreifen gegürtet, eine Pelzmütze, langes Haar und langer Bart. Sie stehen mitten im tollen Drängen und Lärmen still und ernst auf ihren Obstwägen und bedienen die Kundschaft, die herantritt; kein Lippowaner, kein Karaite lockt den Käufer durch Schmeicheleien oder Rippenstöße heran. So unterscheiden sie sich in Erscheinung und Benehmen auf das Schärfste von sämmtlichen anderen typischen Figuren des Marktes und müssen dem Beobachter vor Allem in's Auge fallen. Von fern mag wohl auch ein geübtes Auge einen Karaiten für einen Lippowaner halten und umgekehrt; in der Nähe nicht einmal ein ungeübtes. Der Lippowaner hat slavo-mongolischen, der Karaite orientalischen Gesichtsschnitt. Wenn aber auch dies Unterscheidungszeichen keinen sichern Schluß zulassen sollte, ein anderes wird niemals trügen: der Karaite läßt mit sich handeln, der Lippowaner niemals.

Was er einmal ausgesprochen, gilt, selbst wenn es ihn hinterher reut.

Hier in der Nachbarschaft der Sissel Diamant seht Ihr einen solchen mächtigen Obstwagen auf niedrigen Rädern und auf dem Kutschbock sitzt rittlings der alte Händler und blickt aus schiefgeschlitzten Mongolenaugen melancholisch vor sich hin. Eine Käuferin tritt heran, die schönste Frau von Barnow, um derentwillen der arme Steuereinnehmer einem frühen Tode entgegengeht, die Gattin des Diurnisten.

„Habt Ihr schöne Waare?“ beginnt sie die Verhandlung.

Die Waare liegt ja da. Eine Antwort ist also überflüssig. Und darum schweigt der Lippowaner.

„Ich möchte ein Dutzend Maschansker Aepfel.“

Der Mann deutet stumm auf die Stelle, wo solche Aepfel aufgehäuft liegen — nebenbei bemerkt, köstliche Früchte, mit denen die Gartenkunst des Westens nur in wenigen Spezies rivalisiren kann.

„Sie sind aber heute gar nicht schön.“

Der Mann schweigt noch immer. Man kann ja sehen, ob sie schön sind oder nicht.

„Sind viele wurmstichig?“

Darauf gibt er eine Antwort, denn das kann man nicht auf den ersten Blick sehen. Doch gibt er diese Antwort streng der Wahrheit gemäß. „Nur einige,“ sagt er.

„Was kosten sie?“

„Anderthalb Kreuzer das Stück, das Dutzend um sechzehn Kreuzer.“

„Ihr werdet mir das Dutzend um zwölf Kreuzer lassen.“

„Nein!“

„Ihr habt es mir das letzte Mal um zwölf Kreuzer gelassen.“

„Nein!“

„Dann werde ich beim Karaiten kaufen.“

Keine Antwort — das steht ja im Belieben der Frau. Anders der Karaite, in welchem sich doch der durch Jahrhunderte anerzogene Handelstrieb seiner Race regt. Aber fast ebenso wortkarg als die Lippowaner — freilich aus anderen Gründen! — sind die Gemüsehändler, deren Race dem Leser sicherlich bekannter sein wird als die Lippowanische. Doch wird er die Sprößlinge dieser Race vorher kaum am Wochenmarkte zu Barnow gesucht haben.

Ihnen gilt unser nächster Besuch. Aber diese Leute halten sich, ganz gegen alle Lehren der Volkswirthschaft, hart bei einander und haben sich an der entgegengesetzten Ecke des Marktes postirt. Während wir uns zu ihnen durchdrängen, haben wir also nicht blos Gelegenheit, zahlreiche Rippenstöße zu geben und zu empfangen, sondern auch verschiedene Typen der Verkäufer und Käufer zu mustern.

Da ist unter den Ersteren der Schnapsjunge,

ein hageres, schmutziges Judenbüblein von zehn bis zwölf Jahren, welches einen Korb am Arme trägt, in dem sich eine mächtige Branntweinflasche, ein Gläschen und einige kümmelbestreute Bretzen befinden. Mitten in's dichteste Gewühle drängt sich das Jüngelchen, zerrt die Leute am Rocke uud kreischt dazu, als ob es am Spieße steckte. Die Bretzen sind in unvordenklichen Zeiten frisch gewesen und der Fusel ist von der schlimmsten Sorte, aber dafür kostet die ganze Labung zusammen nur drei Kreuzer und findet auch ziemlichen Absatz. Das christliche Pendant des Schnapsjungen ist der Wurstbube. Was in diesen Würsten steckt, weiß außer dem Erzeuger wohl der Schinder von Barnow am Besten. Daneben führt der Bube auch Schnaps, ist also in der Lage, um fünf Kreuzer ein completes, warmes Frühstück zu serviren. Ohne bestimmtes, konfessionelles Gepräge ist der Zuckerjunge; sowohl jüdische als christliche Knaben belästigen die Leute, indem sie ihnen altgebackene Fladen unter die Nase halten, staubbedeckte Bonbons und candirte Früchte, auf denen mancher prüfende Finger seine Spur zurückgelassen. Hart an der Grenze, wo der Handel aufhört und der Bettel anfängt, stehen diese Knaben alle, die Wassermädchen hingegen, eine kreischende, zappelnde, zudringliche Marktplage, stehen bereits jenseits der Grenze. Es ist nicht jeder gelaunt, ein Glas dieser kühlenden Labe, welche oft schon mehrere Stunden

lang durch das heiße Staubmeer getragen wurde, hinter die Kravatte zu bringen, aber einen Kreuzer muß Jeder geben, der einen anständigen Rock trägt und das Gezeter nicht eine halbe Stunde lang in den Ohren haben will. Und hat erst eine ihren Kreuzer, so bist Du flugs von allen Wassermädchen des Marktes umgeben und dreißig Krüge zugleich strecken sich Dir entgegen — die Raschheit und Geschäftsklugheit so blutjunger Damen wirkt wahrhaft imponirend, freilich macht die Erziehung viel und die Routine auch. Die Wassermädchen sind im Osten, was die Blumenmädchen im Westen; gewöhnlich bewegt sich auch ihre weitere Carrière parallel und der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er in Scherben bricht. Blumenmädchen hingegen kennt der Osten nicht, und wenn der richtige Halb-Asiate nach Europa kommt, so lernt er wohl Manches begreifen, aber schwerlich die Thatsache, daß es Menschen gibt, welche für Blumen Geld ausgeben ...

Neben diesen eingeborenen Elementen gibt es auch Fremdlinge, welche uns den Weg verstellen, theils Hausirer, theils Bettler, theils Diebe. Doch ist diese Unterscheidung nach Kategorien sehr schwer, mindestens zweien entspricht fast jeder solche Gast. Den czechischen Handelsmann mit Glaswaaren, den deutsch-böhmischen Spitzenhändler muß man noch ausnehmen, die Anderen aber suchen sicherlich in einem Athem zu verkaufen und zu betteln. So der slowakische Drahtbinder, der

buchstäblich auf jedem Markte in Europa zu finden ist; der Wasserpolacke, welcher mit seinem armseligen Kram von Holzwaaren das ganze Land bis in die Moldau hinab durchzieht; der invalide Bergmann aus Wieliczka, welcher einige Salzkrystalle und Nippes aus Salzstein feilbietet; der griechisch-orthodoxe Pilger, welcher seit dreißig Jahren „eben vor einer Woche, Herr!“ aus dem Morgenlande heimgekehrt ist und ehrwürdige Rosenkränze aus Bethlehem feilbietet, welche er am Markte zu Stanislau gekauft, und Fläschchen mit geweihtem Jordanwasser, welche er aus der nächsten Pfütze gefüllt; ferner sein College, der jüdische Pilger aus Jerusalem, welcher seinen Glaubensgenossen Säckchen anbietet, die mit Tempelschutt gefüllt sind („wenn er nicht wirklich vom Tempel ist; so soll mich gleich hier auf der Stelle der Schlag treffen“ und dabei tritt er unmerklich einen Schritt seitwärts); endlich der heldenmüthige Kämpfer für Polens Ehre, irgend ein herabgekommener Lump, der bei einer Wirthshausschlägerei wirklich eine Verwundung davongetragen oder doch eine solche simulirt. Er hält einige patriotische Photographien feil, über denen eine Schmutzkruste liegt, welche es unmöglich macht, zu entscheiden, ob darauf ursprünglich die Pyramide von Gizeh oder Julius Slowacki zu sehen gewesen. Sie alle sind also Hausirer und Bettler zugleich; der Zigeuner ist nicht blos Beides, sondern auch Dieb. Zuerst bietet

er Dir sehr dringend einen alten eisernen Küchentopf an und handelt dann den jeweiligen Umständen gemäß, entweder fleht er in durchdringenden Tönen um eine milde Gabe, oder er greift still und lautlos hinterrücks in Deine Tasche. Seine Frau geht ähnlich vor, nur daß sie Dir zuerst nicht einen Topf anbietet, sondern sichersten Aufschluß über Deine Zukunft. Gehst Du darauf ein, so prophezeit sie Dir den sanftesten Tod und die größte Kinderzahl, willst Du nicht, so vermindert sie die Zahl Deiner Sacktücher. Zu welchem Zwecke sich aber ihre blühenden Töchter am Markte herumtreiben, kann hier nicht des Näheren erörtert werden, es ist wohl auch nicht nöthig. Daß auch sie bei passender Gelegenheit stehlen, ist selbstverständlich. Das Auge des Gesetzes genirt sie hiebei nicht. Das ist der Amts- und Polizeidiener Herr Janko Czupka und dieses Auge ist in der Regel umflort in Folge zu vieler Gläser, welche er voll emporhebt und leer auf den Schänktisch setzt . . .

Das sind die ewig ambulanten Quälgeister des Marktes, welche uns auf unserer Wanderung zu den Gemüsehändlern in den Weg treten. Aber auch die Händler, welche ihren festen Verkaufsstand haben, sind viel beweglicher, als dem harmlos Dahinflanirenden lieb sein kann. Hier hält Dir ein Töpfer eine mächtige Thonschüssel vor die Nase und frägt brüllend, ob Du schon in Deinem Leben eine so schöne und

dabei so billige Schüssel gesehen; dort fuchtelt ein Drechsler mit einem langen Tschibukrohr bedenklich um Dich herum und versichert, man könne zehn Menschen damit prügeln, ohne daß es breche. Hier streckt sich Dir plötzlich eine scharfe Riesensichel entgegen und an ihrer Handhabe ein dünnes, durchsichtiges Jüdchen, welches bei seiner Seligkeit schwört, daß man mit dem Werkzeug nicht blos Gras schneiden könne, sondern auch Steine, „ein Kind kann's, ein kleines Kind, so gut ist das Eisen"; dort wird Dir urplötzlich Dein Hut abgezogen und ein neuer auf's Haupt gesetzt, „so ein feiner Herr muß einen feinen Hut tragen, erlauben Sie, den müssen Sie kaufen thun!" Hier wirst Du jäh von sechs Fäusten zugleich mitten in ein Rudel Pferde hineingezerrt und mit bestialischem Wuthgeschrei, welches aber nichts weiter ist, als ein ausführliches Lob dieser Klepper, werden Dir die Zähne der Thiere enthüllt, dort geräthst Du auf gleiche Weise in einen Haufen Wagen, Karren, Leiterwagen und Kaleschen und ehe Du Dich's versiehst, sitzest Du in einer dieser Kaleschen und kannst nun zusehen, wie Du heiler Haut wieder herauskommst. Hier geräthst Du in die Stiefelregion, vor Dir und hinter Dir, rechts und links, zu Deinen Füßen und über Dir, Stiefel, Stiefel und wieder Stiefel, und wenn Du nicht energisch Reißaus nimmst, so sitzest Du im nächsten Augenblick auf einem Schemel, und im zweit-

nächsten hast Du ein neues Paar an den Füßen; dort wieder verfällst Du den Kleiderhändlern; zehn Hände zerren Dich an Rock und Hosen, zehn andere Hände lassen blaue, grüne und schwarze Beinkleider, Gilets in allen Farben des Regenbogens, Mäntel in den verschiedensten und abenteuerlichsten Formen und Farben um Dich tanzen, und zehn Kehlen zugleich versichern Dich, daß Du jetzt gekleidet bist wie ein Strolch und um zehn Gulden bekleidet werden sollst wie ein Prinz, ein Glück, dem sich selbst der Höflichste und Beredteste nur dann entreißen wird, wenn er zugleich durch Rippenstöße spricht. Hier stolperst Du jählings in Folge eines mächtigen Rucks in Deine hinteren Weichtheile nach vorwärts und fürchtest schon auf die Nase zu fallen, fällst aber nur auf einige Stücke Kattun, deren Verkäufer auf diese sanfte Weise Deine Aufmerksamkeit zu erregen versucht — „so ein Herr wird doch eine Frau haben" — „oder eine Köchin" — „oder eine Geliebte" — „wie viel befehlen Sie?" — „ich sehe Ihnen an, Sie wollen dreißig Ellen vom blauen Stück" — und nun, armer Wanderer, schreie und schlage nach allen Seiten aus, denn wer schweigt, stimmt zu; dort, kaum fünf Schritte von der Scylla des Schnittwaarenladens geräthst Du in die Charybdis des Spezereiwaarenhändlers, wo Dir von rechts Zuckerhüte entgegengeschwungen werden, von links Kaffeedüten, wo man Dir in die vordere Rocktasche Pfeffer hineinzupraktiziren sucht und in die hintere

Ingwer. Hier fühlst Du plötzlich, wie sich Dir etwas Schweres, Heißes auf die Schultern legt und mit bleiernem Druck an den Gliedern klebt — ein Reisepelz, und der Händler steht triumphirend vor Dir und ruft verzückt, im Tone höchster Dankbarkeit, zum Himmel empor: „Gottlob! nun wird der Herr nicht erfrieren, wenn er mitten im Winter nach Moskau fahren muß, oder nach Wien! Gott! wie bin ich froh! Jetzt gibt er mir hundertundzwanzig Gulden und fährt wie in einem Bett“ — dort wird Dir in's eine Ohr aus einer Kindertrompete geblasen, in's andere getrommelt und obendrein brüllt man Dir von rechts und links zu: „Herr! diese Pfeife für Ihren Jüngsten; diese Puppe für Ihr Mädchen! Diese Trommel für Ihren Neffen! Diese Küche für Ihre Nichte!“

Faßt man dies Alles zusammen, so wird man wohl meiner Versicherung glauben, daß es sich an anderen Orten angenehmer flaniren läßt, als am Dienstag auf dem Ringplatz zu Barnow. Sollte es mir aber gelungen sein oder noch mit Hilfe des Folgenden gelingen, von diesem wüsten Drängen und Stoßen, von dem betäubenden Wechsel der Gestalten und Bilder einen beiläufigen Begriff zu geben — den Lärm kann keine Feder schildern. Das Geschrei, welches am Abend des Faschingssonntags durch die Straßen Neapels tobt, ist sprichwörtlich geworden und gilt als ein Nonplusultra dessen, was ein Menschen-

ohr erdulden kann; ich habe es vernommen und muß der Wahrheit gemäß sagen: es ist ein Lispeln gegen den Lärm des heimathlichen Jahrmarkts. Dieser Lärm hat nichts Menschliches mehr; es ist, als hätte man alle Menagerien der Welt auf einen Haufen zusammengebracht.

Gleichwohl gibt es sehr Viele, die nur zu ihrem Amusement hier verweilen; Andere, welche zwar einige Geschäfte haben, sich aber doch meist nur zu ihrem Vergnügen herumtreiben. Zu den Ersteren gehört Herr Thaddäus Williszewski, der Schöngeist von Barnow, ein Jüngling von dreißig Jahren, welcher schon in seinem Aeußeren den größten Geistern aller Zeiten ähnlich ist; er hat eine Glatze wie Sokrates, eine kleine, verkrümmte Gestalt wie Voltaire, eine noch weit längere Nase als Schiller, einen wirren Bart wie Mickiewicz, und trägt eine verschossene Czamara wie Slowacki, und zerrissene Stiefel wie Syrokomla. Er ist eigentlich von Haus aus mehr Mann der Wissenschaft, als der schönen Künste und wäre jedenfalls in irgend einer ernsten Disciplin eine große Leuchte geworden, wenn er die Maturitätsprüfung hätte bestehen können. Doch hatte er drei Male Unglück bei dieser Prüfung, konnte daher keine Universität beziehen und mußte der Dichter von Barnow bleiben. Jetzt beschäftigt er sich damit, den Damen von Barnow und Umgebung seine Verse vorzulesen, und hat daher mehr als einen Kinnbacken-

krampf auf seinem Gewissen. Seit zehn Jahren sammelt er auch Subscribenten für ein Bändchen Gedichte, kann sich jedoch nicht zur Herausgabe entschließen, da ihm immer neue einfallen. Uebrigens erhält er sich nicht allein davon, sondern hauptsächlich durch die consequente Durchführung eines Prinzips: er dinirt niemals zu Hause, sondern stets auswärts. Auf dem Markte aber hat er nichts zu thun, als der Schönheit seinen Tribut darzubringen, und er vollführt dies, indem er die Damen seiner Bekanntschaft durch süße Fadaisen langweilt und die hübschen Bauern-, Bürger- und Judenmädchen sanft auf ihre hinteren Weichtheile klopft. Ein Gleiches vollführt sein Freund, ein junger Mann in eleganter Czamara, welcher jedoch seine Wäsche ängstlich verbirgt, Herr Stanislaus von Nicmanski, der Sprößling eines vornehmen und weitverzweigten Geschlechtes, der im Plusquamperfekt ein Gut besessen, im Perfect seinen Besitz verspielt und verlumpt, im Imperfekt von Schulden gelebt, und im Präsens ein armer Strolch ist, dem alles Prahlen und Lügen keinen baren Heller mehr in den Beutel zaubert. Und ein Gleiches thun auch die zahlreichen Standes- und Schicksalsgenossen des Herrn Stanislaus, ein Gleiches die jungen Beamten von den Gerichten und die Cavallerie-Offiziere.

Die armen Offiziere — es ist wahrlich eine verzweifelte Existenz in diesen podolischen Dorf-Garni-

sonen! Der Dienst erfordert täglich nur wenige Stunden, das Zureiten von Pferden läßt sich auch nicht immer betreiben, und so bleiben zur Ausfüllung der langen Stunden nur — das Spiel und die Weiber. Aber das erstere Vergnügen findet in der zweiten Hälfte des Monats oft seine natürliche Grenze, vielleicht stellenweise auch das letztere, und der Rest ist Langeweile, entsetzliche, unsägliche Langeweile. Freilich ließe sich diese wohl manchmal durch gute, ernste Bücher verscheuchen, aber erstens kriegt man solche Bücher so schwer in der podolischen Dorf-Einöde und zweitens — hm! sprechen wir von anderen Dingen . . .

Andere Damen und Herren, die uns auf unserer Wanderung begegnen, sind wohl in Geschäften hierhergekommen, treiben sich aber, nachdem sie diese abgethan, nun zu ihrem Vergnügen in diesem Höllenspektakel herum. Da sind vor Allem die griechisch-unirten Landpfarrer, Herr Wladimir Borodaykiewicz von Biala, Herr Eusebius Tarnowiecki von Twardowka und viele Andere. Sie zeichnen sich sämmtlich durch große Gutmüthigkeit und lange Bärte, sowie durch zahlreiche Familie vortheilhaft aus. Diese Herren kommen zur Stadt, um den Ertrag ihrer Landwirthschaft zu verkaufen, ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen; der Rest des Tages gehört dem Vergnügen. Da wandeln sie langsam und behaglich durch's Gewühle, hinter Jedem die Familie, oft ein Dutzend Köpfe stark, und die

heilige Familie sieht sich Alles vergnüglich an, läßt sich wohl auch zu einer kleinen Ausgabe verlocken, hält muntere Gespräche mit den vorbeiwandelnden Amtsbrüdern, Amtsschwestern und Amtskindern, läßt sich von den Bauern grüßen und die Hand küssen — Alles behaglich und heiter. Dann wird wohl im Gasthofe ein kleines Convivium abgehalten und man erprobt gründlich, ob Nathan Silberstein's Weine in der That echt sind, aber auch daran ist nichts auszusetzen, denn die Gottesgabe zu genießen ist ein gutes Werk vor Gott, vor Nathan Silberstein und den übrigen Menschen. Das sind gute, schlichte Leute, diese ruthenischen Landpfarrer; ihre Bildung ist nicht sonderlich groß, ihr Geist — sie sind in der Regel von Natur recht gut begabt, wie denn überhaupt die Ruthenen an angeborener Intelligenz fast alle anderen Slavenstämme (etwa nur die Serben ausgenommen) überflügeln — ihr Geist also schläft so langsam im Lauf der Jahre, im öden Dorfe ein, aber sie haben das Herz auf dem rechten Fleck und halten in Ordnung, was ihnen obliegt: ihre Familie und das Dorf. Gott erhalte meinem Heimathlande seine guten, dicken ruthenischen Landpfarrer — sie gehören zu dem Besten, was man da findet! Weil ich aber schon im Wünschen bin, so füge ich hinzu: und mögen bald die rothen Nasen verschwinden, welche leider mehreren dieser hochwürdigen Herren so hell im Antlitz blinken!

Denn eine Flasche Wein ist zum Guten, aber mehrere Flaschen Schnaps sind zum Bösen!

Von römisch-katholischen Pfarrern sieht man nur Wenige auf dem Wochenmarkte; in Ost-Galizien wohnen die Polen nur vereinzelt auf dem flachen Lande und nur die Polen sind katholisch. Darum haben auch die Pfarrer meist nur in der Stadt ihren Amtssitz. Die Aelteren unter ihnen gleichen ihren ruthenischen Amtsbrüdern; auch sie sind behägliche, wohlgenährte, ehrenwerthe Herren, die es mit eigenen und fremden Sünden nicht gar so streng nehmen. Mit ihrer Wirthschafterin leben sie all' ihre Tage still und gemüthlich, und kein Mensch nimmt daran Anstoß, auch wenn sich das Pfarrhaus allmählig mit kleinen Blond- und Schwarzköpfen füllt. Sie sind gute Polen, oft Enthusiasten für ihr Volksthum, aber dabei lassen sie dem österreichischen Monarchen, was des Kaisers ist. Die jüngere Generation ist in allen Stücken anders, dünn, hager, fanatisch. Ihre Wirthschafterinnen sind in der Regel alt und häßlich, aber — es ist die alte Geschichte, die mit dem Cölibat begonnen und ewig neu bleibt — anderer Leute Weiber sind jung und hübsch. Kurz, ein unerquickliches Menschengenus, über welches man nur dann ausführlich spricht, wenn man muß. Und dies ist ja hier nicht der Fall.

Nächst den ruthenischen Landpfarrern sind die Gutspächter die besten Kunden auf dem Wochenmarkte.

Die polnischen Edelleute nehmen vielleicht mehr Waare, aber sie bleiben dieselbe schuldig, während diese Juden und Armenier Alles baar bezahlen. Sie sind Emporkömmlinge, ihr Geschmack ist nicht der feinste, und der Weg, auf dem Arthur Abeles oder Bogdan Stefanowicz emporgekommen, vielleicht nicht der sauberste, aber sie haben Geld, viel Geld, und das bedeutet in diesem armen Lande mehr als anderwärts. Vielleicht war Herr Arthur noch vor zehn Jahren ein schlichter Reb Aaron, der an der Heerstraße schlechten Schnaps verkaufte oder in einem Hinterstübchen Geld gegen Wucherzinsen auslieh, vielleicht war Herr Bogdan Stefanowicz zur selben Zeit noch Ochsenmakler oder Oberknecht auf einem Meierhofe. Was sie emporbrachte, war nicht blos die eigene Fähigkeit, List und Sparsamkeit, sondern auch die Verlotterung ihrer Schuldner, der polnischen Herren. Die pumpten so lange blind darauf los, bis sie froh sein mußten, wenn Aaron oder Bogdan die Güter in eigene Verwaltung übernahmen und ihnen noch einen Pachtzins gewährten, der freilich mäßig genug bemessen ist. Davon kann aber ein hochedel geborener Herr nicht standesgemäß leben, er fährt also fort, bei seinem Pächter Geld aufzunehmen, bis eines schönen Tages Arthur und Bogdan nicht mehr Pächter sind, sondern Gutsbesitzer. Und wieder in zehn Jahren sind sie Millionäre; Arthur kauft sich zu Schwiegersöhnen Wiener Advo-

katen, Bogdan die Söhne geadelter Stammesgenossen, und wenn sie schließlich genug Geld haben, so setzen sie auf ihre Güter ehrliche deutsche Direktoren ein, welche nicht hantiren, wie sie selbst gethan, und Bogdan geht nach Lemberg, Arthur nach Wien und letzterer wird vielleicht dann als Arthur Ritter Abeles von Felsenstein eine gesellschaftliche Koryphäe der Residenz. Aehnliche Wandlungen im Besitze vollziehen sich in Galizien beiläufig seit 1860 sehr oft und von Jahr zu Jahr öfter. Das ist eine Behauptung, für welche die galizische Landtafel auf jedem Blatt Beweise liefern kann. Für die Verdrängten kann man sich wahrlich nicht begeistern, aber auch nicht für die Verdränger; es kommt eben Alles, wie es kommen muß, und ein so fauler Boden trägt eben — Sumpfpflanzen. . . . Wie man aber auch über diese „Gutspächter" denken mag, sie sind ein neues, soziales Element von eminenter Wichtigkeit, mit welchem man wohl oder übel rechnen muß.

Herr Arthur Abeles befindet sich bereits offenbar in einem Stadium, wo ihm das Gut nicht mehr entgehen kann; er kommt vierspännig und in einer Wiener Kalesche zu Markte gefahren, und er wie seine Familie prangen im Schmucke schöner heller Farben. Das ist Frau Chaje, derzeit Hortense, Fräulein Mirl, derzeit Melanie und der junge Mosche, der anfangs Moriz genannt wurde, jetzt aber George gerufen wird, weil

Moriz noch viel zu jüdisch geklungen hat. Was die Herren an Ringen, Uhrketten und Busennadeln, die Damen an Brochen, Armbändern und Ohrgehängen auf sich herumschleppen, damit könnte man ein Juwelengeschäft begründen. „Aren Rendar ... Aren Roseles ... kick ehm un ... wie ä hrabie"*) so flüstern die Juden. Die Bauern machen Platz; nur hier und da sagt Einer vernehmlich: „Wenn man so den Schnaps wässert, wie dieser Jude da, kann man freilich reich werden." Oder: „Die Chaje trägt ein seidenes Kleid, aber ihre Nase ist gerade so krumm, als wie sie uns in der Schänke bedient hat!" Und ein Dritter ruft gar Herrn Abeles zu: „Bruder Aaron, warum hast Du Dir Deine „Pejis" (Hängelöckchen) abschneiden lassen? Sie sind Dir doch so gut gestanden!" — „Ersticken sollst Du!" murmelt Arthur grimmig und führt seine Hortense eilig weiter. Die Offiziere klemmen die Monocles in's Auge und grinsen. Der Rittmeister Graf Linberg erwiedert Arthurs respectvollen Gruß mit einem flüchtigen Nicken und tritt auf das Paar zu. „Guten Morgen, Abeles! Chajeleben — pardon! Frau Hortense — sehen vortrefflich aus, auf Ehre, vortrefflich! Nehmen jährlich um fünfzig Pfund zu — ist pyramidal, auf Ehre, ganz pyramidal oder viel-

*) Das heißt zu Deutsch: „Aaron der Schänker ... Aaron, der Sohn der Rosel ... schau ihn an ... wie ein Graf!" (polnisch „hrabia".)

mehr — he, he! eigentlich cylindrisch!" — „Famos!" kichert im Hintergrunde der Chorus der Kameraden. Herr Abeles weiß zwar nicht, ob sein Weib mehr einem Cylinder oder einer Pyramide gleicht, denn er weiß nicht, was das für Backwerk ist, aber des Einen ist er sich bewußt, daß er sich von diesem Herrn, der einige Schuldscheine bei ihm liegen hat, nichts gefallen zu lassen braucht. „Herr Rittmeister," sagt er, „es wäre mir ein Vergnügen, wenn Sie auch einmal die Kost versuchen thäten, welche meiner Frau so gut anschlägt. Besonders am Fünfzehnten, in vierzehn Tagen, Herr Rittmeister, erwarte ich Sie bestimmt bei mir — ganz bestimmt — es thäte mir leid, wenn Sie möchten diese Einladung vergessen." An diesem Tage ist der nächste Schuldschein fällig; der Rittmeister wird bleich, stottert etwas von „Vergnügen machen" und zieht sich schleunigst zurück.

Da ist Herr Nicmanski vorsichtiger, er weicht dem Pächter aus, als wäre es der Teufel sammt Großmutter und Familie. Hingegen schlängelt sich gerade jetzt Herr Thaddäus Williszewski süß lächelnd heran, erstens weil er auch koscher dinirt, wenn es nicht anders geht, zweitens, weil nun kein polnischer Adeliger in der Nähe ist, in dessen Augen ihn der Verkehr mit den Juden compromittiren könnte. „Herr von Abeles," flötet er, „diese Nadel, diese Kette, dieser Geschmack — ich sage immer: Geld hat auch Rosenzweig, aber

Abeles hat nicht blos Geld, sondern auch Geschmack! Gnädigste Frau, wenn ich nicht fürchtete, meinen verehrten Freund eifersüchtig zu machen — aber so — oh! und selbst auf diese Gefahr hin — entzückend! ich sage nichts, als: entzückend! Und hier — neben der Centifolie des Sommers das Veilchen des Frühlings, Fräulein Melanie:

„Fahl scheint die Purpurrose
Vergleicht man sie mit Dir!
Und seit ich Dein Haar gesehen
Scheint die Nacht nur blaßgrau mir!"

Verzeihen Sie dem Dichter, Fräulein Melanie, wenn ihm bei ihrem bezaubernden Anblick unwillkürlich jene Verse auf die Lippen treten, welche er heimlich an Sie gerichtet. Als ich neulich, einer wiederholten Einladung der Frau von Rosenzweig nothgedrungen folgend, auf ihrer Pachtung mehrere Tage verweilte und hiebei das Gedicht deklamirte, welches ich an Fräulein Melanie gemacht, da rief sie: „Hundert Gulden, Herr Thaddäus, wenn Sie ein solches an meine Aurora machen!" Ich aber erwiderte: „Gebieten Sie, gnädige Frau, über mein Leben, aber meine Muse läßt sich nicht erkaufen, noch commandiren! Auf Ehre! — so habe ich gesprochen, offen und ehrlich, wie's einem Poeten geziemt. Denn diese Aurora, mein Gott, ein ganz passables Mädchen, aber läßt sie sich mit einer Melanie Abeles vergleichen?" — „So soll ich

leben," erwidert die geschmeichelte Mutter, „so soll ich leben und gesund sein, Herr Williszewski, wie Sie haben Recht. Meine Melanie und die Aurora, wenn man sie sieht beieinander — wie eine Königin und ein Dienstbot' — so soll ich leben! Aber wollen Sie nicht Ihr Gedicht aufgeschrieben geben meiner Melanie? — es wird sehr freuen mein Kind, denn sie ist eine große Freundin von Polen und von die Verse und von die Bücher, und jetzt hat sie einen Roman gelesen, so dick, daß man ihn kann kaum aufheben, „Kosmos" heißt er, von einem gewissen Schiller. Uebrigens, wissen Sie was? — was die Rosenzweig kann, kann ich auch — kommen Sie auf einige Tage zu uns, auf das Gut und reden Sie in Versen mit meiner Melanie!" — „Es wird der glücklichste Tag meines Lebens sein," versichert Thaddäus, „und wenn ich so sagen darf: an diesem Tage werde ich erst geboren werden!"

Er verschwindet, und das Paar setzt seinen Weg fort, nicht ohne kleine Differenzen. „Wie heißt?" meint Arthur erzürnt, „sagst Du: auf einige Tage, versteht er auf vier Wochen — wozu soll ich den „Galgan" (Lumpen) füttern!" — Aber Hortense steht auf höherem Standpunkte. „Du kennst Dich aus in Deinen Geschäften," sagt sie, „aber ich kenn' mich aus in der Noblesse. Alle noblen Leut' füttern ihn, sogar die Rosenzweig, sollen wir nicht thun, was die Rosen-

zweig thut?“ Und die Verfechterin der Noblesse bleibt sie auch bei dem Rundgang auf dem Markte, besonders vor dem Verkaufsstande des Bilderhändlers. „Kauf' einen Kosciuszko“, sagt sie, „und dann das Bild, wo die Russen Kinder schlachten!“ — „Was geht mich Kosciusczko an?“ meint Arthur, wohl nicht mit Unrecht. Aber Hortense erwidert überlegen: „Alle noblen Leut' sind Polen, müssen wir auch Polen werden!“ Doch bleibt Arthur fest, bis Melanie mit sanftem Lispelwort des Vaters Herz erweicht. Denn das Fräulein will keine polnische Jüdin sein, sondern eine Polin jüdischer Confession, obwohl der Jordan sehr vernehmlich durch jeden polnischen Satz rauscht, welchen sie ausspricht.

Aber gegen die Mittagsstunde erweist es sich, daß auch Arthur Momente hat, wo er nobler ist, als die Gattin. „Ich möchte schon etwas in mich nehmen,“ klagt diese im feinsten Hochdeutsch, „der Hunger thut mir wühlen im Bauch.“ — „Nu,“ sagt Arthur, „komm in's Wirthshaus!“ — „Zu was in's Wirthshaus?! Ich hab' im Wagen mitgenommen vier gebackene Hendel und eine Flasch' Wein.“ — „Bist Du verrückt?“ ruft Arthur. „Und wenn uns Jemand sieht?! Das hab' ich thun können, wie ich „Renbar“ war, aber jetzt müssen wir bei Nathan Silberstein essen, im Hinterstübel, wie alle feine Leut'!“ . . .

Dort speisen in der That auch die polnischen Edelleute. Sie gehören gleichfalls in jene Kategorie von

Marktgästen, welche theils des Geschäfts wegen, theils zum Vergnügen herkommen. Das Geschäft besteht im Verkauf ihrer Früchte, im Einkauf der feineren Victualien, hauptsächlich aber in Transactionen mit einigen Söhnen Israels. Jeder Edelmann, auch der Reichste, hat mit dem Juden zu thun. Denn dieser allein leiht und verleiht und vermittelt alle Käufe und Verkäufe; der Jude ist bei Ertheilung und Empfang von Darlehen und Hypotheken, der Jude bei der Anlegung überflüssiger Capitalien ebenso nothwendig, als bei dem Kauf und Verkauf von Werthpapieren und Realitäten. Nehmen wir an, Rothschild würde ein Königreich Jerusalem begründen und alle Juden Galiziens folgten seinem Rufe, so könnten wir im judenfeindlichen Galizien unsere Wunder sehen. Das ganze Land wäre in Verzweiflung, ordnete gewiß eine Massendepudation ab, um sich wenigstens zehntausend Juden zurückzuerbitten, und kämen sie wieder zurück, sie zögen überall durch Triumphpforten ein. Ein Galizien ohne Juden wäre ein Land ohne Leben.

Was das Vergnügen betrifft, so unterhält sich jeder Edelmann am Wochenmarkte ebenso, wie der Dichter von Barnow. Man schlendert umher, man macht die Cour, man streichelt die hervorragenden Körpertheile junger, hübscher Weibspersonen aus den mittleren Ständen und verlungert den Rest des Tages in der Zuckerbäckerei des Herrn Wladislaw Sigelli.

Letzteren Vergnügungsort wollen wir später besuchen. Jetzt haben wir endlich unser nächstes Ziel erreicht: den Standplatz der Gemüsehändler. Wer den Schwarzwald durchwandert und die Volkstrachten des südwestlichen Deutschland kennt, wird wohl kaum einen Ruf des Erstaunens unterdrücken, wenn er diesen Theil des Ringplatzes zu Barnow betritt. Ihm ist, als stünde er wieder vor dem „goldenen Ochsen" zu Schiltach oder vor der „deutschen Krone" zu Biberach, oder dem „Fürstenberger Hof" zu Haslach und blickte in das eigenartige Gewühl des Wochenmarktes jener Städtchen des fernen Kinzigthales. Denn diese Leute tragen dieselbe Tracht, wie der Schwarzwaldbauer, genau dieselbe, bis auf die Zahl der Knöpfe an der blauen Jacke der Buben, bis auf die Zahl der Spangen am rothen Mieder der Mädchen. Es ist Alles, Alles so: auch das Gemüse und wie es angeordnet ist. Und die Gesichter sind dieselben und die Sprache: dieses kernige, gar nicht sonderlich wohllautende und doch so herzlich, so fröhlich, so liebvertraut klingende Schwäbeln. Ich wiederhole: wer ihnen so zusieht und zuhört, dem muß zu Muthe sein, als hätte eine übermächtige Faust urplötzlich diese Handvoll Menschen und ihre Waare aus der Heimat gerissen und hierher gesetzt, in die sarmatische Ebene hinein, hunderte von Meilen fern von ihren heimathlichen Tannen, — und die Leute fahren fort ihr Geschäft zu treiben, ruhig, ge-

lassen und nicht um ein Haar anders, als sie es auf dem Marktplatz zu Haslach gethan.

Es ist in Wahrheit dabei nicht ganz so märchenhaft zugegangen, aber seltsam genug, und die Gemüsehändler von Barnow verdienen es wohl, daß man länger bei ihnen verweile. Es war in der That nicht ihr eigener Wille und Wandertrieb, der sie hierher gebracht, es war das Werk einer einzigen Hand, einer gütigen, mächtigen Hand, und fast genau vor hundert Jahren winkte sie ihnen und geleitete sie von West gegen Ost. Sie folgten, folgten gern, denn in der Heimath war es unleidlich geworden, der Herzog Karl preßte ihnen das Mark aus den Knochen und verkaufte ihr Fleisch und Blut an die englischen Werber, daß es in fremdem Elend elendiglich verkomme. Und die unwirthliche Ferne, die Polakei, das Bärenland, schreckte sie nicht; sie wußten ja, daß dieselbe Hand, welche sie hingeleitete, sich auch ferner schützend und wahrend über sie strecken werde. Und so war es auch, bis die Hand erstarrte, bis das edle Herz des Mannes zu schlagen aufhörte. Wie der Mann hieß, braucht wohl kaum noch gesagt zu werden: Josef II. Man weiß, wie eifrig er deutsche Colonisten in seine östlichen Länder zog, welche eben neu erworben waren und rüstiger Hände bedurften: nach Galizien und der Bukowina. Daneben noch nach Ungarn, weil das Land nicht blos überhaupt arm an Bewohnern war, sondern insbesondere

an solchen, die zu geordneter Arbeit geneigt und geschickt waren. Man weiß, wie er insbesondere bestrebt gewesen, den Strom der deutschen Auswanderung von Amerika ab und gegen seine Ostprovinzen zu leiten. Aber wie klar seine Colonisations-Pläne in seinem Haupte lagen, wie er sich um ihre zweckgerechte Ausführung bis in die kleinste Einzelheit herab bekümmerte, das hat man vielleicht nicht so stark und so eindringlich betont, als man es der Wahrheit gemäß müßte. Wahrlich! es muß in dem kältesten Beobachter Bewunderung erwecken, wenn er inne wird, wie einheitlich dieser geniale Fürst sich die Aufgabe seines Lebens gestellt und wie er tausend verschiedene Hebel angesetzt, sie zu verwirklichen. Wenn er mit Karl Theodor über den Eintausch Baierns gegen Belgien unterhandelte oder wenn er an die Militär-Administration der Bukowina schrieb, daß er in die nächste Nähe von Czernowitz eine deutsche Colonie gesetzt wünsche*) — es geschah in der Ausführung eines und desselben Grundgedankens. Man darf dies nicht mißverstehen. Jede grausame Tyrannei lag ihm ebenso ferne, wie jede gewaltsame Entnationalisirung und eben deshalb fiel es ihm auch niemals bei, sein Oesterreich zu einem deutschen

*) Ueber die Art, in der Josef II. die Colonisation der Bukowina leitete, vergleiche man in den Culturbildern „Aus Halb-Asien" den Abschnitt „Zwischen Dniester und Bistrizza." (Zweite Auflage, Band II S. 227 ff.)

Nationalstaat zu machen. Aber zu einem deutschen Culturstaat wollte er es umgestalten, zu einer Monarchie, deren Theile nicht blos durch die gemeinsame Person des Fürsten zusammengehalten werden sollten, sondern auch durch eine gemeinsame Bildung. Aber dieser Fürst wußte auch, wußte es zum Theil aus eigener bitter schmerzlicher Erfahrung, daß die gute Sache keineswegs durch ihren inneren Adel allein siege, daß gerade ein edler Zweck größerer Machtfülle zur Durchführung bedürfe, als ein gemeiner und niedriger. Warum? Ach nun, weil das Gemeine größerer Wahlverwandtschaft in der Menschennatur begegnet, als das Edle. Und weil Josef II. wußte, was leider wir Deutsch-Oesterreicher noch heute zum Theil nicht begreifen, weil er wußte, daß jede Culturfrage in allererster Linie eine Machtfrage ist — daher sein Bestreben, zunächst die Kopfzahl der Deutschen in Oesterreich zu erhöhen, sei es durch Erwerbung rein deutscher Landestheile, sei es durch Hereinziehung deutscher Colonisten in die ungarischen, polnischen und rumänischen Provinzen. Es ist nicht gut, dem Gedanken nachzuhängen, wie sich wohl die Geschicke unseres Staates gestaltet hätten, wäre dem großen Kaiser längeres Leben gegönnt gewesen oder eine Nachkommenschaft, die in seinem Sinne fortgewirkt hätte — es ist nicht gut, denn es ist unfruchtbar und macht bitter und herbe ... Genug! — mit dem Februar 1790 stockte der Bau des deutschen

Culturstaates Oesterreich und was davon bereits bestand, ward niedergerissen oder zerbröckelte im Sturme der Zeiten.

Auch mit jenen Säulen seines Bau's, welche der große Kaiser in den Ostländern aufgerichtet, mit den deutschen Kolonien ist es ähnlich ergangen. Nur in einem einzigen Ländchen stehen diese Siedelungen derzeit stattlicher und blühender da, als vorher: ihre Entwickelung ist eine stetige und sie haben nicht blos ihren nationalen Charakter ungetrübt gewahrt, sondern in der That auch auf die Landesgenossen anderen Stammes und anderer Zunge jenen Einfluß geübt, welcher ihrem großen Stifter als ihr eigentlichster Zweck vorgeschwebt. Dieses Ländchen ist die Bukowina, nur zu einem Fünftheil von Deutschen bewohnt, aber in seiner Gesammtheit deutsches Culturland. Heute, in der Aera der Versöhnung, wird auch dort am Deutschthum gerüttelt, aber vorläufig noch vergeblich, noch behauptet es, zum Segen aller Bewohner des Landes, seine Macht. Das gerade Gegentheil zeigt sich uns in Ungarn. Wie man dort über das Deutschthum als Culturelement denkt, ist bekannt, doch ist diese leidige Thatsache mehr im Interesse der Magyaren, als in unserem Interesse zu beklagen, und es muß zu ihrer Entschuldigung und Erklärung wohl daran erinnert werden, daß dort auch einmal Haynau, Bach und Kempen als deutsche Culturträger aufgetreten. Hin-

gegen ist der traurige Zustand der deutschen Colonien in Ungarn wohl zunächst eine nationale Sache. Daß die Abkömmlinge jener Pfälzer, Schwarzwälder und Niederdeutschen, welche unter Josef nach dem Banat und in die oberungarischen Comitate gekommen, sich als ungarische Staatsbürger fühlen, ist vollkommen in der Ordnung, daß sie sich jedoch als Magyaren fühlen, daß ganze Dorfschaften ihre deutschen Familiennamen gegen magyarische vertauschen, daß es keine grimmigeren Deutschenfresser gibt als diese Leute, das ist eine Thatsache, welche für die Deutschen tiefschmerzlich sein muß. Es gibt ein Dorf im westlichen Ungarn, — Kis-Löd im Oedenburger Comitat — welches durchweg von Schwaben bewohnt wird. Im Jahre 1868 haben sie ihre Familiennamen sämmtlich magyarisiren lassen, können jedoch die fremdklingenden Laute nicht in Erinnerung behalten und laufen daher, so oft sie es brauchen, zum Dorfschreiber: „Herr Notari, wie thu' ich heiße?" Führt man ihnen zu Gemüthe, daß sie, die keine Silbe magyarisch sprächen, doch wohl nicht als echte Söhne Arpads betrachtet werden könnten, so erwidern sie: „Oh! fünf Silbe ungrisch wisse mer doch: Hunczut á német" (der Deutsche ist ein Hundsfott). An solcher grotesken Verkommenheit haben wohl auch vernünftige Magyaren keine Freude. Fragen wir aber, wem die Schuld daran beizumessen, so wird wohl die bereits ohnehin genügend breitgetretene Phrase

von den angeborenen Fehlern des deutschen Volksthums nicht noch einmal herhalten müssen. Die Schuld trug einfach das Regime jener sieben Jahrzehnte von Josef's Tode bis 1860, dieses unverantwortliche Regime, welches nichts that, um in diesen Leuten das Nationalbewußtsein zu wecken, und Alles that, um jede geistige Regung in ihnen zu ersticken. Dieses verachtenswerthe Regime, welches im Namen und angeblich zum Schutze des Deutschthums auf alle Nationalitäten gleichen Druck übte — auch auf die Deutschen! Wenn es in der Bukowina um die deutschen Colonien anders und besser steht, so ist es trotz dieses Regime's geschehen, keineswegs durch dieses Regime, welches sich überall gleich blieb. Hier war eben der Druck, welchen die eingeborenen Elemente auf das neu eingewanderte ausübten, ein sehr geringer, hier waren die Colonien zahlreich genug, um aus eigener Kraft die Leuchte deutscher Bildung zu erhalten und zu mehren.

In Galizien war dies nicht der Fall. Die Colonien liegen zerstreut und sind weit minder zahlreich, als in der Bukowina. Der deutsche Bauer in Galizien steht etwa in der Mitte zwischen dem Stammesgenossen in Ungarn nnd dem in der Bukowina. Sein geistiges Leben ist ungeweckt geblieben, sein Nationalbewußtsein schlummert, aber er bleibt seiner Sprache, Tracht und Sitte treu, hängt mit großer Pietät an jeglichem Erbe seiner Vorfahren, und wenn er sich

auch nicht als Deutscher fühlt, so fühlt er sich doch auch keineswegs als Pole. Vor diesem Aeußersten ist er durch zwei Umstände bewahrt geblieben, einen guten und einen schlimmen. Erstens sind die deutschen Colonisten Galiziens zum großen Theil Protestanten und haben daher das Glück, gebildete Männer zu Seelsorgern zu haben, welche an deutschen Hochschulen studirt. Zweitens sind die Polen gegen diese armen, ruhigen, fleißigen Landleute stets von so wüthender Feindseligkeit gewesen, daß den Schwaben jede Lust zur Annäherung verging. Der deutsche Colonist in Ungarn achtet in dem Magyaren mit Recht den Vorkämpfer constitutioneller Freiheit, sein galizischer Volksgenosse weiß nur, daß der Pole ihn schädigt, wo er kann, und stets geneigt ist, an ihm nationale Heldenthaten zu verüben. Man sieht, es ist nichts auf Erden so schlimm, als daß es nicht auch seine gute Seite hätte.

So sind denn diese Leute geblieben, wie die Väter waren, nicht aus höherem geistigen Bewußtsein heraus, sondern in angeborenem Beharrungsvermögen. Die kleine Colonie bei Barnow ist kaum dreihundert Köpfe stark, gleichwohl heirathen die Leute stets untereinander und vorläufig mindestens degenerirt die Race noch nicht. Kernfeste Männer mit rothen, biederen, viereckigen Gesichtern und eisenharten Schädeln; zierlich gewachsene, aber keineswegs überzarte Weiber.

Und wie sie ihre Tracht nicht um Haaresbreite ändern, so bauen sie ihre Häuser genau nach dem Muster, welches die Väter aus dem heimatlichen Thale mitgebracht. Auch in der Einrichtung des Hauses findet sich nicht die geringste Concession an die veränderten klimatischen Verhältnisse. Sie leben, wie sie daheim gelebt, untereinander, abgeschlossen von den anderen Bewohnern des Landes und jeden überflüssigen Verkehr scheu vermeidend. Die Bibel, einige religiöse und einige weltliche Lieder haben sie mitgebracht und das besitzen sie noch; Neues kommt nicht hinzu. Ihre Schulen sind nach galizischen Anschauungen in befriedigendem Stande; wer sie mit dem Maßstab des Westens mißt, wird minder zufrieden mit ihnen sein können. Ihre Pastoren sind — ich wiederhole es und kann es mit gutem Gewissen behaupten — wackere, sehr wackere Männer, doch erlahmt an der ungemeinen Apathie ihrer Pfarrkinder auch der glühendste Bildungseifer. Während der deutsche Colonist in der Bukowina, weil in trefflichen Volksschulen erzogen und im lebendigen Verkehr mit der deutschen Intelligenz in den Städten, sich stolz als Culturträger fühlt und für sich daraus die Verpflichtung ableitet, anregend und fördernd auf die anderen Landsleute einzuwirken, fühlt sich der deutsche Bauer in Galizien nur eben als etwas Besonderes, kaum als etwas Besseres, und möchte am liebsten mit den „Polaken“ gar nichts zu thun

haben. Kurz, er ist just so gedankenträg, just so arm an spontanem Streben, wie der slavische Bauer, und steht über diesem nur eben insoweit, als seine Race über der slavischen steht. Der Ruthene ist träg, der Deutsche überaus fleißig. Der Ruthene liebt den Schnaps sehr, der Deutsche trinkt am Sonntag sein Gläschen Meth oder Wein und sehr selten ein Glas über den Durst. Der Ruthene ist kein guter Rechner, der Deutsche ist sparsam bis zum Geiz; der Ruthene ist vertrauensvoll und läßt sich darum leicht vom Polen oder Juden betrügen, der Deutsche ist mißtrauisch, vorsichtig, reell, borgt Niemand und läßt sich überhaupt, aktiv wie passiv, nur überaus ungern in Geldgeschäfte ein; der Ruthene ist schmutzig, der Deutsche sauber; der Ruthene ist gern Landwirth und Viehzüchter zugleich; der Deutsche wirft sich auf irgend eine Spezialität und hält sie fest: er züchtet Kälber oder er baut Gemüse u. dgl. Darum ist der Deutsche wohlhabend, während der Pole und Ruthene mit harten, materiellen Nöthen ringt, darum vermehren sich Grundbesitz und Häuserzahl der deutschen Colonien still und stetig, während rings um sie der Grundbesitz sich immer mehr zerstückelt und verkrümelt.

Still und ernst stehen unsere Landleute hinter ihren Kraut- und Rübenhaufen, hinter den Bergen von Petersilie und Kohl, welche sie zu Markte gebracht. Auch sie locken, wie die Karaiten und Lippo-

waner, Niemand herbei, auch sie sind, wie bereits erwähnt, sehr karg mit der Rede. Doch geschieht dies nicht aus religiösem Hochmuth, sondern aus — linguistischer Befangenheit. Diese guten Leute sind keine Sprachgenies, sie sprechen nur kümmerlich ruthenisch, polnisch fast gar nicht, und das Wenige, was sie sprechen, mit einem ganz schauderhaften Accent. Darum lassen sie sich, nachdem sie den Preis der Waare ausgesprochen und etwa noch ein Weniges nachgelassen, nicht gerne in weitere slavische Diskurse ein.

Wir aber wollen es versuchen, mit den Landsleuten in der Muttersprache zu reden: „Woher seid Ihr?" Zuerst ein kurzes Stutzen über die deutsche Ansprache, dann die zögernde Antwort: „Aus Alt-Barnow, Herr!" — „Wie lange seid Ihr dort?" — Der junge Mann stutzt abermals. „Dort bin ich ja gebore . . ."— „Und Euer Vater?" — „Auch dort." — „Aber der Großvater?" — „Der ischt als Büble hinkomme!" —„Und wo war er früher?" — „Das weiß i net. Aber der Vetter Michel wird's wisse."

Johann Michael Knöpfle, ein ältlicher Bauer, tritt heran. Der junge Mensch wiederholt ihm unsere Frage.

Vetter Michel weiß es wirklich. „Aus Wirteberg," sagt er. — „Und wie geht es Euch hier, so weit weg von Deutschland?" — „In Deutschland sein mer ja nie gwese. Mir sein aus Wirteberg." — „Aber Deutsche seid Ihr ja dann auch?" — „Beileib'

net! Mer sein Schwabe. Die Deutsche sitze in Marienthal."

Dort hausen Colonisten aus Niederdeutschland. Aber ich denke, wir dürfen über den Vetter Michel nicht lachen. Er weiß nur, was ihm sein Großvater gesagt hat. Und woher hätte dieser Mann um 1778 wissen sollen, daß er auch ein Deutscher sei?

„Und wie vertragt Ihr Euch mit den Deutschen in Marienthal?" — „S' könnt' besser sei'!" — „Warum?" „Weil sie uns hänsle — wege unserer Sprach' und wege unsere Jackele und wege unsere Kaputröck' . . . Schöner isch noch, als wie ihre Häringsröckle . . ." — „Und wenn Ihr mit ihnen zusammenkommt?" — „Dann raufe sich die Büble!" — „Rauft Ihr Euch mit den Ruthenen?" — „Nein!" — „Und mit den Polen?" — „Schon gar net!" — „Warum?" — „Das sind Schwein'." Und Vetter Michel spuckt energisch aus.

Dem nachdenklichen Leser sei es selbst überlassen, sich aus diesem Zwiegespräch, welches mehr als einmal so oder ähnlich geführt worden ist, die Consequenzen zu ziehen. Wir aber führen ihn nun weiter, lassen ihn eine Weile dem Viehhandel zusehen und geleiten ihn dann in vornehme Gesellschaft, in die Zuckerbäckerei.

Das polnische Vieh gehört zu den wenigen Producten des Landes, welche einen großen und weitverbreiteten Ruf haben, und die weißen, feisten Ochsen mit den mächtigen Hörnern, welche bis Wien und

Berlin reisen, ja oft über Hamburg bis nach England, sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, die einzigen geborenen Podolier, welche große Reisen machen. Leider finden ihre trefflichen Eigenschaften im Ausland so großen Anwerth, daß sie niemals wieder in die Heimat zurückkehren, um da ihren Landsleuten die Ergebnisse ihrer Bildungsreisen mitzutheilen. Sentimentale Gemüther mögen also immerhin das markerschütternde Gebrüll, welches diese Thiere am Ringplatz zu Barnow ausstoßen, als wehmüthige Klagen, als Abschiedsgrüße an die Heimat auslegen. Denn hier werden jene mächtigen Karawanen zusammengestellt, welche dann langsam bis Stanislau und Lemberg getrieben werden und von da auf Flügeln des Dampfes den hungrigen Magen des Westens entgegenreisen.

Diese Karawanen setzen sich fast ausnahmlos aus den Pfleglingen jener Mastinstitute zusammen, welche von tüchtigen Pächtern oder Gutsbesitzern gleichzeitig und im Anschluß an eine Branntweinbrennerei betrieben werden. Ein gutes Geschäft, welches seinen Besitzer, sofern er sich nur die Mittel des Betriebs zu reellen Zinsen zu verschaffen weiß, nicht blos ernährt, sondern ihm auch langsam die eiserne Kasse füllt. Denn so viele Brennereien auch entstehen — und es ist dies in der That der einzige Industriezweig, welcher in Galizien in vollem Blühen steht — den Bedarf an Schnaps decken sie doch kaum. Freilich ein

Factum, welches nur dem Branntweinbrenner erfreulich ist, keineswegs dem Menschenfreunde. Der Bedarf an Schnaps wächst von Jahr zu Jahr, und je größer die Noth, desto besser fällt dies Geschäft aus. Der Schnaps ist ein „Allsieger im Kampf" mit all' seinen Concurrenten, vor Allem mit dem harmlosen Wasser. Gegenden, wo noch vor zwanzig Jahren ein Sonntagsrausch etwas Seltenes gewesen, liegen heute zur Hälfte brach, weil die Bauern mindestens jeden zweiten Tag in der Schänke liegen bleiben. Dann mit dem Meth, früher dem ausschließlichen Getränk der Bürgerkreise; es hat einst unter diesen Leuten als eine Schande gegolten, Fusel zu trinken, jetzt ist es obligat. Endlich mit dem Wein. Wenn ein Schlachziz nicht mehr Champagner trinken kann, so trinkt er eben Branntwein. Auch in Weinländer ist der galizische Schnaps gedrungen, so in die Moldau und nach Oberungarn. Eine Brennerei ist also an sich ein gutes Geschäft; ein doppelt gutes, wenn die Abfälle zur Viehmastung verwendet werden. Die mageren Ochsen der Bauern werden sehr billig eingekauft und die gemästeten dann gegen schweres Geld verkauft.

Die Herden, welche wir hier in endlosen wirren Haufen aufgetrieben sehen, stammen, wie erwähnt, aus solchen Mastungen. Denn die Zeiten, wo ein Bauer auf eigene Faust gezüchtet und gemästet, sind in Podolien längst vorbei. Der arme Bauer ist herzlich

froh, wenn er nicht genöthigt ist, sein Vieh schon als Kalb zu verkaufen. Und wie oft ist dies der Fall, theils dem Branntwein zu liebe, theils aus wirklicher, bitterer Noth!

So bietet der Viehhandel in Barnow sehr verschiedene Bilder, je nachdem man den Verkauf im Großen betrachtet oder den Kleinhandel. Der erstere vollzieht sich ziemlich still. Der Käufer aus Breslau, Wien oder Odessa schaut die Thiere an, läßt eines oder das andere wiegen, prüft die Gesundheitspässe und schließt dann mit dem Eigenthümer ab. Dieser ist in der Regel ein Jude oder ein Armenier; ist's aber ausnahmsweise ein Pole, so hat er doch einen jüdischen Geschäftsführer, der für ihn handelt und abschließt. Bequem ist das freilich, macht sich auch recht vornehm, hat jedoch bittere Consequenzen für die Tasche des Polen. Niemand ist überhaupt zu industrieller Thätigkeit so wenig tauglich, wie der galizische Edelmann. Denn er ist in der Regel faul, hochfahrend und leichtsinnig, vereinigt also drei Untugenden, deren jede genügend ist, einen Kaufmann zu ruiniren.

Sollte sich aber der Pole sogar so weit herablassen, mit dem Breslauer Kaufmann, welcher ihn vielleicht an Intelligenz und Vermögen weit übertrifft, selbst zu verhandeln, so wird er doch sicherlich den Detaileinkauf seinen Leuten überlassen. Anders der Jude und der Armenier. Sie haben einst ihre Thätig-

keit damit begonnen, daß sie im Dienste des Polen das Vieh eingekauft, und es ist ihnen daher nicht unbekannt geblieben, daß Diener bei dieser Gelegenheit oft ihren Herrn betrügen. Darum wandeln sie selbst scheinbar absichtslos durch die Reihen. Sie erwidern den Gruß der Bauern nachlässig oder gar nicht nnd erwarten ihre Anrede.

Der Bauer faßt sich endlich ein Herz. Es ist längst Mittag vorbei und noch hat sich kein Käufer gefunden. Und draußen im Dorfe liegen in seiner Hütte zwei Mann Husaren sammt ihren Pferden als Steuerexekution und diese vier lebendigen Wesen haben gute Magen und fressen Alles kahl.

„Herr,“ beginnt er schüchtern, „dies Paar Ochsen —“

Der Amenier wirft einen flüchtigen Blick auf die Thiere. Sie sehen nicht sonderlich stattlich aus.

„Da kann man ja jeden Wirbel zählen,“ sagt er, „die krepiren mir ja auf dem Transport.“

„Hm!“ meint der Bauer, „etwas mager sind sie freilich. Aber in voriger Woche haben sie weit besser ausgesehen und prächtig den Pflug gezogen.“

„Nun, dann füttere sie wieder heraus und wir wollen nächsten Dienstag weiter reden. Gerippe kauf' ich nicht.“

Er will gehen oder stellt sich wenigstens so.

„O Herr!“ fleht der Bauer, „wenn ich sie heute

nicht verkaufe, so krepiren sie bis zum nächsten Markte wirklich!"

„Warum fütterst Du sie nicht?" frägt der Armenier. „Hast Du Alles versoffen? Mußt Du täglich Deinen Rausch haben?"

„Nicht täglich!" betheuert der Bauer. „Seit Monaten schon geht es mir so schlecht, daß ich nur jeden Sonntag zur Schänke gehen kann. Am Sonntag freilich muß ich es thun — da erfordert es ja die Ehre! Es würde mich ja jeder Mensch im Dorfe verachten, wenn ich am Sonntag Abend nüchtern wäre! Und am letzten Sonntag habe ich mich auch noch überdies meiner Sorgen wegen betrinken müssen. Seit acht Tagen liegen mir die Zigeuner im Hause und fressen mir und den Meinen das Brod weg, und ihre Pferde meinem Vieh das Futter. Und überdies — meine beiden Töchter — ein Unglück ist bald geschehen — ach! wenn ich nur die Husaren zum Hause hinaus hätte!"

„Nun denn — aus Barmherzigkeit — was forderst Du für die Thiere?"

„Zwanzig Gulden!"

„Mir scheint, das Unglück hat Dich verrückt gemacht." Er wendete sich zum Gehen.

„Um Gott, Herr, was gebt Ihr?"

„Fünf Gulden!"

Fünf Gulden für ein Paar Ochsen!! Aber man

kann überzeugt sein, viel mehr wird der Armenier nicht dafür geben! So kommt der Bauer an den Bettelstab und der Pächter wird reich, ein ehrenwerther, angesehener Herr, der schließlich auch in der Honoratiorenstube bei Nathan Silberstein zu Mittag speisen und seinen Kaffee in der Zuckerbäckerei des Wladislaw Sigelli nehmen kann.

Und das thun in der That nur die vornehmsten Leute. Die „Cukierna" ist das eleganteste Lokal von Barnow, was natürlich in dieser ebenso reinlichen als vornehmen Stadt sehr viel sagen will. Sie liegt am Marktplatze und besteht aus drei Räumen, einem Salon, einem kleinen Zimmer für geschlossene Gesellschaften und einem dunklen Verschlage, wo Herr Sigelli im Verein mit einem Lehrjungen und einer schmutzigen Magd geheimnißvoll waltet und verschiedentliche Labe für seine Gäste bereitet.

Der Salon ist ein niedriges, dreifenstriges Zimmer, dessen Wände einst mit grellrothen Blumen auf grauem Grunde bemalt gewesen. Aber der Tabakrauch, die Fliegen und die Spinnen haben es bewirkt, daß sich die Wände derzeit weit einfacher präsentiren, in einem intensiven Schwarzgrau. Von diesem Hintergrunde hebt sich in mäßiger Pracht der Wandschmuck ab: sechs Lithographien und zwei Spiegel. Ehrwürdige Greise, welche das Lokal seit einem Menschenalter besuchen, versichern wenigstens, daß in der That

jene mattschimmernden Flächen, welche mit Milliarden schwarzer Pünktchen, sowie mit einer dicken Staubkruste überzogen sind, einst wahrhaftige Spiegel gewesen; Söhne eines spätgeborenen Geschlechtes müssen dies jedoch nur eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Unter den betagten Männern sind ferner auch einige, welche sich noch genau zu erinnern wissen, was diese oder jene Lithographie vorgestellt, derzeit jedoch sind dies dunkelgraue Papierflächen, mit denselben Pünktchen übersäet. Denn die Fliegen haben die Gewohnheit, hier ihre Siesta zu halten, nachdem sie sich am Büffet gesättigt. Wer hier als Fremder eintritt, könnte auf die Vermuthung kommen, daß dieses Thier dem Polen heilig ist, so daß er seine Vermehrung ängstlich fördert. Denn es tritt da in Massen auf, welche der Europäer für unglaublich hält, bis er sie sieht. Uebrigens wimmeln auch Rahmen, Sessel und Bänke von Bewohnern, welche sogar minder harmlos sind als die Fliegen, und oft findet man hier in einer einzigen Limonade so viel schwimmen, daß man ein ganzes zoologisches Kabinet mit Material versorgen könnte.

Auf dem Büffet sind alle erdenklichen Leckerbissen aufgestellt, und hinter dem Tische steht Herr Sigelli, süß lächelnd, als hätte er selber seine ganze Waare im Magen. Sein Großvater soll ein Italiener gewesen sein und der Zuckerbäcker von Barnow bewährt diese Abkunft, indem er täglich drei- bis vierhundert Male

„Corpo di Bacco!“ sagt. Doch sagt er dies nur zu dem Aufwärter, welcher mit der Raschheit einer Schildkröte die Gäste bedient. Dieser Aufwärter ist in weißes Linnen gekleidet, welches er alle zwei Monate einmal wechselt. Das ist so Brauch in den polnischen Zuckerbäckereien, weil ein weißgekleideter Diener appetitlicher ist.

Wir haben lange im Gewühle des Marktes verweilt und betreten daher den Laden erst gegen die fünfte Nachmittagsstunde. Doch ist dies just die rechte Zeit, um ihn gefüllt zu finden. Alle Tischchen im Salon sind besetzt, aus dem Nebenzimmer dringt der Lärm lauter Männerstimmen. Man lacht und plaudert und schlürft Erfrischungen dazu. Der weiße Aufwärter schleicht rapid umher und setzt hier ein Gefrornes auf den Tisch, dort ein Fläschchen Kontuszufka. Tritt einer jener Fälle ein, welche oben bereits angedeutet, bekommt der Gast mehr servirt, als er bestellt hat, so genirt ihn das weiter nicht. Dann fischt er eben gleichmüthig das Ueberflüssige heraus und legt es auf den Rand des Tellers. Es sind ja schließlich auch wirklich nur Kleinigkeiten!

Mustern wir die Gesellschaft. Hier sind die Adeligen der Gegend versammelt, die Honoratioren von Barnow, ferner Gutspächter, Brennereibesitzer und sonstige bürgerliche Plebs, die zu Geld gekommen und daher dies hochelegante Lokal der Aristokratie zu

besuchen sich herausnimmt. Doch überwiegt das blaue Blut. Hier sitzt der Baron Stupnicki, ein dicker Mann mit flachsgelbem Haar und einem unglaublich dummen Gesicht, neben ihm seine hagere Gattin mit Spinnenfingern, eine Mumie, in graue Seide gehüllt; ferner die drei Baronessen, sämmtlich der Mutter nachgerathen, so daß es scheint, als hätte zwar der liebe Gott der Familie derer von Stupnicki die gewöhnliche Menschengestalt zugedacht, dann aber alles Fleisch dem Haupte derselben aufgebürdet. Ferner die Brüder Severin und Stas von Wolinski, vielbegehrte Junggesellen, welche sich jedoch vorläufig als Don Juan's des Kreises so wohl fühlen, daß sie weder zarte Andeutungen der Mütter, noch halbverschleierte Blicke der Töchter recht verstehen wollen. Besonders berühmt sind sie als amüsante Gesellschafter — Stas weiß drei, Severin vier anstößige Anekdoten auswendig, doch leihen sie sich dieselben auch gegenseitig aus und wirken daher unglaublich anregend. Dann ein braver Mann, den wir mindestens dem Namen nach bereits kennen, Herr Henryk von Wassilkowski, der Gutsbesitzer von Zuhance, welcher mit Olexa Tudak und anderen Bauern so eigenthümliche Geldgeschäfte macht. Auch seine Gattin ist anwesend; die unglückliche Frau hört geduldig bereits das fünfte Gedicht an, welches ihr Thaddäus Williszewski vordeklamirt. Ebenso sind die beiden Maitressen des Herrn Henryk in der Gesell-

schaft, jedoch nicht in dieser officiellen Eigenschaft. Diese drei Familien sind zugleich die einzigen wohlhabenden des anwesenden Adels. Was hier sonst Limonade oder süßen Schnaps trinkt, sich die Cour machen läßt oder sie macht, das sind arme, verschuldete Hungerleider, welche vielleicht sogar dem süßen Sigelli die Zeche schuldig bleiben müssen. An ihrer Toilette läßt sich dies freilich nicht erkennen, und besonders die Damen starren in Sammt und Seide, um welche sich der Koth des Marktes als breite Bordüre gelegt hat. Aber was sich unter dieser Pracht birgt — ich meine natürlich: an Wäsche — kann Niemand glauben, der es nicht sieht. Die Stiefelchen sind oft greulich zerrissen, die Strümpfe Ruinen, die Unterröcke dunkelgrau und am Rande so zerfetzt, daß die Fransen unter dem Prachtkleide hervorblicken. Wenn Herr Stanislaus von Niemanski seine Czamara deßhalb so krampfhaft geschlossen hält, um seine schmutzige Wäsche zu verbergen, so thut er Unrecht; in diesem Kreise hat er keinen Grund, sich ihrer zu schämen. Doch kennt Niemand die Toiletten-Geheimnisse eines polnischen Elegants dieses Schlages — vielleicht hat er überhaupt gar keine Wäsche! . . .

In den entlegenen Ecken drängen sich die Parvenüs, unter ihnen Herr Arthur Abeles sammt Familie. Frau Hortense und Fräulein Melanie werden von Niemand angesprochen, nur ein junger Husarenoffizier

hat dem Mädchen einige zarte Complimente von intensivem Stallgeruch zugeflüstert, aber auch nur, um Herrn Abeles für ein Geschäftchen heiter zu stimmen. Denn in diesem „Salon" werden auch Geschäfte abgemacht und darum drängen sich an der Thüre die Hausjuden der Adeligen, die „Faktoren".

Im Nebenzimmer aber wird die Gesellschaft immer animirter und schließlich sind sämmtliche Herren dort versammelt. Was da getrieben wird? Je nun, ein kleines Hazardspielchen . . . Ehrlich oder unehrlich? Je nun, wie's eben kommt . . . Hoch oder niedrig? Je nun, nach dem Stand des Geldbeutels und besonders des Pumpcredits . . . Und wie lange? Je nun, bis man eben auseinandergeht, vielleicht um Mitternacht, vielleicht erst im Morgengrauen des Mittwoch . . .

Und Genaueres läßt sich auch von den Bauern nicht voraussagen, wenn sie einmal in der Schänke sitzen. Gewiß ist nur eins: kein Hausvater geht ohne Rausch heim vom Markttag in Barnow.

Wenn der Mond aufgeht, so beleuchtet er am Ringplatz nur sehr vielen Mist und mehrere Betrunkene. Der Mist bleibt liegen, bis ihn der Wind verweht, die Betrunkenen, bis sie aufstehen.

So erweist es sich vom frühen Morgen des Markttags bis in die späte Nacht, wo die Stadt Barnow liegt . . .

Nämlich — ach! — in Halb-Asien.



Die „Gezwungenen".





Es war im Jahre 1871, im vollen Frühling. Auf der Promenade von Odessa blühten die Akazienbäume und draußen, im weißblinkenden Villenviertel, die seltsamen Blumen des Südens. Selbst über die arme Haide ging ein Dufthauch, und auf der gelblichen Düne hob der Strandhafer schüchtern sein zartbefiedert Haupt. Und dazu Tag für Tag lenzfröhlicher Sonnenschein über der jungen, schönen Stadt und dem Hafen nnd der tiefblauen Meerfluth; es schien, als gäbe es keine Wolke mehr in jenem Mai.

Alles war schön, Alles. Aber es nützte mir nichts; ich mußte fort und heim.

So schied ich denn mindestens des Abends, wo all die Herrlichkeit verschleiert war. Am nächsten Morgen war ich in Balta, einer ansehnlichen Stadt,

was, aus dem Südrussischen übersetzt, bedeutet, daß dort sehr viele Holz- und Lehmhütten beisammen standen. Hier verließ ich die Bahn, oder vielmehr sie mich. Eine Endstation; wer damals von Odessa nach der Bukowina wollte, mußte von Balta ab durch das podolische oder bessarabische Gouvernement die kaiserliche Post benützen, sofern er nicht wohlweislich einen Lohnwagen vorzog. Denn mit der Post fährt in Neu-Rußland nur der Unkundige, und kundig wird, wer sie einmal verkostet. Diese Post ist nicht so schrecklich wie ihr Ruf; sie ist noch viel schrecklicher. In Alt-Rußland steht es damit besser, in mancher Gegend ganz gut. Aber im Süden kann man den kaiserlichen Marterkarren nicht einmal angehenden Selbstmördern empfehlen. Denn wer den Willen zum Leben noch so energisch verneint, findet doch angenehmere Gelegenheit dazu, als das Todtgebeuteltwerden.

Ich miethete mir also die „Britschka" des Nüssan Goldkäfer aus Hussiatyn. Man darf dabei kaum an das gleichnamige Fuhrwerk denken, welches auch im westlichen Oesterreich, besonders in Mähren, gebräuchlich ist. Das ist eine so idealisirte und civilisirte Kutsche, daß sie mit jener meiner Heimat in der That kaum mehr gemein hat, als den Namen. Es ist schwer, dieses anmuthige Gefährt zu schildern, dessen Hauptzweck es zu sein scheint, den Magen des Reisenden fortwährend in gelinder Erschütterung zu erhalten —

oft auch in ungelinder, es kommt eben auf den Weg an. Am leichtesten gewinnt der Leser ein Bild davon, wenn er sich auf einem plumpen Gestell mit vier gleich großen Rädern einen offenen Sarg befestigt denkt, an dessen vorderem Ende ein Brettchen angenagelt ist — der Kutschbock — und über dessen hinterem Ende eine Plache in Form einer umgestürzten Mulde gespannt ist, unter welcher der Reisende ruht.

So viel zur Erklärung der „Britschka". Zur Erklärung des Nüssan Goldkäfer aber die Bemerkung, daß, wer im Osten daheim ist, immer den jüdischen Lohnkutscher dem christlichen vorziehen wird. Der Christ ist billiger und williger, das ist wahr. Aber der Jude hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, zwei gute Eigenschaften: er hinterläßt keinem Vetter am Wege als Souvenir ein Gepäckstück des Reisenden, und er betrinkt sich nicht bis zur Bewußtlosigkeit. Ach! was ein Rausch ist, weiß man doch eigentlich nur in Halb-Asien! In diesem zahmen Europa ist man ja geneigt, auch schon eine kleine Erheiterung so zu nennen, welche in einer einzigen Nacht ausgeschlafen ist! Aber wer, wie ich, einmal volle dreißig Stunden in einer elenden Waldschänke hat halten müssen, weil der Kutscher, ein rumänischer Schlingel aus Bessarabien, nicht aus seiner Betäubung aufzurütteln war, der weiß, bis zu welcher Größe ein Rausch gedeihen kann, und hütet sich künftig vor diesen willigen, billigen Burschen. Auch die

Juden haben im Osten ein wenig von dieser allgemeinen Feuchtigkeit angezogen, aber sie sind doch die mäßigste Nation in jenem Völkergewirr. Nur in der dunklen, wüsten Secte der „Chassidim“ finden sich Trunkenbolde; der Aberglaube, der Fanatismus, der Müßiggang haben dort zu diesem Laster geführt, wie leider zu manchem anderen auch.

Aber mein Nüssan war kein „Chassid“; er gehörte zu den „Misnagdim“, den Oppositionellen, den Bibelgläubigen. Während die Chassidim die Kabbala über den Talmud stellen, achten die Misnagdim nur Bibel und Bibel-Commentare und verwerfen die Kabbala. Sie verachten die Wunder-Rabbis, werden gern Handwerker, Fuhrleute, Gastwirthe, Krämer, sind strenggläubig, jedoch nicht fanatisch. So werden sie es z. B. als eine Todsünde meiden, eine Fleisch- und eine Milchspeise hinter einander zu genießen, aber sie hassen Niemanden um des Glaubens willen, und die Aneignung fremder Bildung scheint ihnen lobenswerth. Sie sind (mutatis mutandis!) die — Altkatholiken des Judenthums; trotz aller dogmatischen Strenggläubigkeit sehen sie sich von einer Majorität überflügelt, welche immer neue Dogmen als Staffeln emporthürmt — zum Himmel, wie sie glaubt, zum Gipfel des Blödsinns, wie Andere glauben . . .

„Gottlob, ich bin kein Chassid!“ sagte mir also mein Herr Goldkäfer grimmig, schon als wir an den

letzten Hütten von Balta vorbeifuhren. Eine dieser Hütten war nämlich ein chassidisches „Beth-ha-midrasch", was man, natürlich überaus frei, mit „Volksbibliothek" übersetzen könnte. Ein großer, verwahrloster Raum, in welchem auf den Tischen schmutzige Folianten liegen und auf den Bänken Knaben, Männer und Greise sitzen, denen gleichfalls größere Sauberkeit nicht schaden könnte. Die verehrliche Versammlung schaukelt sich entweder, halblaut in den Folianten lesend, mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels hin und her, oder sie erörtert in gellender Discussion die Dinge von jener Welt, oder sie widmet sich, wozu die Gelegenheit sich oft genug bietet, einem Ding von dieser Welt, dem Branntwein. Brutstätten des Müßiggangs, in welchen ein wirklich gelehrter Mann sich so häufig findet, wie ein weißer Rabe, wie denn überhaupt die jüdischen Gelehrten nicht unter den Chassidim zu finden sind.

„Kein Solcher!" rief also Nüssan grimmig und schwang seine Peitsche in unzweideutigster Weise gegen das fromme Haus. „Sondern ein echter Jude, ein Misnagid, ein Mann, ein ehrlicher Mann, ein Fuhrmann!" Und dann begann er, mir seinen Standpunkt des Näheren zu erläutern.

Ich weiß nicht, warum er es that; auch im Osten führen die Kutscher in der Regel keine religiös-philosophischen Gespräche. Vielleicht weil er mich durch

lebhafte Unterhaltung dafür schadlos halten wollte, daß er einen blinden Passagier, einen feisten Landmann aus der Ukraine, aufgenommen, der nun breit neben ihm auf dem Bocke saß. Oder weil er mir beweisen wollte, daß man ein Fuhrmann sein und doch in uraltem Wissen bewandert sein könne. Jeder Mensch, die Zeit der Flegeljahre ausgenommen, die freilich bei Manchem bis ins Siebzigste reicht, sucht sich eben gerne seinem Nächsten von der günstigsten Seite zu präsentiren. Und sein Talmudwissen hielt dieser rechtgläubige Jude natürlich für seinen schönsten Schmuck.

Ich mußte, während er eifrigst sprach, daß die Citate nur so niederhagelten, auf ihn blicken und dann auf seinen Nachbar, und sonderbare Gedanken kamen über mich. Die beiden Leute waren einander beiläufig gleich in Vermögen, und Lebensweise, in ihrem Verhältniß zur europäischen Cultur, von der sie wohl Beide gleich wenig wußten. Auch ihre Kleidung war dieselbe — Zwillichröcke und darüber Schafspelze, der Hitze wegen nach außen gekehrt. Nur daß der Eine am Leibe ein Amulet trug, ein Säckchen mit Knoblauchknollen, welches ihm sein Pope zu Ostern um fünfzig Kopeken geweiht; der Andere aber eine Art Westchen, an dem die Schaufäden hingen. Und doch! — welche ungeheure Kluft trennte der Gedankenkreis dieser beiden Landsleute, blos deshalb, weil der

Eine das Knoblauch-Amulet trug und der Andere das Westchen! Der Russine haftete mit slavischer Zähigkeit an der Scholle, und von der Vergangenheit seines Volkes wußte er wahrscheinlich nur, daß bereits sehr viele Russinen gestorben. Der Jude aber — wohl fuhr er auf der podolischen Landstraße hin und her, aber dieses Land war nicht seine Heimat. Seine Heimat war ein fernes, fernes Land, welches er nie gesehen, welches so, wie er es sah, nicht mehr auf Erden bestand: heute fließen Milch und Honig nicht mehr im Jordanthale . . . Und all sein Wissen, all sein Denken, Alles, was ihn zum Menschen erhob, wurzelte in jenem Lande und seinen Geschichten. Der Staub der Jahrtausende hat sich darüber gelegt; ihm war es die ewig junge, die einzige Welt. Jeder talmudisch erzogene Jude ist eigentlich — sit venia verbo! — ein gelehrter Mensch, aber diese Gelehrsamkeit ist todt und starr; sie beweist nichts, als die große Bildungsfähigkeit dieser Race; sie nützt nicht ihm, noch den Völkern, unter denen er wohnt . . .

Der Citaten-Hagel kam strichweise; bald lichtete er sich, bald ward er wieder stärker. Und nun kam schließlich ein citatloses Argument. „Aber was kommt noch dabei heraus? Absall! Gottlosigkeit! Zuerst zu fromm und dann ganz gottlos! Wenn ein Chassid aufhört, es zu sein, was wird er? Ein „Meschumed" (Abtrünniger)! Ißt Schweinefleisch! Oder Braten und

Milchreis von derselben Schüssel. Aber Gott wird wissen, was er mit den Hunden zu thun hat, welche von dem Glauben abfallen, in dem sie geboren sind. Mit Allen! ... das heißt“ — er stockte und fuhr dann zögernd fort — „hm! mit Allen? ... Ich weiß nicht, da fallen mir diese Leute ein ...“

Er verstummte und starrte nachdenklich vor sich hin.

„Welche Leute, Nüssan?“

„Hm! — es ist mir nur so eingefallen, weil wir heute an einem solchen Hause vorbeifahren müssen... Ich meine die „Gezwungenen“ ...“

„Die Gezwungenen?!“ ... Ich dachte an eine neue Secte. Es ist sonst im Osten just keine große Bewegung der Geister, aber in Glaubenssachen ist dort sehr häufig eine sonderbarliche Neugeburt zu verzeichnen. „Sind es Christen oder Juden?“

„Nicht Christen, noch Juden, sondern eben „Gezwungene“. O Herr! das ist ein großes Elend! Und ein großer Frevel! Unsere Kinder wenigstens werden nichts mehr davon wissen, denn neue Opfer kommen nicht hinzu, und auf den Ehen dieser Menschen lastet ein Fluch: sie bleiben unfruchtbar. Aber was rede ich nur! — es ist kein Fluch, sondern ein Segen, eine Barmherzigkeit Gottes! — soll sich das gräßliche Elend auch noch vererben? ... Die „Gezwungenen“ haben keine Kinder; Gott weiß, was er will! ... Aber

man soll nicht davon reden; ich Thor, ich Sünder, was schwatze ich da! . . .“

Und er hieb grimmig auf die Pferde ein, daß der Wagen ruckweise weiterflog. Ich that keine Frage mehr, ich kenne diese Leute; was sie für eine Sünde halten, thun sie doch nicht; um keinen Preis.

Aber ich sollte doch noch am selben Tage von den Leuten hören, denen Gott seine Barmherzigkeit erweist, wenn er sie einsam dahinsterben läßt . . .

Wir fuhren weiter gegen Westen, immer der Sonne entgegen, durch das waldreiche, sanft gewellte Wiesenland, welches zwischen den grauen, abenteuerlich geformten Kalkfelsen des Dniesterthales und dem schwarzen fetten Ackerland der Ukraine liegt. Die Landschaft ist spärlich bewohnt und schlecht bebaut; man kann stundenlang fahren, ohne ein Haus zu gewahren, einen Acker oder sonst eine Spur der Menschenhand, außer der Straße da, welche auch nicht darnach aussieht, als ob sich der Menschen Hand viel mit ihr beschäftigte. Kamen wir an eine besonders schlechte Stelle, so stiegen wir aus und gingen neben den Pferden her, und Nüssan fluchte jüdisch, der Landmann russinisch und ich deutsch. Dann setzten wir uns in den Wagen und fuhren schweigend weiter.

Als uns die Sonne zu Häupten stand, machten wir in einer Schänke Rast, welche am Rande eines meilenweiten Forstes lag. Diese Wälder gehören einem

Potocki, ich glaube dem Grafen Adam, dem ehemaligen österreichischen Minister. Das ist ein guter Wirth. Auch dieser Forst zeigte Spuren von Cultur, und die Schänke war in gutem Baustand.

Freilich sah es drinnen ebenso wüst aus, wie in allen diesen „Karczmas“. Aber daran war nicht der Graf Adam schuld, sondern die Wirthsleute, die da hausten. Und vielleicht auch nicht diese Leute, sondern die sonderbaren Reinlichkeitsbegriffe des Ostens. Tout comprendre, c'est tout pardonner; es hat mich sehr betrübt, daß die Wirthin, ein schönes, üppiges, junges Weib, sich offenbar nicht alle Tage das Gesicht wusch, aber grollen konnte ich ihr deshalb nicht.

Außer dieser Frau waren noch vier lebendige Wesen in der großen Schänkstube mit den graugrünen Wänden: ein Paar Besitzer unsterblicher Seelen und ein Paar ohne solche. Zwei Viehhändler, ein Moskowiter und ein Kleinrusse, und ihre Köter. Die Köter würgten einander, und die Herren thaten dasselbe. „Du Russe!“ rief der Eine, „Du Russine!“ rief der Andere, und das in einem Tone, als wären dies die größten Schimpfwörter.

Das junge Weib saß schläfrig hinter der Schänkbarre und schaute dem Streite zu. Ihm war die Sache jedenfalls nicht so interessant, als sie sicherlich einem slavischen Bruder aus Oesterreich gewesen wäre. Ich glaube, Hunde und Katzen haben ein-

ander lieber, als die einzelnen slavischen Stämme in Rußland.

Durch unsern Eintritt nahm der Kampf eine neue Wendung. Der russinische Landmann, der mit uns gekommen, fragte nicht erst, wer im Rechte war, sondern warf sich auf den Großrussen und begann dessen hintere Partien kräftig zu gerben. Der Moskowiter, so zwischen zwei Feuer gerathen, zog sich schleunigst in eine Ecke zurück und bombardirte seine Gegner nur noch mit den ehrenrührigsten Ansichten über ihre Nationalität und über ihre — Mütter. „Du Sohn einer Hündin!" Das war noch das relativ Sanfteste, was er hinüberrief. Auch die Russinen sprachen mit großer Sicherheit ihre Ansichten über die ihnen doch gewiß persönlich unbekannte Gebärerin ihres Gegners aus. Aber schließlich knurrten beide Theile nur noch leise und ihre Köter desgleichen.

Ich verständigte mich mit der Frau über mein Mittagessen, oder vielmehr: ich versuchte dies, denn sie verstand mich nicht und ich sie nur sehr schwer. Die Juden Südrußlands sprechen freilich auch noch Deutsch, aber das ist nicht blos von der Sprache Luther's und Lessing's, sondern auch von dem Jargon verschieden, welchen die Juden Galiziens und Rumäniens sprechen. Eine Menge slavischer Wörter ist eingewoben, und eine fremdartige Aussprache macht das Ganze fast unverständlich. Ich setze als Sprach-

probe die Antwort der Wirthin möglichst getreu hieher. „Rajd pomale; Kardunisch her jech swair. Jech ob nor jajzis w dome in maith. Efscher zan impes jajisnice in potem brutne ziwilis." Das heißt zu Deutsch: „Redet langsam (slavisches Wort); Deutsch („Kardunisch" d. h. die Sprache, die hinter dem Cordon [Grenze] gesprochen wird: in Oesterreich also die deutsche Sprache) verstehe („höre") ich schwer. Ich habe nur Eier im Hause (Slavisch) und Meth. Vielleicht zum Imbiß Eierspeise und später gebratene Zwiebel." Ein Satz, der sich dem Hochdeutschen mehr nähert als der vorstehende, dürfte sich aus diesem maßlos corrumpirten Jargon kaum zusammenstellen lassen.

Auf „brutne ziwilis" glaubte ich verzichten zu sollen und begnügte mich mit „jajisnice in maith". Die schöne Frau setzte sich zu mir und suchte den Gast zu unterhalten. Da auch sie „pomale" sprach, so errieth ich, was sie mir mittheilte. Ihr Gatte sei sechzehnjährig und derzeit noch in der Talmudschule, beim Rabbi von Belz. Die Hochzeit habe vor vier Jahren stattgefunden, sie sei damals siebzehn Jahre alt gewesen. Hier, bei den Schwiegereltern, habe sie es sehr gut und bedaure nur ihren armen Mann, der sich noch immer, fern von ihr, in der Schule so sehr anstrengen müsse. Vielleicht klingt dies dem Leser unglaublich in's Ohr. Aber es gibt unter den Juden des Ostens manche ähnliche Ehe . . .

In diesem Hause war es, wo ich dem ersten „Gezwungenen" begegnen sollte.

Wir hatten im Plaudern das Rollen eines Wägelchens überhört, welches langsam vor die Schänke gefahren kam. Erst als es hielt, blickten wir auf. Es war ein ärmlicher Bauernkarren, auf dem ein Fäßchen und ein Korb standen. Ein magerer Klepper zog mühsam das leichte Fuhrwerk. Ein Bauer lenkte es, vor dem Thore sprang er ab.

Die junge Wirthin erhob sich hastig. „Was will er?" flüsterte sie. Eine leichte Blässe jagte ihr über die Wangen. Noch auffallender benahm sich mein Kutscher. „Herr, Herr!" rief er mich laut, fast ängstlich an. Und dabei streckte er die Hand gegen die Thüre vor, als wollte er sich eine nahende Gefahr vom Leibe halten.

„Was habt Ihr?" fragte ich erstaunt. Aber er schüttelte nur heftig den Kopf und starrte dem Eintretenden entgegen.

Es war dies ein ältlicher Bauer, gekleidet wie alle russinischen Landleute. Von dem Gesicht konnte ich nicht viel sehen, der Strohhut beschattete es.

„Wirthin," wendete er sich an die junge Frau, „möchtet Ihr mir etwas abkaufen? Ich habe alten Weichselschnaps und Holzlöffel, Holzschüsseln, Pfefferbüchsen, Nadelbüchsen, Salzschalen, Holzbecher — eine

große Auswahl, gedrechselt oder geschnitten, gutes hartes Holz, Alles sehr billig . . .“

Fast flehend sagte er dies, aber langsam und ohne den Blick zu erheben. An seiner Aussprache war leicht zu merken, daß er kein Russine war, sondern ein Pole. Denn er sprach immer statt des „h“ ein „g“ und verschluckte die Endvokale.

Die Frau blickte ihn scheu an. „Ihr wißt, mein Schwäher hat es verboten,“ sagte sie zögernd. „Wegen Eurer Frau . . . Aber er ist nicht zu Hause —“

Sie stockte und wendete sich zum Kutscher: „Reb Nüssan, werdet Ihr mich nicht verrathen? Ihr kommt häufig des Weges . . .“

Der „Misnagid“ zuckte die Achseln und wendete sich ab. „Thut, was Ihr wollt,“ brummte er grimmig.

„Dann,“ sagte die Frau hastig zu dem Bauer, „dann bringt mir nur eine Schüssel und zwölf Löffel. Ich will dem Schwäher schon was aufbinden . . .“ Und als der Mann gegangen war, seinen Korb zu holen, fuhr sie fort: „Ihr dürft es mir nicht übelnehmen, Reb Nüssan. Es sind gar so arme Leute.“

„Freilich! Sehr arme Leute!“ erwiederte dieser milder. „Im Leben Hunger und Elend! Und im Tode die Hölle! Und Alles unverdient!“

Aber da stand schon der Mann mit seinem Korbe wieder in der Stube. Die Frau wählte, feilschte und bezahlte endlich die wenigen Kopeken.

Ich trat heran und besah mir die Waare; es waren sehr sauber geschnitzte Sächelchen darunter.

„Ich habe auch Cigarrendosen," sagte der Mann und zog demüthig den Hut.

Aber sein Antlitz war mir vorläufig interessanter als seine Waare. Man sieht selten solche Züge; so viel Leid auch auf Erden wühlen mag, man sieht sie selten. Auf diesem blassen, verhärmten Gesichte lag düsterer Trotz wie eingemeißelt, und die Augen hatten einen Blick, der unwillkürlich an's Herz ging; müd, fast starr, und doch voll leidenschaftlichster Trauer ...

„Sie sind ein Pole?" fragte ich.

„Ja — aus Littauen."

„Aber Sie wohnen hier in der Gegend?"

„In der Dettimer Schänke; acht Werst von hier. Ich bin dort Wirth."

„Und daneben Drechsler?"

„Man muß sich helfen, wie man kann. Wir haben selten Gäste im Hause."

„Ihre Schänke liegt abseits?"

„Dicht an der Hauptstraße, Herr! Es war einst das beste Wirthsgeschäft zwischen Bug und Dniester. Aber bei uns kehren die Fuhrleute nicht gern ein..."

„Warum nicht?"

„Weil — weil sie es für eine Sünde halten. Besonders die Juden." Und hastig fügte er hinzu: „Wenn Sie etwas kaufen wollen — diese Dose hier..."

Das hübsche Büchschen, welches er mir anbot, liegt vor mir, während ich dieses schreibe. Auf dem Deckel ist die Ansicht eines stattlichen, ländlichen Hauses eingeschnitten. Auch heute freut mich die schöne Arbeit, damals aber überraschte mich diese Feinheit der Ausführung so, daß ich ungläubig ausrief: „Und das haben Sie selbst gemacht?"

„Ja — Alles, mit Drechselbank und Messer."

„Dann sind Sie ja ein Künstler!" rief ich. „Wo haben Sie das Holzschneiden gelernt?"

„In Kamieniec-Podolski."

„Auf der Festung?"

„Ja. Von einem Mitgefangenen, während des Aufstandes von 1863."

„Sie waren unter den Insurgenten?"

„Nein. Aber man fürchtete, ich könnte zu ihnen gehen. Darum schleppte man mich und die anderen „Gezwungenen" auf die Festung, als der Aufstand losbrach, und ließ uns erst frei, als Alles vorbei war."

„Ohne Veranlassung?"

„Ohne die geringste. Ich bin nicht blos heute ein gebrochener Mann, ich war es schon damals. Mir hat, noch als ich ein Jüngling war, die Arbeit in den sibirischen Bergwerken das Mark in den Knochen vergiftet. Auch hatte ich während der fünf Jahre meiner Ansiedlung — ich bin seit 1858 Wirth in jener Schänke — nie den geringsten Grund zum Ver-

dachte gegeben. Aber ich war ein „Gezwungener", und das genügte . . ."

„Ein „Gezwungener" — was heißt das?"

„Nun, ein Mensch, der eben zu Allem gezwungen wird, was Andere frei wählen dürfen: Wohnort, Gewerbe, Gattin und Glauben!"

„Entsetzlich!" rief ich. „Und Sie haben sich gefügt?"

Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. „Geht Ihnen das so nahe?" fragte er. „Wir ertragen sonst sehr leicht die schwersten Leiden, welche Andere erdulden."

„Das sagt Larochefoucauld," meinte ich erstaunt. „Haben Sie ihn gelesen?"

„Ja, ich habe die französische Literatur einst sehr geliebt. Aber verzeihen Sie meine Bitterkeit. Ich bin an Theilnahme so wenig gewöhnt — und was könnte sie mir auch jetzt noch nützen?"

Er starrte schmerzlich vor sich hin und ich schwieg gleichfalls; ich fühlte wohl, daß diesem Menschen gegenüber irgend ein Wort leichten Bedauerns eine Roheit wäre. Es war eine peinliche Pause.

„Haben Sie nach einer Vorlage gearbeitet?" fragte ich endlich und deutete auf den Schnitt des Deckels.

„Nein — aus der Erinnerung."

„Ein sonderbarer Baustil!"

„So sind alle Herrenhäuser in Littauen. Nur

der alte Wartthurm ist auffällig. Es war eben ein sehr altes Haus."

„War? Steht es heute nicht mehr?"

„Es ist niedergebrannt, schon vor sieben Jahren. Die Russen haben es ausgeplündert und angezündet. Sie ahnten nicht, daß sie da selbst gegen ihr Eigenthum wütheten. Das Haus war seit langen Jahren konfiszirt und Krongut seit 1848."

„Und Sie haben die Umrisse noch so fest im Gedächtnisse?"

„Natürlich! denn es ist mein Geburtshaus, ich bin da aufgewachsen und habe es bis zum achtzehnten Jahre selten verlassen. Dergleichen vergißt man nicht. Es sind über zwanzig Jahre her, aber in all diesen Jahren kein Tag, wo ich nicht an das Haus gedacht hätte. Ich wußte wohl, daß meine Mutter todt sei und meine Cousine schlimmer als todt. Ich wußte: das alte Haus steht öde, nur der russische Verwalter haust darin, und wenn er Packleinwand braucht, so nimmt er eines der Familienbilder von den Wänden. Aber ich habe mich doch nach dem alten Hause gesehnt — weiß Gott, wie sehr! Und als es niederbrannte — ich hätte mich ja eigentlich freuen sollen, daß es nun auch der Feind nicht mehr hatte — und dennoch! mir kamen Thränen, als ich es erfuhr. Die ersten Thränen seit langer Zeit und wohl auch meine letzten. Mich kann nichts mehr treffen . . ."

Ich schreibe, was er sagte. Aber wie er's sagte, kann ich nicht schreiben. Ich glaube, dem härtesten Menschen mußte es an's Herz gehen.

Mein Nüssan war kein weicher Mann. Aber dennoch war er leise herbeigeschlichen und nickte nun ernst und wehmüthig mit dem bärtigen Haupte.

„Erlauben Sie, Pani Walerian,“ sagte er, „auf Ehre, es ist eine traurige Geschichte. Gewiß, sehr traurig. Will ich Ihnen aber doch etwas sagen. Nämlich, sehen Sie mich an. Ich — das heißt: nicht ich, Gott behüte! aber sagen wir: ich — fahre allein durch einen großen Wald. Da kommt ein Mann. Schimpft mich. Will mich prügeln. Sagt: „Du Judenhund!“ Macht sich daran, mir den Bart auszureißen. Werde ich es mir gefallen lassen? Nein! Sondern? Ich werde mich wehren! Gut! Wenn aber hundert solche Leute kommen? Werde ich mich mit ihnen stellen? Verrückt möcht' ich sein! Sondern ich werde sie im Stillen verfluchen bis in ihres Urgroßvaters Knochen, aber laut werde ich sagen: „Meine Herren Wohlthäter!*) Ein schäbiger Judenbart ist wirklich gar nicht werth, von Ihnen ausgerissen zu zu werden!“ Und werde schauen, im Frieden mit den Hunden auszukommen. Also das ist die ganze Ge-

*) „Herr Wohlthäter“ ist eine Höflichkeitsfloskel des Ostens, etwa so, wie man in Wien Jedermann adelt.

schichte von Polen. Die ganze Geschichte, das ganze Unglück. Nämlich: der Pole ist nicht so klug wie ich. Nämlich: wäre er so stark wie der Russe — prügle dich in Gottesnamen! Aber der Russe ist hundertmal stärker — also, Pani Walerian, was reizen Sie ihn, was stellen Sie sich mit ihm?“

Ich mußte lächeln. Aber der arme „Gezwungene“ lächelte nicht und würdigte diese Abhandlung über praktische Politik überhaupt keiner Antwort. Nur zu mir gewendet sagte er nach einer Pause:

„Aber ich habe mich nicht einmal „mit dem Russen gestellt!“ Ich habe nur die Strafe des Verbrechers, ohne das schöne Bewußtsein, wirklich ein „Verbrecher“ gewesen zu sein und Alles für mein Volk gewagt zu haben. Ich war so jung, als sie mich nach Sibirien schleppten, wenig über Neunzehn! Mein Vater war früh gestorben, ich hatte die Aufsicht über das kleine Gut. Dann war eine Cousine im Hause, ein schönes, sechzehnjähriges Mädchen — wahrhaftig, ich dachte nicht an Politik! Höchstens, daß ich polnische Tracht trug, unsere Dichter las, besonders Mickiewicz und Slowacki, und in meinem Zimmer ein Bild des Kosciuszko hatte. Und um solcher Hochverräthereien willen hätten mich selbst die Russen in normalen Zeitläuften nicht zertreten. Aber es war im Jahre 1848 und Nikolai Pawlowitsch hatte nicht umsonst geschworen: „Und wenn ganz Europa brennt, ich halte mein Land

feucht, daß kein Funke aufkommt!“ Und er hielt es feucht — durch Ströme von Blut und Thränen! Wo ein junger polnischer Edelmann lebte, der allenfalls unter Umständen Revolutionär hätte werden können, da ward Haussuchung gehalten, und fand man zum Beispiel nur ein einziges verbotenes Buch, so hieß es: „Paschol, nach Sibirien!“ Auch mit mir kam es so, blitzschnell, sinneverwirrend — ich war schon in Sibirien und glaubte noch immer nicht an mein Elend! Ach! mir war's auf der ganzen Reise, als rotirte ein Kreisel in meinem Gehirn! Dann hoffte ich, sie müßten mich freilassen, denn ich war ja unschuldig, und damals“ — er lächelte; es war ein entsetzliches Lächeln — „damals glaubte ich noch an Gott! Als ich zu hoffen aufgehört, begann ich zu rasen, und schließlich ward ich stumpf. Es war ein entsetzlicher Zustand, oft war wochenlang alle Erinnerung in mir getilgt, höchstens wußte ich noch, wie ich hieß! Das ist buchstäblich wahr, Herr — dieses Sibirien ist eine ganz besondere Gegend! . . .“

Der Mann war auf eine Bank gesunken und seine Arme lagen ihm laß im Schoße — so furchtbar müde hab' ich all meine Tage kein Menschenantlitz gesehen. Endlich fuhr er fort:

„Zehn Jahre waren so verflossen, wenigstens sagten es mir die Leute; ich hatte es längst aufgegeben, die Tage meines Jammers zu zählen. Wozu

auch? Ich war schon so weit herabgekommen, daß ich nicht einmal mehr Mitleid mit mir selbst hatte. Da ward ich eines Tages mit einigen Gefährten zum Inspektor beschieden: wir seien begnadigt und dürften Colonisten in Süd-Rußland werden. Des Czars Gnade werde Jedem einen Wohnort zuweisen, ein Gewerbe und ein Eheweib, gleichfalls eine Begnadigte. Nur müßten wir uns natürlich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekehren. Daran lag uns wenig, Herr, schrecklich wenig! Wir willigten ein, trunken vor Glück — aus Sibirien geht man gerne fort, gleichviel wohin, selbst in den Tod geht man gerne. Und wir hatten ja eine Gnade erfahren! Alexander Nikolajewitsch ist ein gütiger Herr: in Sibirien sind die Bergwerke überfüllt und in Süd-Rußland die Steppen leer! O, ein Menschenfreund, ein Beglücker — decus et deliciae generis humani! Uebrigens, vielleicht thue ich ihm Unrecht! . . .

Wir traten die ungeheure Reise an und fuhren langsam gegen Südwest — nach acht Monaten waren wir in Mohilew. Da hielten sie uns nur noch in gelinder Haft und ließen vor Allem den Popen auf uns wirken. Das war sehr schnell überstanden. Eines Morgens trieben sie uns in einen Saal zusammen, wohl an die hundert Männer und Frauen. Dann kam der Pope, ein baumstarker, schmutziger Mensch, der sich offenbar zu dem heiligen Werke sehr gestärkt

hatte, denn er roch auf zwanzig Schritte nach Schnaps und hielt sich mühsam auf den Beinen. „Ihr Lumpenhunde!" grölzte er, „Ihr Läuse der Menschheit, Ihr sollt jetzt rechtgläubige Christen werden, aber viele Mühe werde ich mir mit Euch wahrhaftig nicht geben. Denn was meint Ihr, was ich per Kopf kriege? Zehn Kopeken! Da soll ein Hund Missionär sein — ich thue es heute wirklich zum letzten Male! Zwar hat unser Väterchen Alexander Nikolajewitsch einen Rubel für den Kopf in den Tarif einstellen lassen, aber der Direktor, der Schuft, stiehlt neunzig Kopeken und mir läßt er einen Zehner! Für heute habe ich es aber noch übernommen, weil man mir gesagt hat, daß Ihr Viele seid! Also hört! Ihr seid bis jetzt Katholiken, Protestanten, Juden! Das ist sehr gefehlt! Denn jeder Jude ist eine Wanze, jeder Protestant ein Hund und jeder Katholik ein Schwein! Das sind sie im Leben. Was aber sind sie im Tode? Aas, Ihr lieben Leute, Aas! Und wird sich Christus ihrer am jüngsten Tage erbarmen? Wahrhaftig nein! Wird ihm nicht im Traume einfallen! — Und bis dahin? Die Hölle! — Also, liebe Leute, wozu habt Ihr das nöthig? Bekehrt Euch! Wer also zustimmt, ein rechtgläubiger Christ zu werden, der soll jetzt das Maul halten! Wer sich muckst, kriegt die Knute und muß nach Sibirien zurück! Also, liebe Brüder und Schwestern, wollt Ihr rechtgläubige Christen werden?" Wir schwiegen.

„Gut!" fuhr der Pope fort. „Nun paßt auf! Wer ohnehin schon Christ ist, braucht blos die Schwurfinger aufzuheben und mir das Glaubensbekenntniß nachzubeten. Das wird schnell gehen. Aber mit den verdammten Juden hat man immer einen besonderen Verdruß, so auch hier; die Juden muß ich also vorher noch taufen. Juden, tretet vor — das andere Lumpenpack kann stehen bleiben, wo es eben steht!" Und in dieser erhebenden Weise vollzog sich die Ceremonie!"

Der Erzähler hatte dies Alles vorgebracht, ohne eine Miene zu verziehen, und auch mir kam kein Lächeln auf die Lippen, so drastisch auch der Bericht war.

„Am nächsten Tage," fuhr Walerian fort, „folgte der zweite Akt: die Wahl des Berufes. Sie war ebenso spontan, wie jene des Glaubens, nur daß man hier nothgedrungen doch etwas mehr individualisiren mußte. Drei junge Gouvernements-Beamte hatten die Aufgabe, unsere Wünsche zu Protokoll zu nehmen und sie so weit zu berücksichtigen, als dies „im öffentlichen Interesse rathsam und möglich." Der Mann, vor den ich gerufen wurde, war besonders jung, überdies von jener Sorte, die noch mit grauen Haaren bübisch bleibt. Ein äußerlich sehr feines, innerlich entsetzlich rohes Bürschlein, bornirt und grausam, ohne eine Spur menschlichen Empfindens. Er machte sich einen Spaß mit uns, einen köstlichen Spaß, der gewiß auch seine Kameraden und seine Maitresse sehr

erheitert hat, wenn er es ihnen am Abend erzählt. Der Bube erkundete auf das sorglichste unsere Wünsche und ordnete dann just das Entgegengesetzte an! Da war eine vornehme Frau unter uns, ein Polin von uraltem Geblüt, eine edle, blasse, unglückliche Frau, die in ihrer hilflosen Gebrochenheit dem Rohesten Respect und Mitleid einflößen mußte. Die Frau war zu alt, um an einen „Gezwungenen“ verheiratet zu werden, sie mußte selbst einen Erwerb wählen und bat, als Lehrerin in einem Institut für Offizierstöchter verwendet zu werden; es war auch dringender Bedarf nach solchen Kräften. Aber der junge Herr beorderte sie als Wäscherin in die Garnisons-Kaserne von Mohilew. Da war ein alter Jude, der nach Sibirien geschickt worden, weil er bei Eydtkuhnen verbotene Bücher über die Grenze geschmuggelt. Er hatte einst eine Buchdruckerei besessen und war auch des Handwerks völlig mächtig. Vielleicht könne er in einer kaiserlichen Druckerei verwendet werden, bat der Greis, und hatte daneben nur den flehentlichen Wunsch, in einer Ortschaft leben zu dürfen, wo es wenige oder gar keine Juden gebe. Denn er hatte ja nur gezwungen seinem Glauben entsagt, an dem er mit allen Fasern seiner Seele hing, und zitterte vor dem Gedanken, daß ihn seine ehemaligen Glaubensgenossen nun doch als einen Sünder betrachten und verabscheuen würden. Der junge Beamte nahm dies gewissenhaft zu Protocoll

und machte den Mann zum Polizei-Agenten in Miaskowka, einem kleinen Städtchen im Gouvernement Podolien, welches ausschließlich von Juden bewohnt wird. Da war ein Schulmeister aus Littauen, ein hektischer, todtkranker Mensch, welcher auf den Knieen eine letzte Gnade erflehte: irgendwo auf einem Dorfe ruhig sterben zu dürfen; die Landluft thue seiner wunden Brust wohl. „Natürlich, das ist ein bescheidener Wunsch," sagte der nichtswürdige Bube und schickte ihn als Aufwärter in ein Inquisiten-Spital. Brauche ich Ihnen da erst noch zu erzählen, wie es mir erging? Auch ich ließ mich von der heuchlerischen Miene des Schuftes täuschen und offenbarte ihm meine Bitte, irgendwo als Meier auf ein ganz abgelegenes Krongut zu kommen, wo ich mit möglichst wenig Menschen zu verkehren brauchte. Und darum wurde ich Schnapswirth an einer vielbefahrenen Heerstraße...."

Der Unglückliche sprang auf und ging erregt in der Stube auf und ab.

„Aber nun kommt das Beste!" rief er verzweiflungsvoll. „Der dritte Act: die Wahl der Gattin!"

Doch als er nun wieder ansetzte, um zu sprechen, da konnte er nicht, die wildschmerzliche Entrüstung schnürte ihm die Kehle zu. Er schwieg, aber eine jähe, schwere Thräne jagte über seine Wange herab und kündete, wie bitter er noch in der Erinnerung jenen schmachvollen Moment durchlitt.

„Es war entsetzlich!" stöhnte er.

Endlich faßte er sich.

„Herr! Herr!" rief er, „seit die Sonne aufgeht, hat sie manches entsetzliche Spiel beschienen, welches der Mächtige mit dem Ohnmächtigen getrieben, aber eine wüstere Farce, als die Art, wie wir zusammengekoppelt wurden, hat sie wohl noch nie gesehen. In meiner Jugend habe ich einmal in einer Geschichte der französischen Revolution gelesen, wie Carrier in Nantes die Royalisten mordete. Er ließ den erstbesten Mann an irgend ein Weib binden und auf Kähnen die Loire hinabführen. Mitten im Flusse ward die Fallthür am Boden aufgezogen, und die Geknebelten verschwanden in den Wellen. Aber dieser Wütherich war ein Engel im Vergleich zu den Beamten des Czars und die „republikanischen Hochzeiten" eine Wohlthat im Vergleich zu jenen, die man uns schließen ließ! Denn in Nantes fesselte man die Opfer doch nur zu gemeinsamem Tode, uns aber zu gemeinsamem Leben! . . .

Da führten sie uns eines Morgens wieder in jenen Saal, wo wir rechtgläubige Christen geworden. Etwa unser Dreißig waren wir; dann wurden ebensoviele Weiber hineingetrieben. Mit ihnen kam jener Nichtswürdige, der uns in so humaner Weise unseren Beruf angeordnet. „Meine Damen und Herren," begann er näselnd, „Se. Majestät haben Ihnen Allen von Herzen vergeben und wünschen, Sie glücklich zu

wissen. Der Einsame ist selten glücklich, und darum sollen Sie heiraten. Jeder Herr hat das Recht, eine Dame zu wählen, vorausgesetzt, daß sie damit einverstanden ist. In Berücksichtigung des Umstandes, daß Keiner von Ihnen, meine Herren, in der Lage ist, eine Dame zu erkiesen, die seiner unwürdig wäre — denn auch die Damen kommen sämmtlich theils aus den Strafkolonien, theils aus den Korrektionshäusern —, da Ihnen Se. Majestät ferner väterlich einen Nahrungszweig zugewiesen, so können und dürfen Sie blos Ihr Herz sprechen lassen. Hier ist also das Ideal verwirklicht, welches unserem sehr berühmten Landsmann Alexander Herzen vorgeschwebt. Meine Damen und Herren! Sie sind in der Lage, den Traum der sozialistischen Normal-Ehe zu verkörpern! Also an's Werk, verkörpern Sie! Und da ferner jede echte Liebe rasch entglimmt, „jäh wie der Blitz und sanft wie Frühlingssäuseln,“ wie unser Lermontow singt, so halte ich eine Stunde Zeit für genügend, um Sie wählen zu lassen. Bedenken Sie auch, daß Ehen im Himmel geschlossen werden und vertrauen Sie getrost Ihrer inneren Stimme. Meine Glückwünsche im voraus, meine Damen und Herren!“

Dann legte der junge Schurke seine Uhr vor sich hin, setzte sich auf die Estrade und grinste uns schadenfroh mit seinen grünen Fischaugen an. Den vollen Hohn seiner Rede hatten übrigens die Wenigsten ver-

standen, denn wir waren eine sehr bunte Gesellschaft. Unerhört bunt! Die verwegenste Phantasie hätte sich keine grelleren Gegensätze ersinnen können. Da stand neben dem verthierten bessarabischen Hirten, welcher im Rausche einst sein Weib und Kind massacrirt, der hochgebildete Gelehrte aus Wilna, welchen der idealste Trieb der Menschenbrust, die Liebe zu seinem Volke, nach Sibirien gebracht. Da stand der abgefeimte Gewohnheitsdieb aus den Moskauer Kaufläden neben dem polnischen Adeligen, der im tiefsten Unglück noch seine Ehre als das Höchste schätzte, und der junge Ex-Professor aus Charkow, welchen seine communistischen Träume hierhergeführt, neben dem Straßenräuber vom Don, dem Banknotenfälscher aus Odessa, dem betrügerischen Cridatar aus Cherson! Da stand ich und mir zur Rechten ein Deserteur aus Lipkany, zur Linken ein Baschkire, der schon am Fuße des Galgens begnadigt worden, obwohl er einmal eine Judenfamilie in einem Dorfwirthshause bei lebendigem Leibe rösten geholfen. Eine Gesellschaft, so wahnsinnig wirr zusammengewürfelt, daß es mir noch in der Erinnerung im Hirn wirbelt! Neben dem schönsten Adel der Menschenbrust die niedrigste Verworfenheit, neben der höchsten Bildung die tiefste, die absolut thierische Verkommenheit! . . .

Und die Frauen! Die schamlose Dirne, welche man gern aus der Korrektions-Anstalt entlassen, weil

sie ihre verworfenen Genossinnen noch verworfener gemacht, neben der unglücklichen Polenfrau, deren reine Seele nie ein Hauch der Gemeinheit vergiftet, deren stilles oder stolzes Glück keine Ahnung eines Kummers getrübt, bis ein Brief, eine Kokarde, eine milde Gabe an einen exilirten Landsmann sie in's Elend gebracht — hierher! Da lehnte die französische Gouvernante, welche mit ihrem jungen Freunde, einem Seminaristen, von einer Moskauer Revolution und den „Vereinigten Staaten von Europa“ geträumt, neben der Kindesmörderin aus dem russinischen Haidedorf, neben der Diebin aus Mohilew, neben der Geliebten des Straßenräubers aus der Krim. Da drängte sich neben das zarte, jungfräuliche Mädchen, welches kein anderes Verbrechen begangen, als daß es von einer sündigen Mutter in einer Strafkolonie geboren worden, die Gattenmörderin, die Giftmischerin, die infame Kupplerin. Vielleicht waren hier die Gegensätze noch greller, denn nichts ist so gut, wie ein edles Weib, und nichts so schlecht, wie ein verworfenes! . . .

Und diese Menschen sollten nun einander heiraten — und eine Stunde Zeit war ihnen gegönnt, sich kennen zu lernen und zusammenzufinden! O Herr! vielleicht begreifen Sie nun, warum es mir die Kehle zusammenschnürte, als ich davon berichten sollte! O Herr, das war der scheußlichste und zugleich sonderbarste Frevel, der je auf Erden geschehen!“

Er verstummte und ging todtenblaß, fast zitternd, in der Stube auf und ab. Auch die junge Wirthin starrte wie verloren vor sich hin, und Reb Nüssan hielt das Haupt gesenkt wie ein Mitfühlender.

Dann faßte sich der Unglückliche wieder und fuhr ruhiger fort:

„Es wird gewiß ein interessantes Schauspiel gewesen sein, wie wir sechzig Menschen uns in jener Stunde betrugen. Selbst des blasirten Unholds auf der Estrade bemächtigte sich eine fieberhafte Spannung; bald sprang er auf, bald fiel er auf den Stuhl zurück und trommelte mit zitternden Fingern auf das Tischchen. Aber wie es zuging, kann ich Ihnen nicht genau beschreiben — ich bin nicht ganz unbefangen gewesen in jener fürchterlichen Stunde. Nur das weiß ich, daß wir zuerst in zwei Gruppen geballt zusammenstanden, hier die Männer, dort die Frauen, und daß in der ersten Minute kein Blick von einer Gruppe zur andern flog; kein Blick, geschweige denn ein Wort. Wir starrten alle vor uns hin, als hätte uns der Blitz getroffen, selbst die dumpfsten und frechsten. Eine Stille war im Saale, eine Todtenstille, nur zuweilen ein schwerer Seufzer oder ein krampfhaft hastiges Athmen . . .

Die Minuten verrannen, gewiß nur wenige Minuten, mich dünkten sie eine Ewigkeit. Da sagte plötzlich eine laute, heisere Stimme: „Auf, Ihr Bursche

— es sind ja ganz hübsche Weibsen da!" Wir blickten auf; es war jener Moskauer Dieb, ein hagerer, verdorrter Mensch mit dem häßlichsten Gesichte, welches ich je gesehen. Er ging auf die Frauen zu und prüfte in seiner Weise, welche die begehrenswertheste sei. Hier empfing ihn ein derber Stoß, dort ein frecher, einladender Blick, wieder Andere, die Besseren, zogen sich zitternd vor ihm zurück. Ihm folgte der Baschkire; wie ein plumpes Raubthier tappste er auf die Weiber zu und grölzte: „Ich will eine Dicke — die Dickste will ich!" Vor dem wichen aber selbst die Häßlichsten und Frechsten zurück; dieser Freier war gar zu scheußlich. Der Dritte war der Kosak vom Don, ein hübscher, schlanker Junge — wie er auf die Weiber zugeschritten kam, tänzelte ihm eine freche Dirne entgegen und warf sich ihm an den Hals, aber er schob sie zurück und ging auf jenes üppige, hübsche Ruthenenmädchen zu, welches ihr Kind gemordet. Die Dirne, die er verschmäht, warf ihm ein Schimpfwort nach und hing im nächsten Augenblicke an meinem Halse. Ich schüttelte sie ab, sie wiederholte die Procedur bei meinem Nebenmann, dem ehemaligen Professor, ohne auch da glücklicher zu sein. Ihr Beispiel wirkte; die Frechen und Verderbten unter den Weibern drehten den Spieß um und suchten uns Männer heim.

Nach zehn Minuten bot der Saal einen ganz anderen Anblick als zuerst: in der Mitte stand ein

Haufe Männer und Weiber in eifrigster Unterhandlung, kreischend und schäkernd; ein oder das andere Paar, welches sich bereits gefunden, zog sich in die Fensternischen zurück, und hie und da zerrte ein Mann an einer Unglücklichen, die sich verzweiflungsvoll seinen Armen zu entwinden suchte. In einen Winkel hatten sich jene Frauen geduckt, denen noch ein Hauch von Weiblichkeit geblieben, und in einem andern Winkel lehnten wir Drei, der Ex-Professor, Graf S. und ich, die wir uns instinktiv zusammengefunden, und starrten in das wahnwitzige Treiben. Wir dachten nicht daran, auch selber zu wählen — mir mindestens kam dieser Gedanke keinen Augenblick. . . .

„Noch eine halbe Stunde, meine Damen und Herren," scholl die näselnde Stimme unseres Peinigers. „Noch zwanzig Minuten!" — „Noch fünfzehn Minuten!"

Aber ich stand still, wie eingewurzelt, und starrte vor mich hin. Fast brachen unter mir die Kniee; mein Herz schlug langsam in dumpfen, schweren Schlägen; aber ich rührte mich nicht. Wohl schlug mir, so oft jene Stimme vernehmbar ward, eine wilde, schwere Blutwelle gegen Kopf und Hirn; aber ich that keinen Schritt, ich wollte nicht. In mir tobte es fürchterlich — der tiefste Ekel, die bitterste Verzweiflung, die wildeste Entrüstung, die vielleicht je ein armes, dunkles Herz durchschnitten! Nein! rief es in mir, noch bin ich ein Mensch, noch muß ich meine Menschenwürde

wahren — **ich** darf nicht auf die Freite gehen, in diesem Saale, unter den Augen jenes Menschen! Das stand fest in mir; aber einen andern wilden Wunsch und Willen konnte ich kaum zurückdämmen, denn er war fast stärker als ich. Ich wollte mich auf den Peiniger stürzen und ihn erdrosseln. . . .

Warum ich es schließlich doch nicht that? Weil ich mein eigenes Leben liebte und nicht am Galgen sterben wollte. Es war die qualvollste Stunde meines Lebens, und doch hatte ich nicht die Kraft, diesen honneten Ausweg, den Selbstmord durch Rache, zu wählen. Ach, Herr! die Quelle des größten Jammers auf Erden ist doch dieser dunkle, heiße Trieb der Erhaltung! Ohne ihn wäre ich heute schmerzlos, seit manchem langen Jahr! . . .

So stand ich in meiner Ecke und preßte die Hände auf die Brust und hielt die Bestie in mir gefangen, die Bestie oder — das edlere Theil! Es kam nicht zur Ausführung jenes Gedankens. Aber mein Blick mochte verrathen, was in mir tobte. Einmal begegnete er sich mit dem des Unholds, und ich sah, wie das Herrchen zusammenfuhr und ergrünte. Dann, nach einer Weile, blinzelte es scheu und tückisch zu mir herüber. Ich wendete mich ab und drückte die Augen zu.

„Noch fünf Minuten, meine Damen und Herren! Wer es noch nicht gethan, wird hiermit gebeten, inner-

halb dieser Frist sein Herz zu entdecken. Sonst werde ich genöthigt sein, die Herrschaften von amtswegen zusammenzufügen. Ich werde dies zwar nach bestem Wissen und Gewissen thun, aber Sie sind dabei doch immer von der Gefahr bedroht, statt einer Ehe aus Neigung eine Vernunftheirat zu schließen. Also — vorwärts — verlieben Sie sich!“

Wieder schlug mir alles Blut gegen das Hirn, aber ich regte mich nicht. Mir war's, als machte ich mich zum Mitschuldigen dieses entsetzlichen Frevels, wenn ich nun in der That binnen fünf Minuten „mein Herz entdeckte.“ Aber da begann ein anderer Gedanke an mir zu rütteln — jäh und übergewaltig: „Es liegt in deiner Hand, mindestens das Schlimmste von dir abzuwehren! Wer weiß, mit wem dich sonst der Schurke zusammenkoppelt! Wähle selbst, wähle!“

Ich that einen Schritt vor . . . ich riß die Augen auf . . . Aber ich konnte nichts sehen. Wie eine rothe Wolke lag es mir vor den Augen — mein Blut war so wild empört! Ich taumelte vorwärts — ich suchte die Gestalten um mich zu unterscheiden . . .

O, Herr!“ — schrie der Erzähler plötzlich gellend auf — „welche Scenen habe ich da gesehen! . . . Ich bin nicht feig, aber ich . . . ich wage es nicht, davon zu sprechen . . .

So irrte ich verzweifelnd umher — kaum zwei

Minuten, aber ich könnte tagelang davon berichten, was mir während der Zeit durch Herz und Hirn gegangen, und erzählte es doch nicht aus. . . . Da sah ich in einer Ecke eine Ohnmächtige lehnen, ein junges, schmächtiges Geschöpf, mit blondem Haar — ich habe später erfahren, daß es jenes vaterlose Mädchen gewesen, welches eine verworfene Mutter in einer Strafkolonie geboren. Ein plumper Gesell mit listigen, verschmitzten Zügen, der Banknotenfälscher, beugte sich über die Hingesunkene, suchte sie in seinen Armen aufzurichten und bedeckte den bleichen Mund mit gierigen Küssen. Ich sah es, und mir war's, als führe mir ein Blitz durch's Hirn und erleuchtete es. Ich sprang auf den Menschen zu, riß ihn empor, gab ihm einen Faustschlag auf den Magen, daß er zehn Schritte weit flog, und nahm die Ohnmächtige auf meine Arme wie ein Kind. Ich war entschlossen, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Aber es folgte kein weiterer Angriff. Wohl raffte sich der Fälscher auf und wies mir die Fäuste, aber er hatte nicht den Muth, näher zu kommen. Wie er so dastand, hängte sich ihm ein Ersatz an den Hals, ein ekler Fettklumpen, eine Mädchenhändlerin. Er schaute sie etwas verdutzt an, ließ sich aber ihre Freundlichkeiten gefallen. . . .

„Meine Damen und Herren! Die Uhr schlägt keinem Glücklichen — aber ich muß Sie doch bitten,

die Erklärung entgegenzunehmen, daß die Stunde abgelaufen. Ich bitte die einzelnen Paare vorzutreten und mir ihre gegenseitige Neigung zu gestehen. Ich weiß, das thut tiefe, keusche Liebe nicht gern — ich bitte Sie um Entschuldigung, aber mein Amt legt mir diese Pflicht auf. Vor Allem bitte ich jene Herren dort, mit ihren Damen vorzutreten."

Er deutete auf mich und den Fälscher. Wieder krampfte sich mir das Herz in der Brust zusammen. Aber ich trat vorwärts, meine Last auf den Armen.

„Haltet Euren Kantschu bereit!" sagte der Schurke zu den Kosaken, die um ihn standen.

Dann wendete er sich zu mir: „Mein Herr Wohlthäter, ist es Ihre feste Absicht, die Dame hier nicht blos in diesem Saale, sondern auch durch's ganze Leben auf Ihren Armen zu tragen?" Ich nickte. „Und Sie, mein verehrtes Fräulein?" Aber die Unglückliche lag in tiefster Ohnmacht. „Sie ist bewußtlos," stammelte ich. „Dann thut es mir leid, mein Herr Wohlthäter," fuhr der Beamte fort, „aber ich muß Ihnen leider die Einwilligung verweigern. Im Interesse der Humanität und Menschenwürde muß ich darauf bestehen, daß der beiderseitige Wille durch ein lautes, vernehmliches „Ja!" deklarirt werde. Da ich übrigens nicht aus Neugierde, sondern theils aus Pflicht, theils aus rein menschlicher Antheilnahme den Vorgängen in diesem Saale mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt,

so kann ich Sie auf das bestimmteste versichern, daß nicht Sie es sind, dem die Neigung dieser jungen Dame gehört. Ich will damit Ihren persönlichen Vorzügen nicht nahetreten, aber es ist eben einem Andern vor Ihnen gelungen, dies Herz sich zuzuwenden — jenem Herrn dort!“

Er deutete auf den Fälscher. „Nur im Uebermaß des Glücks, von ihm erwählt zu sein, ist die junge Dame vorhin zusammengebrochen. Darum bitte ich Sie, mein Herr Wohlthäter, nicht zwei Herzen zu trennen, die sich fest und innig für's Leben gefunden! Ihnen winkt ein schönerer Ersatz: jene reife, begehrenswerthe Schönheit, welche nur widerwillig am Arme Ihres Nebenbuhlers hängt. Also — changez messieurs!“

„Hund!“ schrie ich und wollte mich auf ihn stürzen.

Aber da sauste ein furchtbarer Hieb auf mein Haupt herab. Blutend, bewußtlos stürzte ich nieder....

Als ich erwachte, ordneten sie eben den Hochzeitszug zur Kapelle. Die Vettel, welche mir der Schurke zugewiesen, kniete neben mir, wusch mir das Blut vom Haupte und hielt mir Essig unter die Nase.

„Du gefällst mir,“ krächzte sie, „Du sollst es gut bei mir haben!“ Sie richtete mich empor, legte meinen Arm in den ihrigen und zerrte mich vorwärts. Ich war noch immer halb betäubt und folgte willenlos.

Sie schleppte mich in die Reihe, die sich eben langsam zur Kirche in Bewegung setzte. Ich litt nicht mehr, während ich so hingezerrt wurde — es war zu viel über mich gekommen — ich hatte kaum mehr die dunkle Empfindung meiner selbst.

Aber während ich mich so mechanisch weiterschleppte, fühlte ich, wie mich eine schwere Hand am Kragen ergriff. „Bruder!“ grunzte mir eine grobe Stimme in's Ohr, „Deine Dicke gefällt mir. Möchtest Du nicht mit mir tauschen? Die meinige ist nicht so dick, aber dafür jünger.“ Es war mein Hintermann, der Baschkire. Die er vorwärtszerrte, war ein mageres, häßliches, schwarzhaariges Weib, ohnmächtig oder einer Ohnmacht nahe. Der Ausdruck einer grenzenlosen Verzweiflung lag auf ihren Zügen und machte sie vielleicht noch häßlicher. Aber just dies zog mich an. Das Weib, welches so entsetzlich leiden konnte, hatte doch mindestens ein Herz, war doch mindestens nicht ganz verderbt, und darum — gleichviel, was sie hierher gebracht — meiner doch mehr würdig, als die grinsende Vettel an meiner Seite.

Ich rüttelte mich zusammen. „Abgemacht!“ raunte ich dem Baschkiren zu . . .

Wir überschritten eben die Schwelle der Kapelle, der Zug staute sich einen Augenblick. Wir nützten den Moment. Wohl krächzte die Vettel auf, aber der Baschkire wußte sie zur Ruhe zu bringen, und als sie

ihn näher anschaute, schien er ihr sogar zu gefallen. Das Weib aber, welches nun ich am Arme führte, hatte in seiner dumpfen Verzweiflung den Wechsel wohl kaum bemerkt.

So gelang es. Wir wurden getraut. Erst als wir aus der Kapelle traten, wurde unser Peiniger der Aenderung gewahr. Dann ließ er mich freilich dafür büßen" — der unglückliche Mann preßte die Zähne aufeinander und wurde noch blasser — „er ließ mich furchtbar dafür büßen, aber er konnte es nun doch nicht mehr ändern. Der Pope hatte es ja unter Anrufung Gottes ausgesprochen, daß uns nur der Tod noch trennen könne!"

Der Erzähler verstummte.

„Und wer war das Weib, mit dem Sie getraut wurden?" fragte ich endlich.

„Gleichfalls eine Deportirte, welche begnadigt worden. Eine Jüdin, Namens Gittel Reismann — sie hatten ihr in der Taufe den Namen Xenia gegeben."

„Und warum" — eine neue Frage schwebte mir auf den Lippen, aber ich wagte es nicht, sie auszusprechen.

„Was das Verbrechen meiner Frau gewesen? Auch das kann ich Ihnen erzählen, und es ist in ihrer Art eine kaum minder lustige Geschichte, als die meine!"

Reb Nüssan hatte bisher still und theilnahmsvoll zugehört. Aber nun, wo von seiner Glaubensgenossin die Rede war, richtete er sich auf und rückte unruhig hin und her. Die Gittel hieß nun Xenia, aber ein jüdisch Kind war sie doch. Es war ihm offenbar peinlich, daß nun ein Christ von ihr sprechen wollte, gleichviel, daß es der eigene Gatte war.

„Pani Walerian!“ sagte er und kratzte sich hinter dem Ohr. „Die Geschichte von Polen und wie es Ihnen gegangen ist, das können Sie erzählen. Aber was wissen Sie von der Jüdischkeit? Jüdischkeit ist etwas ganz Besonderes. Verzeihen Sie, Pani Walerian — verstehen Sie denn, warum die Gittel in's Unglück gekommen ist? Mir scheint, das können Sie nicht verstehen!“

„Laßt nur!“ wehrte ich ab. „Ich werde es mir schon zurechtlegen.“

Aber Reb Nüssan ließ sich nicht so abweisen.

„Sie?“ fragte er. „Verzeihen Sie — aber was für einen Rock tragen Sie da? Einen deutschen Rock! Und haben Sie Schaufäden an der Weste? Verzeihen Sie — aber Sie haben keine. Also — was werden Sie viel von der Jüdischkeit verstehen?“

„Laßt nur!“ wiederholte ich, „Ihr dürft ja dann auch sprechen.“

„Dann sprechen? Gut! Im Wagen! Aber kommen Sie in den Wagen! Pani Walerian, leben Sie hundert

und zwanzig Jahre und seien Sie gesund und glücklich, aber wir müssen jetzt fort, mein Herr und ich. Denn heute ist Freitag, und in den Sabbath hinein fahre ich nicht, und bis Czapowka haben wir noch acht Werst.“

Und erst als dieser dritte Sturm siegreich abgeschlagen war, konnte Walerian erzählen.

„Vielleicht hat der Jude recht,“ begann er, „vielleicht ist wirklich etwas in diesem Schicksal, was sich ein Mensch andern Glaubens schwer zurechtlegen kann. Denn die Schwesterliebe allein kann es doch wohl nicht gewesen sein, welche dieses junge scheue Geschöpf dazu stählte, in Kampf und Gefahr zu gehen. Auch der Glaube wird da mitgespielt haben. Und dieser Glaube ist so dunkel, so geheimnißvoll! . . .

Die Gittel war das Kind eines reichen Mannes in einer Stadt Podoliens, welche fast nur von Juden bewohnt wird, in Belz. Sie werden den Namen gewiß oft gehört haben, es ist eine Art Mekka der Juden in Podolien und Volhynien, und sie pilgern im Herbste in Schaaren dahin, um dort, in der uralten Synagoge, die großen Feiertage zuzubringen. Besonders soll das Gebet am Versöhnungstage, wenn man es in jenem Gotteshause verrichtet, von aller und jeder Sünde reinigen.“

„Was reden Sie da?“ fiel ihm der Kutscher in's Wort. „Verzeihen Sie, aber das verstehen Sie nicht!

Die Betschul' in Belz ist gewiß ein heiliges Haus, aber deshalb ist sie doch auch nur Stein und Mörtel. Nicht deshalb fährt man zu den Feiertagen dorthin, sondern weil in dieser Stadt ein heiliger Rabbi sitzt. Zwar auch nur so ein Chassid, aber doch wirklich ein hochheiliger Mann.“

„Auch die Juden in Belz,“ fuhr Walerian fort, „stehen im Rufe besonderer Frömmigkeit, und nirgendwo werden die tausend Vorschriften des Talmuds so ängstlich befolgt und gewahrt. Auch der alte Naftali, der Vater der Gittel, war sehr fromm; er gehörte sogar zu den Frömmsten. Und da er, wie gesagt, auch sehr begütert war, so erfreute er sich großen Ansehens. Die Gittel, sein ältestes Kind, war kaum zehn Jahre alt, als sich schon Bewerber um sie einfanden, wenn nicht zur Heirat, so doch zur Verlobung. Aber Naftali übereilte sich nicht. Er war Witwer und hatte außer der Gittel nur noch ein Kind, einen Sohn, der um sechs Jahre jünger war. So konnte er seiner Tochter auch eine große Mitgift bestimmen, und darum war ihm kein Freier gut genug. Als die Gittel dreizehn Jahre alt war, traf ihn ein schweres Unglück: er erblindete. Aber dies erschütterte weder seinen Stolz noch sein Gottvertrauen. „Ich kann doch zufrieden sein,“ pflegte er zu sagen. „Naftali Reismann tauscht auch als Blinder mit keinem Menschen!“

„Verzeihen Sie, aber lachen muß ich!" rief Rüssan. „Hat er sich selbst bei dem Namen genannt, welchen ihm die Christen gegeben haben?! „Naftali Reismann" — es ist ihm gewiß nicht eingefallen! An diesen Namen erinnert man sich wirklich nur, wenn man einen Paß braucht, oder — Gott behüte! — zu Gericht gehen muß, oder — Gott behüte! — zur Assentirung. Aber sonst? Nie! Sondern er wird gesagt haben: „Naftali Feigeles," weil seine Mutter Feige geheißen hat — oder „Naftali der Belzer Oscher" (Krösus von Belz), denn so hat man ihn genannt —"

„Rüssan," gebot ich entschieden, „Alles Uebrige im Wagen!"

„Verzeihen Sie, Naftali Reismann, hehe!"

Aber das Lachen klang sehr gezwungen, und grollend schob er sich zur Seite.

„Die Leute fühlten sich als Kinder des Glücks," fuhr der Pole fort, „und wären es geblieben, läge nicht eben Belz in Rußland. Ihr Unglück kam in der That nur aus einer echt russischen Veranlassung. Es geschah dies im Jahre 1850; die Gittel war damals siebzehn, ihr Bruder Ruben elf Jahre alt. Elf Jahre! — das gilt sonst in der ganzen Welt nicht als das militärpflichtige Alter. Im Reiche der Knute war es sonst auch nicht der Fall, sondern just eben nur in jenen Jahren. Nikolai Pawlowitsch brauchte Soldaten;

beim Löschen des ungarischen Brandes waren viele Ströme Blutes vergossen worden; nun sollte überdies der Türke dran. Man rekrutirte im ungeheuren Reiche mit sieberhaftem Eifer. Damals waren Konskription und Dienstzeit noch nicht regulirt. Man ging also sehr einfach zu Werke: man umstellte das Dorf oder die Stadt, trieb die Jünglinge zusammen, wählte die Tauglichen aus und steckte sie auf Lebenszeit in den Militärrock. Das heißt: den Alternden oder Invaliden ward dieser Rock doch wieder ausgezogen, und sie hatten die freie Wahl, hinter jeder ihnen beliebigen Hecke sich aufzuhenken oder Hungers zu sterben. Kurz: Soldat werden hieß und heißt noch heute in Rußland, bei lebendigem Leibe todt sein. Darum wurde und wird Niemand gerne Soldat, weß Standes und Volkes er auch sei, nicht einmal der verthierte moskowitische Bauer, dem doch eine gewisse hündische Anhänglichkeit an den Czar durch dasselbe Mittel beigebracht wird, durch welches man den Jagdhund anhänglich macht: durch den Stock. Aber am bittersten traf jene Maßregel die Polen und die Juden, wenngleich Beide aus sehr verschiedenen Gründen. Den Juden war dies Reich nicht aus nationalen Motiven verabscheuenswerth, nicht darum der Dienst für den Czar bitterer als der Tod; aber die Juden nehmen überhaupt nicht gerne tödtliche Waffen zur Hand —"

Doch da war Nüssan wieder da.

„Hören Sie!" sagte er, „das werde ich doch nicht erst im Wagen sagen, sondern gleich hier, Ihnen in's Gesicht: Was sind Sie? Pani Walerian, ein Pole sind Sie, und darum hassen Sie den Juden. In Sibirien waren Sie und ein „Gezwungener" sind Sie, aber Pole bleibt Pole. Sie sagen, die Juden sind feig. Kommen Sie her, ich werde Ihnen zeigen, ob ich feig bin! Aber im Guten! — ich werde Ihnen erklären, warum wir nicht gern Soldaten werden, besonders bei dem Moskowiter nicht. Erstens, was geht uns der Czar an? Er ist gegen uns, als wären wir Hunde — sollen wir gegen ihn sein, als wäre er unser Vater?! Zweitens, ein Soldat ist kein Jude mehr, er muß christlich essen und selbst am Versöhnungstage exerziren, so verliert er das Jenseits. Und was hat er in diesem Leben? Er hat es schlechter als ein Hund; er ist todt für seine Verwandten und seine Verwandten für ihn. Aber die Hauptsache, sage ich Ihnen, ist doch: er muß leben, als wäre er kein jüdisch Kind!"

Wieder würdigte Walerian die Rede keines Wortes, den Sprecher keines Blickes.

„Die Juden werden nicht gerne Soldaten," sprach er weiter, „die Thatsache war auch dem Czar kein Geheimniß. Und er wußte wohl, daß hier jene Mittel nichts nützten, welche er dagegen bei Anderen mit Erfolg angewendet. Wohl wurden auch die Juden-

städtchen umzingelt, aber man fand die Vögel zum größten Theile ausgeflogen. Das Geld hatte den Schlauen den Weg zu den Regierungs-Kanzleien geöffnet, und sie wußten schon mehrere Wochen vorher, welche Maßregeln man plante. Von den Gefangenen aber machte sich Mancher durch Geld wieder los, und was zurückblieb, war armes, schlecht genährtes, halbverkrüppeltes Gesindel.

Dagegen half, wie gesagt, kein gewöhnliches Mittel, und der Czar wählte ein außergewöhnliches. Es war furchtbar brutal, es sprach aller Menschlichkeit Hohn, aber es verbürgte den gewünschten Erfolg. Man fuhr fort, auch auf die militärpflichtigen Juden Jagd zu machen, aber mit noch größerem Eifer griff man auf sieben- bis zwölfjährige Knaben und schickte sie nach der Assentirung in die neugegründeten Soldaten-Kolonien. Damit war ein Doppeltes erreicht: man wurde der Knaben leichter habhaft, weil ein Kind schwer aus dem Elternhause flüchten kann, und man konnte diese verkümmerten Sprößlinge einer weichlichen Race zweckmäßig erziehen und willige, robuste Kriegsmaschinen aus ihnen machen. Drakonische Maßregeln gegen die Bestechung förderten die Ausführung. Kurz — der Czar konnte zufrieden sein, obwohl die Sterblichkeit unter den kleinen, bejammernswerthen Rekruten schrecklich groß war und nur jeder Zweite, oft nur jeder Dritte die Kolonie erreichte und heranwuchs. Aber

dem beugte man dadurch vor, daß man gleich von vornherein die doppelte Anzahl der Pflichtigen aushob. Ein ganz schlichtes Mittel, und daß dadurch doppelt so viele Existenzen geknickt wurden, als just unbedingt nothwendig — was lag daran?!

Kein Wort kann wohl die Verzweiflung schildern, welche sich damals der polnisch-russischen Judenschaft bemächtigte. Aber es war keine stumpfe Verzweiflung, welche die Hände im Schooße ruhen ließ. Alle Sehnen dieser energischen Volksseele spannten sich; ging es doch um das, was ihnen das Heiligste war, um Gott und ihre Kinder!

So lange die Kinder in Rußland blieben, gab es kein Entrinnen. Denn es war damals in der Geschichte jenes Reiches wohl der einzige Fall, wo selbst der Rubel viel von seiner Allmächtigkeit einbüßte, der Rubel, welcher doch sonst in diesem tüchtigen, sittlichen Staatswesen ein noch absoluterer Herrscher ist, als der Czar. Aber wohin mit den Kindern? Nach Oesterreich, nach Preußen? Beide Staaten lagen damals in den Banden des „großen Nikolaus", des „Pfeilers der Ordnung", und ließen darum an ihren Grenzen von ihren Soldaten und Beamten nicht blos die eigenen, sondern auch die russischen Polizeigeschäfte verrichten.

So blieb denn Rumänien als die einzige Zuflucht, und bald entwickelte sich längs der Pruthgrenze ein

geheimes verwegenes Treiben. Durch das podolische und bessarabische Gouvernement wurden in den Zwischenräumen von vier bis fünf Meilen Stationen eingerichtet: in einsamen Dorfwirthshäusern oder in einer Kellerei vor der Stadt oder im Vorhof einer abgelegenen Betschule. Gelang es dem jugendlichen Flüchtling, unbehelligt eine dieser Stationen zu erreichen, so war er auch so gut wie gerettet. Denn zwischen diesen Zufluchtsstätten bestand ein regelmäßig organisirter Verkehr. Die Knaben blieben den Tag über geborgen und wurden Nachts immer um eine Station weiter geführt, gewöhnlich noch überdies mit Tuch umwickelt, als Waarenballen. Bei Lipkany war die letzte Station, von da wurden sie auf Kähnen über den Fluß geführt, nach der Moldau, wo ihre Glaubensgenossen sie empfingen und für sie sorgten.“

„Obwohl es fremde Kinder waren,“ schaltete Nüssan ein, „und obwohl es schon reichere Leute auf der Welt gibt, als moldauische Juden. Wir müssen doch nicht gar so böse Hunde sein, wie die Polen sagen!“

„Auf die Dauer,“ fuhr Walerian fort, „konnte es natürlich den Russen nicht entgehen, daß eine geheime Macht ihre Absichten durchkreuzte und ihnen just die besten Bissen entführte. Ein hoher Preis wurde auf die Enthüllung des Geheimnisses gesetzt, aber obwohl vielleicht hunderttausend Menschen darum

wußten, so muß man doch der Wahrheit die Ehre geben und konstatiren, daß sich kein Verräther darunter fand. Die Entdeckung wurde zufällig herbeigeführt.“

„Ja, hier ganz in der Nähe,“ fiel ihm Nüssan in's Wort. „Der Kutscher hat Roth-Moschele geheißen. Der fährt ganz gemächlich Nachts auf der Straße am Dniester und drinnen liegen zehn Knaben in Kotzen eingewickelt. Begegnen ihm auf einmal dreißig Kosaken. „Was führst du da?“ — „Pferdedecken,“ sagte Moschele ganz ruhig. — „Lade sie ab.“ — Moschele erschrickt nicht, wirft die zehn Ballen auf die Erde, und von den Kindern muckst sich keines, sie sind ohnehin halbtodt vor Schreck. Aber da sticht ein Kosak mit seiner Pike in einen Ballen, und das arme angestochene Jüngel schreit. So ist das Ganze aufgekommen. Wie der Russe erst eine Station gewußt hat, hat er auch alle anderen erfahren, und das Retten hat aufgehört. Zwanzigtausend Menschen sind deshalb in's Unglück gekommen, die Jungen unter die Soldaten, die Alten nach Sibirien. Zwanzigtausend!“

„Die Zahl ist zu hoch gegriffen,“ bemerkte Walerian, „aber nach Tausenden mögen die Opfer jener nächtlichen Enthüllung immerhin zählen. Und durch eine Tücke des Zufalls trat nun erst, nachdem jener Rettungsweg abgeschnitten war, nachdem sich selbst des Muthigsten und Schlauesten tiefste Hoffnungslosigkeit

bemächtigt, die Gefahr an das Haus Naftali's heran. Bisher hatte er nur aus Mitleid an der Noth seiner Glaubensgenossen regen Antheil genommen und sie durch Geldspenden unterstützt, aber er selbst hatte für seinen Ruben nichts zu fürchten, sowohl der Polizeimeister als der Militär-Kommandant von Belz waren durch pekuniäre Verpflichtungen völlig in seiner Hand. Da mußte der Offizier abmarschiren, und der Beamte kam in eine Untersuchung, welche ihn Amt und Freiheit kostete. Und bei ihren Nachfolgern war die Furcht größer als die Geldgier. Der alte reiche Mann gerieth in tiefste Verzweiflung; er mußte thatlos zusehen, wie ihm die Gefahr immer näher kam, den einzigen Sohn zu verlieren. Er selbst war blind, und unter seinen Glaubensgenossen fand sich Niemand, der es versuchen wollte, den Knaben nach der Moldau zu schmuggeln; um alles Geld der Welt wollte es Niemand mehr thun. Da nahm die Gittel ihr Herz in beide Hände und erklärte dem Vater, sie werde es versuchen.

Es war dies ein ungeheurer Entschluß für ein zartes, scheues, siebzehnjähriges Mädchen, welches bisher, die Tochter eines reichen Hauses, zärtlich behütet, in weichem Wohlleben aufgewachsen war. Und, wie gesagt, all ihre Liebe zu Vater und Bruder reicht nicht aus, solchen Heroismus zu erklären; hier hat offenbar auch die Ueberzeugung mitgewirkt, daß das Werk um Gottes

willen geschehe, geschehen müsse. Der alte Mann sträubte sich lange, aber in seiner hilflosen Verzweiflung willigte er endlich ein. Der Knabe wurde in Mädchenkleider vermummt, was freilich nach dem jüdischen Gesetze eine Sünde war. Aber diesmal schien der Zweck das Mittel genügend zu heiligen.

Die Kinder traten die Reise an. Die Details dieser verwegenen Fahrt hat mir die Unglückliche oft genug erzählt und sich dabei bitter angeklagt, sie sei nicht vorsichtig genug gewesen. Doch glaube ich, daß sie sich da schweres Unrecht thut. Ich glaube nach Allem, was sie mir berichtet, daß sie damals eine Klugheit und einen Heldenmuth bewiesen, wie sie bei einem so zarten, weltfremden Geschöpfe geradezu bewundernswürdig genannt werden müssen.

Freilich — es nützte Alles nichts! Bis Lipkany kam sie glücklich, also bis hart an die Grenze. Nur noch der Fluß trennte sie von ihrem Ziele, und er schien leicht passirbar. Denn der Pruth hat dort sumpfige, dicht mit Weiden bestandene Ufer.

Aber sie wurden noch in Lipkany abgefaßt. Durch einen sonderbaren Zufall. Sie kamen des Abends an und wollten Nachts die Kahnfahrt antreten. Sie stiegen in einem Wirthshause ab und beteten dort in ihrem Kämmerchen inbrünstig, daß ihnen auch das Letzte gelingen möge. Das Kämmerchen lag zu ebener Erde; ein Russe ging vorbei und besah sich neugierig die

betenden Mädchen. Und dabei fiel es ihm auf, daß sich das kleinere genau so beim Beten bewege, wie die Knaben der Chassidim; es beugte sich nach rechts und links und vorwärts, die drei Bewegungen folgten sich regelmäßig wie die Stöße einer Maschine. Das ältere Mädchen aber stand unbeweglich, wie dies der Jüdin beim Gebete vorgeschrieben. Dem Russen gingen die letzten Ukase durch den Kopf und die hohen Belohnungen, welche für Entdeckung eines Flüchtlings ausgesetzt waren. Er ging zum Polizeimeister. Eine Stunde darauf waren Beide verhaftet. Am nächsten Morgen wurde Ruben in die Soldaten-Kolonie abgeschoben, Gittel nach Sibirien. . . ."

Der Erzähler verstummte.

„Kommen Sie," bat Nüssan, „die Sonne sinkt, in drei Stunden ist Sabbath."

Aber ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen. „Es ist nicht müßige Neugier," bat ich, „aber hat Sie Ihre Ehe zu trösten vermocht?"

„Zu trösten?" lächelte er schmerzlich. „Für Schmerzen, wie die meinen und die meines Weibes, gibt es keinen Trost. Aber wir sind zwei Menschen, welche man in denselben Kerker gesperrt, und wenn auch nicht in unserer Liebe, so verstehen wir uns doch in unserem Hasse. Wir gehen still und dumpf nebeneinander her, wissen wenig von dem, was in des Andern Brust lebt, und sind ängstlich bestrebt,

einander so wenig wehe zu thun, als möglich. Uebrigens, ich bin sehr leidend, es wird wohl nicht lange mehr dauern.“

Wir schieden.

Nüssan trieb die Pferde heftig an, gab aber daneben gleichwohl einen ausführlichen Kommentar zur Erzählung des Polen. Aber ich achtete nicht darauf, mir that das Herz weh vor ohnmächtigem Mitleid.

In der Dämmerung kamen wir an einem einsamen Hause vorbei, aus dem ein dürftiges Licht strahlte. „Das ist die Dettimer Schänke,“ sagte Nüssan.

„Haltet!“ befahl ich.

„Aber der Sabbath“ — jammerte Nüssan.

Er mußte dennoch gehorchen. „Nur einige Minuten“ — beruhigte ich ihn und ging auf das Haus zu.

Im Schänkzimmer brannte ein Licht, ich schaute hinein. Es war ein großer düsterer Raum, in einer Ecke brannte vor einem Heiligenbilde eine Lampe. Hart daneben stand ein Tisch, auf dem zwei Kerzen standen, die man eben anzündete. Eine Frau beugte sich über sie.

Ich konnte ihr Antlitz sehen, es waren harte gramdurchfurchte Züge. Selbst im Gebet verklärten sie sich nicht. Denn die Frau betete; ich sah es an der Bewegung der Lippen und der Hände. Und an den letzteren konnte ich auch errathen, welches Gebet es

war: der Segensspruch, welchen das Judenweib am Freitag Abend über die Sabbathkerzen spricht.

Ich starrte lange in dieses Antlitz und nach den drei Lichtern, bis mich endlich Nüssan's jammerndes Bitten abrief. . . .

Das war im Jahre 1871. Aber ich habe nicht vergessen können, was ich an jenem Frühlingstage auf der podolischen Landstraße gehört und gesehen. Und dann hat es mir als Pflicht geschienen, davon zu berichten.



Mein Onkel Bernhard.



Mein Onkel Bernhard ist eigentlich nicht mein Onkel gewesen, noch hat er Bernhard geheißen. Seine Schwester hatte einen entfernten Vetter geheirathet: das war die ganze Verwandtschaft. Aber wenn nicht nach dem Blute, so war er doch nach dem Herzen unser Aller Onkel. Die ganze Familie, so weit sie noch kurze Kleider oder Knabenjacken trug, wendete sich an ihn, wenn sie etwas haben wollte. Denn er war stets von der Nothwendigkeit bunter Bilderbücher und schöner Puppen tief überzeugt oder er gelangte doch leicht zu dieser Ueberzeugung: durch einen einzigen bittenden Blick aus Kinderaugen. Und wenn Jemand etwas nicht haben wollte, Schläge oder Schelte, so flüchtete er gleichfalls zu diesem kleinen, stillen Manne. Der Onkel Bernhard schüttelte den Kopf, hielt eine

kurze, aber gewichtige Rede und ging dann als Vermittler zu den Eltern. In der Regel glückte es ihm auch, das Gewitter abzuwenden, denn, von den gütigen Müttern abgesehen, auch kein Vaterherz in der Sippe konnte ihm widerstehen, wenn er in seiner milden, ernsten Weise sagte: „Schlag' die Kinder nicht! Freue Dich, daß sie Dir leben und erblühen! Nicht Jeder hat es so gut!" . . .

Es war dies vielleicht nicht sehr logisch, noch lag darin besondere pädagogische Weisheit. Aber, wie gesagt, kein Herz widerstand diesen Worten, und geschadet haben sie wohl keinem seiner Schützlinge. Der ungeberdigste Range schämte sich, den Onkel Bernhard zu oft für sich bitten zu lassen, und schmerzlicher, als die schneidigste Ruthe, that es Jedem, wenn ihm dieser Mann endlich zürnte. Warum er so großen Einfluß auf uns hatte, war uns selbst nicht klar. Denn imponirend war er nicht, weder in seiner Erscheinung, noch in seiner Lebensstellung. Ein dürftiges, gedrücktes Männchen mit langem, hagerem, furchenreichem Antlitz, welches durch einen grauen Spitzbart nur noch länger und hagerer erschien. Dieser Spitzbart wurde allmählig weiß, aber im Uebrigen änderte sich das Antlitz nicht und auch die Kleidung war ewig dieselbe: ein langer, dunkelgelber Rock, im Sommer aus Nanking, im Winter aus Wolle. Außer dem Onkel Bernhard trug kein Mensch in der ganzen Stadt Czernowitz

einen solchen Rock und kein Mensch führte auch eine solche Lebensweise.

Am frühen Morgen und am späten Abend machte er lange, einsame Spaziergänge und den Tag über saß er in seinem Stübchen und schrieb auf längliche Papierstreifen krause hebräische Zeichen. Das seien Beiträge für die hebräischen Zeitungen, erzählten die Leute, politische Artikel, und es sei eigentlich ewig schade, daß der kleine Mann das Deutsche nicht so gut erlernt, um für die Wiener Blätter arbeiten zu können, denn er sei nicht blos ein großer Talmudist, sondern auch ein „scharfer Schreiber". Und ein anderer, wirklicher Onkel, Salomon Brunnstein, pflegte immer zu sagen: „Der Czar in Petersburg soll täglich Gott danken, daß unser Bernhard nicht Deutsch kann!" Von dem Ertrag dieser Arbeiten und den Zinsen eines kleinen Vermögens lebte der Mann und ersparte noch so viel, um alle Kinder, die er kannte, häufig durch Geschenke zu erfreuen. Das war aber auch die einzige Freude in seinem dunklen, einsamen Leben, und wenn wir, ein halbes Dutzend Rangen, auf seine Stube rückten, so konnte er mit uns spielen und fröhlich sein und so herzlich lachen, daß ihm die Thränen in's Auge traten. Wir begriffen gar nicht, warum die Erwachsenen immer sagten, der Onkel Bernhard sei doch eigentlich der unglücklichste Mensch, den diese Erde trage.

Kinder sind selten scharfe Beobachter. Vielleicht waren auch jene Thränen, die ihm so jählings über die Wange rannen, keine Freudenthränen. Vielleicht zuckte sein armes, zertretenes Herz nie schmerzlicher, als wenn er mit den fremden Kindern lachte und spielte. . . .

Alles an diesem Manne hatte seine Geschichte: die Furchen im Antlitz, der lange, gelbe Rock und die länglichen Papierstreifen. Es soll auch Alles erzählt werden und sorglich der Reihe nach; nur von dem langen, gelben Rock berichte ich zuerst. Dieses sonderbare Kleidungsstück war aus einem Compromiß hervorgegangen, welches der Onkel Bernhard mit seiner Schwester Henriette abgeschlossen: er hatte im Schnitt gesiegt und sie in der Farbe. Als er vor manchem Jahr aus seiner Heimathsstadt in Russisch-Podolien nach Czernowitz gekommen, weil er nun Niemand mehr auf Erden hatte, als eben diese Schwester, da trug er jenen langen, schwarzen Talar, wie ihn die Juden des Ostens zu tragen pflegen, und nannte sich, wie er seit seiner Geburt hieß, Berisch Reinmann. Aber die Schwester lebte nicht umsonst bereits seit fünfzehn Jahren in der deutschen Stadt, sie war aus einer schlichten Hendl Reinmann eine emancipirte Henriette Schwarzenthal geworden und mühte sich, nun auch den Bruder mit den Segnungen einer vorgeschrittenen Cultur zu beglücken. „Du mußt Bern-

hard heißen," sagte sie ihm, und der kleine Mann remonstrirte ein wenig und fügte sich dann und hieß Bernhard. „Du mußt einen deutschen Rock tragen," gebot sie; aber dem setzte er hartnäckigen Widerstand entgegen, nicht aus Abneigung gegen die Cultur, sondern weil er sein Leben lang den langen, weiten, bequemen Rock getragen. Aber sie fuhr fort, ihn zu bestürmen, und so ließ sich Bernhard seinen neuen Talar aus dunkelgelbem Stoff machen. Das war keine „jüdische" Tracht mehr, und Henriette war zufrieden.

Weitere Versuche, ihren Bruder „deutsch" zu machen, unterließ sie. Er selbst aber rang freilich, still und verschämt, nach demselben Ziele, ohne daß es Jemand genau wußte. Er nahm Unterricht in der Sprache, die er bisher nur in einem corrumpirten Jargon gesprochen. Der alternde Mann wendete lange Jahre daran, das Hochdeutsche zu erlernen. Viele mögen nach diesem Quell westlicher Bildung sehnsüchtig gedürstet, Viele mögen schmerzlich darnach gerungen haben, aber vielleicht noch nie ein Mensch so innig, so eifrig, wie dieser kleine „jüdische Schreiber". Warum? Ihn trieb nicht der Durst nach Wissen, nicht die Hoffnung, das mühsam Errungene einst gut verwerthen zu können, ihn trieb keine Eitelkeit — sondern sein *Herz*, das zertretene Herz, welches sich rächen und Andere warnen wollte. Bernhard Reinmann wollte

ein „deutscher Schreiber“ werden, er wollte in deutschen Zeitungen gegen Rußland schreiben. „Was habe ich davon,“ seufzte er, „wenn ich für den „Hamagid“ und den „Ibri“ arbeite? (Die beiden Hauptblätter in hebräischer Sprache.) Palmerston liest nicht den „Hamagid“ und Thiers liest nicht den „Ibri“. Ja, wenn ich für die „Ostdeutsche Post“ schreiben könnte, oder gar für die „Augsburger Allgemeine“!“ Aber dieser Herzenswunsch ging nie in Erfüllung. Er erlernte das Hochdeutsche so weit, um jedes Buch lesen und verstehen zu können, zum Schreiben kam er nicht, sei's, daß ihm der Muth fehlte, oder daß er wirklich zu spät begonnen, um die Schwierigkeiten bewältigen zu können. Je älter er wurde, desto tiefer nagte diese vergebliche Sehnsucht an seinem Herzen. „Was“ — fragte er oft seine Besucher, indem er wehmüthig von den krausen Schriftzeichen aufblickte, „was thue ich jetzt? Ich flüstere! Ich aber möchte schreien, daß mich die Gewaltigen dieser Erde hören und sich ihrer Brüder erbarmen!“ . . .

Nun quält ihn dieses Dürsten längst nicht mehr und seine Seele ist befreit von jedem Weh, auch von dem bittersten, das sie bedrückt: der nagenden Erinnerung an das gemordete Glück. Denn mein Onkel Bernhard ist todt, schon lange, lange Jahre. Die Kinder weinten sehr, als man ihn begrub, denn Kinder sind egoïstisch in ihrer Liebe. Aber die älteren Leute

und seine Freunde meinten: „Ihm war der Tod ein Erbarmer! Nun sieht er Weib und Kinder wieder, nach denen er sich so sehr gesehnt!“ Auch mein Onkel Brunnstein sprach so, nur fügte er noch hinzu: „Der Czar in Petersburg kann sich freuen, daß Berisch Reinmann gestorben ist, ehe er in der „Ostdeutschen Post“ seine Geschichte erzählt hat.“

Mein Onkel Brunnstein war ein guter und kluger Mann, aber ich glaube, daß er da doch diese Geschichte überschätzt hat. Ich, der ich sie nun erzähle, bin fern davon. Und was gar den Czaren in Petersburg betrifft, so hat sie gar keinen Bezug auf ihn. Aber ich glaube, es ist doch der Mühe werth, zu erzählen, w i e Berisch Reinmann der unglücklichste Mensch wurde, den die Erde trug.

W i e? Im Grunde nur durch ein Mißverständniß. Aber wehe dem Staate, in welchem ein solches Mißverständniß passiren kann. „Das ist der schlimmste Fluch schlechter Menschen,“ sagt ein Weisheitsspruch des Orients, „daß sie nicht gut werden können, selbst wenn sie wollen.“ Das ist der Fluch tyrannischer Staaten, daß sie nicht gerecht sein können, selbst wenn sie wollen, daß sie auch da zermalmen müssen, wo sie sich mühen, zu erheben und zu beglücken. . . .

Unzählige wissen, gleich mir, um die Geschichte dieses Mannes. Wäre die Wahrheit nicht ohnehin allimmer die einzige Göttin, der ich diene, so zwänge

mich schon dieser äußere Grund, nichts hinzuzufügen, nichts zu verschweigen.

Berisch Reinmann war bis in sein vierzigstes Jahr ein glücklicher Mensch. Armer Eltern Sohn, hatte er sich aus eigener Kraft ein ansehnliches Besitzthum, einen fröhlichen Hausstand geschaffen. Er war Getreidehändler in einer kleinen Stadt des russischen Podoliens, dicht an der österreichischen Grenze. Das ist ein Handel, zu dem viel Klugheit und Glück gehören. Die Ernte wird, bei den verlotterten Verhältnissen der dortigen Edelleute, die nicht zuwarten können, gewöhnlich schon im Frühling an den Händler verkauft, so daß ihn, nicht den Grundbesitzer, alle Noth eines Mißjahres trifft, freilich auch aller Segen eines guten Jahres. Man kann da, trotz aller Vorsicht, arm werden, freilich auch in kurzer Zeit zu Reichthum gelangen. Reinmann wurde reich. Zudem hatte er ein liebes Weib und zwei blühende Kinder. Das Weib war kränklich, die Ehe war lange Jahre kinderlos geblieben, um so ängstlicher hegte und pflegte der Mann den Segen, der ihm so spät, fast nicht mehr erhofft, gekommen. Auch sonst hatte er allen Grund, mit seinem Geschick zufrieden zu sein. Er hatte einen ausgezeichneten Ruf unter seinen Mitbürgern und war sich bewußt, ihn durch Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit vollauf verdient zu haben. Mit den Behörden kam er gut aus, weil er die Welt nahm, wie sie ist. Er

wußte, daß die beiden Gewaltigen seines Heimathstädchens, der Richter und der Polizeimeister, nicht berechtigt seien, Geschenke von ihm zu fordern, aber wenn sie es thaten, so gab er ihnen den gewünschten, nicht eben niedrig bemessenen Tribut. Er hatte keinen Grund, sie zu fürchten, aber er wußte, daß sie ihm leicht das Leben sauer machen konnten, wenn sie wollten. „Jeder thut's," dachte er, „ich werde Rußland nicht anders machen."

Da starb der alte Polizeimeister, ein neuer trat an seine Stelle. Ich würde den Namen gerne nennen, aber er ist mir im Laufe der Jahre entfallen. Der Mann war eine habgierige Bestie; wer es gelinder ausdrücken wollte, würde lügen. Er hatte in der Armee gedient und war da seiner Trunksucht und einer schmutzigen Geschichte wegen entlassen worden. Aber einer der mächtigsten Beamten des Gouvernements Podolien war sein Vetter. Wer einen solchen Vetter hat, braucht in Rußland nicht zu sorgen; der schimpflich Entlassene erhielt jenes Amt, welches ihn auch in Ehren reichlich nähren konnte. Zu einem ausschweifenden Leben, wie er es führte, reichten freilich die regelmäßigen Einnahmen nicht hin, auch jener ungesetzliche Tribut nicht, den ihm die Leute, wie dem Vorgänger, ohne Widerrede zollten. Er erhöhte den Tribut, er ließ sich jede Amtshandlung, zu der er verpflichtet war, bezahlen — die Leute murrten, aber sie fügten

sich. Reinmann war der reichste Jude im Orte, er hatte darum mehr zu leiden, als die Andern; er mußte nicht blos die größten Summen opfern, sondern auch im Vergleich zu seinem Vermögen größere, als die anderen Glaubensgenossen; aber er war gleichwohl der Einzige, der nicht murrte. „Ich werde Rußland nicht anders machen," wiederholte er resignirt sein Sprüchlein und zahlte.

Aber gerade diese Resignation ward ihm zum Verderben. „Wenn dieser Jude," dachte der Polizeimeister, „tausend Rubel zahlt, ohne eine Miene zu verziehen, so wird er jammern, wenn ich zweitausend von ihm verlange, aber er wird sie bezahlen." Und darnach handelte auch der Edle bei der nächsten Gelegenheit, die er vom Zaune zu brechen wußte.

Er irrte. Der Jude jammerte nicht. Wohl aber sagte er, nachdem er das Geld auf den Tisch gezählt: „Herr, Sie richten mich zu Grunde. Das ist keine Uebertreibung, ich kann es Ihnen nachweisen. Ich will nicht Ihre Großmuth anrufen, aber seien Sie klug! Ein kluger Wirth schlachtet nicht die Kuh, die ihm Milch gibt!"

Der Polizeimeister wurde verlegen. Dann half er sich durch einen feinen Scherz: „Ihr seid ja keine Kuh, Berisch, sondern ein Jude, also ein Schwein! He! he!"

Berisch verzog keine Miene. Wer als Jude in

Rußland und Polen aufwächst, wird solche Scherze gewohnt. „Beherzigen Sie meine Worte," sagte er nur noch zum Abschied.

Der Polizeimeister beherzigte sie wirklich — durch volle vier Wochen. Dann schickte er zu Reinmann und ließ ihn um ein kleines Darlehen bitten.

„Wie viel?" fragte der Jude den Boten.

„Tausend Rubel!"

„Die gebe ich nicht. Geh't!"

Der Bote, ein junger, untergeordneter Beamter, stand starr vor Staunen. So hatte noch nie ein Jude mit ihm zu sprechen gewagt, wenn er im Auftrage des Gewaltigen kam. „Bist Du verrückt?" fragte er.

„Geh't!"

Es war etwas in dieser Stimme und dem Ausdruck der Augen, was den jungen Menschen fast unheimlich berührte. Er ging rascher, als er gekommen.

Der Polizeimeister schäumte vor Wuth. Eine Stunde darauf erhielt Reinmann eine offizielle Vorladung, sofort auf dem Amte zu erscheinen.

Er kam auch sogleich.

„Warum leihst Du mir die tausend Rubel nicht?" begann der Polizeimeister.

„Wenn ich darum amtlich vorgeladen bin," war die Antwort, „so will ich Ihnen den Grund zu Protokoll sagen."

„Ich werde Dich zu Grunde richten!"

„Das haben Sie ohnehin halb gethan. Für die andere Hälfte will ich mich wehren!"

„Wehren? — gegen mich! Weißt Du, wer mein Vetter ist!"

„Der Czar ist er nicht!"

Der Jude wurde entlassen; dem Polizeimeister fiel es nämlich, trotz allen Nachdenkens, nicht ein, warum er den Mann eigentlich amtlich hatte vernehmen wollen.

Einige Tage darauf — es war gegen Ende Juni — wußte er es. Eine verschollene, längst nicht mehr gehandhabte Verordnung verbietet es den Juden, christliche Diener und Taglöhner zu halten. Reinmann beschäftigte das ganze Jahr hindurch an fünfzig christliche Schaffner und Fuhrleute und zur Erntezeit oft ein halbes Tausend Mäher.

Als ihm der Polizeimeister das Verbot publicirte, erbleichte er, faßte sich aber rasch.

„Ich werde an das Gouvernement recurriren," erklärte er. „Um meinetwillen, wie um meiner Leute willen. Ich werde gänzlich ruinirt, aber auch sie werden brodlos. Und sie sind ja rechtgläubige Christen!"

Die Entscheidung kam, bereits nach einer Woche: der Polizeimeister habe nach dem Gesetze gehandelt. Dem unbefugten Querulanten wurde eine Muthwillensstrafe auferlegt.

Der Jude war verzweifelt, aber die Theilnahme seiner Glaubensgenossen rettete ihn aus der Noth. Sie standen ja gut mit dem Polizeimeister, sie durften christliche Arbeiter halten. So übernahmen sie denn alle Rechte und Pflichten Reinmanns. Er kam dabei nicht ohne schweren Verlust weg, aber das Schlimmste war vermieden.

Bis zum Herbste blieb Alles ruhig. Der Polizeimeister schien des tödtlich gehaßten Mannes nicht mehr zu gedenken. Da wurde in einer Oktobernacht des Juden Haus von Polizisten umstellt und durchsucht, er selbst aus dem Bette gerissen und in's Gefängniß geschleppt. Mit Ketten gefesselt, lag er dort acht Tage auf faulendem Stroh, bei Wasser und Brot. Endlich erfuhr er, wessen er beschuldigt wurde: er habe seinem Nachbar, dem Küster, ein Säckchen Getreide gestohlen. Dasselbe war bei der Haussuchung im Keller vorgefunden worden, und der Küster hatte durch Eid erhärtet, daß das Säckchen Weizen sein Eigenthum sei und ihm kürzlich abhanden gekommen.

Das war auch gewiß kein Meineid. Aber ebenso wenig zweifelte Jemand, wie das Säckchen in des Juden Haus gekommen: durch die Polizisten selbst, bei der Haussuchung.

Die Familie des Unglücklichen bot Alles auf, ihn aus dem Kerker zu befreien, oder mindestens aus den Händen seines Todfeindes. War in der That seine

Schuld so offenkundig, so hatte die Polizei kein weiteres Anrecht auf ihn, sondern die judizielle Instanz, der Stadtrichter. Ein tragisches Zusammentreffen spornte noch diesen Eifer der Verwandten. Das Weib Reinmanns, ohnehin immer kränklich und hinfällig, war einige Tage nach seiner Verhaftung an den Folgen des Schrecks und aus Kummer verschieden. Sie mühten sich daher doppelt, den beiden verwaisten Kindern mindestens den Vater baldmöglichst zurückzugeben.

Der Stadtrichter war ihnen dabei behülflich, vielleicht auch nicht ohne äußere Gründe — gleichviel! er bestand energisch auf seinem Rechte, den Gefangenen ausgeliefert zu erhalten. Der Polizeimeister that es gleichwohl erst dann, nachdem er von den Verwandten fünfhundert Rubel hiefür erhalten.

Die Untersuchung dauerte kurz. Der Angeschuldigte wurde, trotz des corpus delicti, freigesprochen. Das Gericht, hieß es in dem Urtheil, habe gleichwohl die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Mann von dem Charakter und Vermögen Reinmanns sich unmöglich so weit habe vergessen können, seinem Nachbar ein Säckchen Weizen zu stehlen.

Auch dies Urtheil mag, trotz der Unschuld Reinmanns einiges Baargeld gekostet haben; es ging aber nicht anders.

Als der Jude wieder in sein Haus trat und den Tod seines Weibes erfuhr, entlud sich sein Schmerz

in heißem, tagelangem Weinen. Dann aber wurde er merkwürdig ruhig, so ruhig, daß es den Kindern und Verwandten fast unheimlich war. „Jetzt will ich erst mein eigentliches Recht suchen," sagte er, und wenn sie ihm sein eigenes weises Sprüchlein vorhielten: „Du wirst Rußland nicht anders machen", so schüttelte er den Kopf und sagte: „In diesem einen Stück muß ich es versuchen, wenn nicht um meinet-, so doch um Gottes willen. Er, der Ewig-Gerechte, soll auch hier nicht zu Schanden werden!"

Was er plante, erzählte er Niemand. Man erfuhr es erst später, daß er habe nach Petersburg gehen und dem Czaren seine Geschichte erzählen wollen.

Ein Zufall, scheinbar günstig, ersparte ihm die Reise. Ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sollte in den nächsten Tagen auf seinem Wege aus dem Ausland nach Kiew ein Nachbarstädtchen passiren und daselbst Nachtruhe halten. Dem Großfürsten ging ein guter Ruf voraus; man sagte ihm nach, daß er eben so edel wie energisch sei; man freute sich, daß ihm ein wichtiger Verwaltungsposten in Kiew zugefallen.

Der Ruf trog nicht, das sollte auch Berisch Reinmann erfahren. Es kostete ihn viel Geld und Mühe, noch am späten Abend eine Audienz bei dem hohen Herrn zu erhalten; aber als er vor ihm stand, da

schien auch Alles gewonnen. Der junge Prinz hörte ihn trotz der Ermüdung leutselig an und gerieth in tiefste Erregung. „Entsetzlich,“ rief er und rang die Hände; die Thränen traten ihm in die Augen. Seine rein menschliche Antheilnahme, wie sein Patriotismus hatten gleichen Antheil an dieser Erregung. „Ich danke Ihnen!“ rief er. „Sie haben Recht, derlei darf die Sonne nicht bescheinen!“ Er notirte sich Alles ausführlich. „Ich werde den Fall untersuchen lassen, strengstens, sofort, wenn ich in Kiew anlange.... Ich werde das Gouvernement anweisen. . . .“

„Das Gouvernement?“ fiel ihm der Jude in's Wort. Und er erzählte ihm die Geschichte von dem Vetter.

Wieder gerieth der Fürst in tiefste Erregung. „Das ist ja furchtbar!“ rief er. „Dann sind ja auch jene Verläumdungen, welche elende Buben im Auslande —“

Er stockte. Es übermannte ihn, daß ja dann jene Männer im Exil keine „elenden Buben“ seien und ihre Anklagen keine Verläumdungen. . . .

Er wendete sich ab. Dann trat er das gebückte Männchen hart an. „Lügen Sie nicht?“ fragte er und bohrte ihm die blitzenden Augen in's Antlitz.

Der Jude hielt den Blick ruhig aus. „Es ist Alles wahr,“ sagte er feierlich. „So wahr, als

mir meine Kinder theuer sind; so wahr als ich hoffe, dereinst wieder mit meinem Weibe vereinigt zu sein!"

„Gut!" sagte der Großfürst nach einer Pause. „Ich werde die Untersuchung von Kiew aus direkt führen!"

... Drei Wochen waren seit dieser Unterredung vergangen, da erhielt der Polizeimeister eines Morgens ein Telegramm aus Kiew, aus der Kanzlei des Großfürsten. Es lautete: „Der Kaufmann Berisch Reinmann ist zum Zwecke amtlicher Untersuchung unter strengster Bewachung sofort hierher einzuliefern."

Der Unhold jubelte. Nun hatte er ja sein Opfer wieder in den Krallen. Das Telegramm legte er sich so aus, daß das Obergericht das freisprechende Urtheil des Stadtrichters bemängelt habe und die Untersuchung wegen Diebstahls neuerdings eröffne.

Er ließ Reinmann verhaften, fesseln und stellte ihm einen Zwangspaß aus: „Inquisit, von Kiew requirirt." Dann beordnete er zwei Kosaken, die den Unglücklichen von Station zu Station, das heißt: von Gefängniß zu Gefängniß, befördern sollten. „Besonders gefährlich," schrieb er noch überdies hinein, und um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, befahl er auch zugleich, wie die Kosaken den Mann escortiren sollten: zwischen den beiden Pferden, die beiden Arme an die Steigbügel gebunden . . .

Das war Alles, was er vorläufig für seinen Todfeind thun konnte. Aber für dessen Kinder konnte er mehr thun. Es waren dies ein sechsjähriger Knabe und ein vierzehnjähriges Mädchen. Die blieben nun ganz verlassen, die Mutter war todt, der Vater in Haft. Das Gesetz schreibt vor, daß in solchen Fällen sich die Behörde der Verlassenen annehmen müsse. Der Polizeimeister nahm sich ihrer an und versorgte sie. Den Knaben steckte er in das nächste griechisch-orthodoxe Kloster. Welchem Hause er aber das Mädchen anvertraute, das zarte, reine, bisher ängstlich behütete Kind, das — sträubt sich die Feder, niederzuschreiben . . .

Es dauert lange, bis man von der Grenze nach Kiew kommt, besonders wenn man die Reise in der Art machen muß, wie Berisch Reinmann. Hätte ihn nicht eine wilde, verzweifelte Energie aufrecht erhalten, er wäre wohl den unsäglichen Mühsalen dieser Wanderung erlegen.

Endlich, endlich war Kiew erreicht. Zwei Tage saß er dort im Kerker da trat am dritten Morgen in aller Frühe ein junger Offizier, ein Adjutant des Großfürsten, in seine Zelle.

„Kommen Sie!“ rief er ihm athemlos entgegen. „Der Großfürst ist trostlos über das Mißverständniß, dessen Opfer Sie geworden sind. Er erwartet Sie in seinem Schlosse!“

„Ein Mißverständniß!" murmelte der gebrochene Mann und ließ die Thränen fließen, die ihm ungestüm aus den Augen brachen. Alle Qual hatte er thränenlos ertragen, die jähe Rettung warf ihn fassungslos nieder.

Auch der Adjutant war erschüttert. Er geleitete den Wankenden sorglich zum Wagen und hob ihn hinein. „Der Großfürst wird Ihnen Alles aufklären," sagte er. „Ich bin überzeugt, Sie werden die glänzendste Genugthuung erhalten."

Der Jude nickte stumm. „Mein armes Weib wird doch nicht wieder lebendig," dachte er, „und was ich gelitten habe, kann mir auch Niemand ersetzen und vergüten."

Laut aber fragte er: „Gnädiger Herr, wie ist es zugegangen?"

Der Adjutant konnte es ihm ganz genau erzählen.

„Ein Mißverständniß!" betonte er. Es war in der That nur ein solches. Als der Großfürst in Kiew ankam, erinnerte er sich seines Versprechens und ließ den Präsidenten des Tribunals zu sich bitten, um den Fall mit ihm zu berathen. Der Präsident empfahl, den Juden nach Kiew kommen zu lassen, um vor Allem ein sicheres Substrat der Anklage zu gewinnen und ferner, weil dieser Hauptzeuge hier unbeeinflußt bleiben könne. Denn er erinnerte sich aus seiner Praxis manchen Falles, wo derartige Untersuchungen zu keinem

Resultate geführt — man hätte nämlich inzwischen auf die Beschädigten durch Drohungen oder Geld so energisch eingewirkt, daß sie sich urplötzlich nicht mehr für beschädigt erachteten. Der Großfürst meinte, er glaube nach dem Eindruck, den ihm der Mann gemacht, wohl nicht an eine solche Gefahr, stimme aber im Uebrigen zu, daß er hierher gebracht werde.

In seinem Eifer übernahm er es selbst, dies zu veranlassen, und sagte seinem vortragenden Rath: „Sorgen Sie dafür, daß der Kaufmann Berisch Reinmann aus B. sich baldmöglichst hier einfindet." Aber ein vortragender Rath führt natürlich solche Aufträge nicht selbst aus. Er sagte darum einem der Departements-Chefs der Kanzlei: „Der Großfürst wünscht, daß der Kaufmann 2c. baldmöglichst hierher gebracht wird. Sie bürgen mir für die genaue Ausführung, es ist eine Amtssache." Worauf der Departements-Chef seinem Secretär auftrug: „Lassen Sie den Kaufmann 2c. sofort unter allen Vorsichtsmaßregeln und strengster Bewachung zum Zwecke amtlicher Untersuchung hierher schaffen." Der Secretär aber wendete sich natürlich sofort telegraphisch an jene Behörde, welcher die Vollziehung solcher Aufträge für ihren Sprengel oblag, an das Polizei-Amt von B.

Der Jude schwieg, als ihm der Adjutant diese Geschichte auf dem Wege zum Schlosse erzählte, und nickte nur immer, als verstünde sich Alles von selbst,

was da geschehen, und als müßte er es billigen. Dann, nachdem er eine Weile mit geschlossenen Augen dagesessen, schlug er sie plötzlich voll auf und sagte mit lauter, harter Stimme einen hebräischen Spruch vor sich hin.

„Was heißt das?“ fragte der Offizier.

„Ein Spruch unserer Väter,“ war die Antwort. „Uebersetzen läßt er sich schwer.“

Dieser Spruch aber, einer der düsteren, dunklen Sätze der Kabala, lautete: „Aus Fluch wird Fluch und aus Sünde wird Sünde bis in's letzte Glied. So aber die Sünder fühlen, daß ihr Maß voll ist, und ihnen grauet vor Gottes Gericht und sie wollen büßen und sühnen, so wird Er ihren Verstand verwirren und aus der Sühne wird wieder Sünde werden, auf daß sich an ihnen erfülle, was sie verdient.“

Der Großfürst empfing ihn freundlich und doppelt freundlich, als er sah, wie furchtbar der Unglückliche sich in den wenigen Wochen verändert. „Es soll Ihnen Gerechtigkeit werden,“ versprach er und hielt auch sein Wort, so weit er konnte.

Acht Tage später stand der abgesetzte Polizeimeister in Kiew vor dem Großfürsten. Auch der Jude war zugegen. Anfangs leugnete der Mann heftig, je Erpressungen geübt zu haben und „hielt es unter seiner Würde, sich gegen einen solchen notorischen Dieb zu

vertheidigen.“ Aber mitten während des Verhörs wurde dem Großfürsten ein Telegramm überbracht, welches eben aus B. eingelangt. Die Polizisten hatten dem dorthin entsendeten Untersuchungs-Commissär gestanden, daß sie jenes Säckchen mit Getreide vom Polizeimeister vor der Haussuchung erhalten und mitgenommen, um es dann geschickt im Keller zu „finden“.

Da leugnete der Elende nicht mehr, sank in die Kniee und winselte um Gnade.

Schon zwei Tage darauf stand er vor den Richtern. Reinmann wohnte der Verhandlung auf der Zeugenbank bei.

Die Prozedur war kurz. Das Urtheil lautete auf zwanzigjährige Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken und Ersatz der erpreßten Summen an Reinmann.

Nach der Publication erbat sich der Ruchlose das Wort. Er sagte: „Ich weiß, daß es keine Appellation gegen das Urtheil gibt und nehme es an. Um aber dem hohen Gerichtshofe zu beweisen, daß ich im Grunde meines Herzens doch ein guter Mensch bin, will ich den Juden hier aus der Besorgniß reißen, die ihn gewiß um seiner Kinder willen erfüllt. Ich habe gut für sie gesorgt, mein Herzensfreund!“

Der Jude beugte sich zitternd vor und heftete seine Augen in Todesangst auf das Antlitz des Feindes.

„Sehr gut!“ fuhr dieser langsam fort. „Was zunächst Deine Tochter betrifft, so habe ich sie zu

einer Frau gegeben, die sich bereits manches verein-samten jungen Mädchens angenommen hat, zur alten Iwanowna — Du kennst sie, Berisch?"

Er kannte sie. Seiner Brust entfuhr ein Schrei, so wild, so schrill, daß die Richter entsetzt von ihren Sitzen auffuhren . . .

„Und was Deinen Sohn betrifft," fuhr der Un-hold fort, „so mußt Du mir gleichfalls dankbar sein! Er wird nicht in der Hölle braten wie Du, ungläubiger Jude! Die hochwürdigen Mönche haben ihn getauft, er wird in Christi Reich eingehen!"

Da griff sich der Unglückliche an's Herz und sank ohnmächtig zu Boden. —

Man fürchtete anfangs, er werde wahnsinnig werden oder sterben vor Schmerz. Aber das Menschen-herz kann mehr erdulden, als man gewöhnlich glaubt. Berisch Reinmann blieb leben.

Der Großfürst sorgte dafür, daß ihm die Tochter sofort zurückgegeben werde. Den Sohn konnte auch er dem Vater nicht zuwenden, hier hatte seine Macht ihre Grenze. Wer in den Schooß der herrschenden, recht-gläubigen Kirche in Rußland aufgenommen worden, darf ihr nicht wieder entzogen werden. Schon der Versuch ist ein Capitalverbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird — noch heute!

Berisch Reinmann blieb in B., weil sie ihm die Tochter sterbenskrank in's Haus gebracht, und harrte

ihrem Tode entgegen. Er wußte, daß sie nicht genesen könne — sie hatte zu Furchtbares erduldet . . . Nach ihrem Tode übersiedelte er nach Czernowitz. Das ist die Geschichte von meinem Onkel Bernhard.

Martin der Rubel.





Als ich unseren Martin zum ersten Male sah, trug er nur ein Hemde, noch dazu kein reines, denn es war Freitag und er wechselte es nur jeden Sonntag Morgens. Als ich ihn zuletzt sah, im Frühling 1877, war er sehr elegant gekleidet, hatte einen feinen Pelz aus Edelmarder und obendrein die Verdienstmedaille, den Stanislaus- und den Takova-Orden. Freilich lagen zwanzig Jahre dazwischen, aber es weist doch immer auf besondere Fähigkeiten, wenn man als achtjähriger Knabe nur ein Hemde an hat und als achtundzwanzigjähriger Mann so viele schöne Sachen.

Besondere Fähigkeiten? Ja wohl! Aber nicht Fähigkeiten des Geistes, sondern des Charakters. Ich denke, es ist der Mühe werth, von dieser Carrière zu erzählen. Nicht um des Martin Barsczynski willen

— bewahre! Aber es gibt sehr Viele, wie er ist. Wie viele, weiß freilich außer Gott nur die russische Geheimpolizei.

Beginnen wir mit dem Ei der Leda, was diesmal den hochwürdigen Herrn Konstantin Barsczynski bedeutet. Der Name heißt zu deutsch „Suppenmann", aber „nomen — omen!" das läßt sich da wahrhaftig nicht sagen! Der Herr Konstantin war der Sohn armer ruthenischer Bauersleute aus der Vorstadt Wygnanka bei Barnow. Mit Schlägen und Hirsebrei ward er aufgezogen und gerieth durch einen Zufall, statt als Schafhirt auf die Haide, als Fibelschütz auf die letzte Bank der polnischen Klosterschule, wo man die Ruthenen duldete. Das war aber eine unangenehme Gegend, die Wetterregion, wo sich die Schläge der Mönche entluden. Nachdenklich rieb sich der junge Bauernlümmel seinen Rücken und — saß plötzlich in der vordersten Bank. Er war Pole geworden und wollte eben zum römisch-katholischen Ritus übertreten, als sich der griechisch-unirte Seelsorger von Wygnanka in's Mittel legte und seinem Ritus das Schaf zu retten suchte. Das war leicht, denn Konstantin bedang sich nur aus, daß man ihn durch acht Jahre im Gymnasium zu Tarnopol erhalte. Dies schien wirklich ein bescheidener Preis für eine unsterbliche Seele und das Geschäft ward abgeschlossen. Konstantin blieb griechisch und ein Ruthene, kam nach

Tarnopol und saß da acht Jahre. Damit ist zugleich seine Hauptthätigkeit während der Schulzeit erwähnt. Daneben bemühte er sich, die so nöthige Verbindung zwischen Lehrern und Schülern herzustellen, indem er ersteren mittheilte, was sie von letzteren interessiren konnte. Und neben dem Sitzen und Denunciren betrieb er endlich auch seine Studien, aber langsam und ohne unersättlich zu sein.

Im Gegentheil! er war darin sehr genügsam, theils weil seine Hauptthätigkeiten ihn hinderten, theils weil er trotz aller List ein dummer Junge war. Auch wollte er ja nur Theologie studiren und war wohl der Ansicht, daß das Wort Gottes durch eigene Kraft auch im dunkelsten Hirn genügend leuchte. Jedenfalls brauchte man damals als künftiger Theologe keine Maturitätsprüfung zu machen. So kam denn Konstantin ins Seminar zu Przemysl und that, was er früher gethan: er saß sehr viel, denuncirte viel und studirte wenig. Als aber die Zeit der Prüfungen heranrückte, da dachte Konstantin reiflich nach und beschloß, wenn auch mit einigem Widerstreben, sich in die Nichte eines einflußreichen Domherrn zu verlieben. Diese Leidenschaft fachte er mit zäher Ausdauer in seinem Herzen an und es gelang ihm, obwohl eine starke Willenskraft dazu nöthig war, denn das Mädchen war häßlich, aber arm; alt, aber es hatte einen schlechten Ruf. Endlich, vier Wochen vor der Prüfung,

konnte Konstantin sein Herz nicht mehr bezähmen, er gestand dem Mädchen seine Liebe. Sie war erstaunt, sprach aber mit dem Domherrn; dieser war erstaunt, sprach aber mit den Examinatoren; die Herren waren erstaunt, ließen aber den Konstantin durch, obwohl er auf die Frage nach dem Concil zu Nicaea nichts zu erwidern wußte, als nach vielem Nachdenken: „Heilige Väter waren dort, welche lange beisammen gesessen sind!“ Das war wenigstens nicht unrichtig und der Candidat wurde approbirt.

Gleich darauf verließ ihn seine Willenskraft, mit der Willenskraft die Liebe und als ehrlicher Mann schrieb er dem Mädchen offen, wie es nun um sein Herz stehe. Schrieb's, wartete die Antwort nicht ab und ging nach Tarnopol, sich um eine Pfarre zu bewerben. Dort lebte ein Mann, der zwar arm war, aber sehr vielen Einfluß und eine erwachsene Tochter hatte. Das Mädchen war jung, hübsch, aber es hatte bereits geliebt und der Beweis hiefür war schon anderthalb Jahre alt. Nun — Konstantin hatte keine deutschen Dichter gelesen, also auch Hebbels „Maria Magdalena“ nicht; der Mann „konnte darüber hinaus“, er heirathete das Mädchen und sollte eben eine stattliche Pfarre erhalten, als von Przemysl her das Wetter anzog und des Domherrn Nichte sich über ihm entlud. Die Heirath war nicht mehr rückgängig zu machen, aber Konstantin erhielt wenigstens die er-

bärmlichste Pfarre im Lande. Das war ein verhungertes Haidedörfchen an der Grenze, welches bezeichnend genug „Czortówka“ heißt, „Teufelsörtchen“. Da saß nun der hochwürdige Barsczynski und außer einem jährlichen Familienzuwachs gewann er geringes Besitzthum, und außer der Suppe im Namen war wenig Eßbares im kleinen, moderigen Pfarrhäuschen auf der Haide . . .

Es ging ihm aber auch sonst recht schief. Der ruthenische Landclerus besteht aus braven, ehrenhaften Männern, welche es übel aufnehmen, wenn Einer aus ihrer Mitte sich so stark über Herzensempfindungen täuscht, wie Konstantin in Przemysl, oder so leicht über eine Kleinigkeit hinwegsetzt, wie Konstantin in Tarnopol. Der Hochwürdige in Czortówka war ein Verfehmter, und seine Amtsbrüder verkehrten nur so viel mit ihm, als sie mußten. So war er denn auf seine Bauern angewiesen; aber auch diese wichen ihm aus, wo sie konnten. Sie mußten sich von ihm taufen und copuliren lassen, und wenn er sie dabei aus Leibeskräften schindete, so mußten sie es ertragen; aber dafür noch ein freundliches Gesicht zu zeigen, hielten sie für überflüssig. Im Pfarrhause selbst aber gab es wohl viele Abwechslung, denn bald prügelte Konstantin sein Weib, bald das Weib ihn, jedoch gewährte dies, bei Lichte besehen, auch nur geringe Freuden. So hatte Konstantin schließlich nur einen einzigen Freund

und Tröster, den Schnaps. Aber Schnaps kostet Geld und wenn ein armer Pfarrer trinkt, so hungern Weib und Kind und sein Erstgeborener hat selbst im achten Jahre kein anderes Bekleidungsstück als ein Hemde . . .

Damit ist erklärt, warum Martin Barszczynski zum ersten Male, da ich ihn sah, nur eben ein Hemde trug. Ich bin sein Altersgenosse und war also damals nicht zu scharfer Beobachtung geeignet; gleichwohl fiel mir diese geringfügige Bekleidung auf und ich faßte sie von meinem erhabenen Standpunkte aus scharf in's Auge. Diese Erhabenheit ist sowohl moralisch als körperlich zu nehmen, denn erstens trug ich damals mehr als ein Hemde, sogar einen neuen Frühlingsanzug; zweitens saß ich in der Kutsche meines Vaters, welcher in Erfüllung seiner Amtspflicht nach Czortówka gekommen war und mich an dem wunderschönen Frühlingstage mitgenommen hatte. Da saß ich denn vergnüglich in der Kutsche, während er im Dorfe seinen Kranken nachging, und bewunderte den Martin und ließ mich von ihm bewundern. So glotzten wir Buben uns eine lange Weile an, bis ich endlich fragte: „Du, warum trägst du keine Hosen?“ Er schaute mich erstaunt an, steckte den Finger in den Mund, sog daran, doch war offenbar die Antwort nicht darin, denn plötzlich fragte er: „Warum trägst du Hosen?“ Nun war ich sehr verblüfft und meinte zaghaft, das thäten

ja Alle. Aber Martin schüttelte den Kopf. „Nur die Männer!“ sagte er. „Mein Vater trägt auch welche.“ — „Wer ist denn dein Vater?“ fragte ich. Er zuckte die Achseln und deutete über den Rücken mit dem Finger nach dem Pfarrhause. „Dort!“ sagte er geringschätzig. Und dann fügte er rasch hinzu: „Er ist heute wieder besoffen!“ — „Warum?“ — „Weil gestern eine Leiche war.“ Der Zusammenhang war mir nicht ganz klar, aber ich kam nicht dazu, mich darüber zu instruiren, denn Martin fuhr mit großer Entschiedenheit fort: „Was er gestern verdient hat, versäuft er heute. Mein Vater ist ein Lump. Meine Mutter sagt es immer. Meine Mutter sagt, daß mein Vater nicht blos ein Lump, sondern auch ein Schurke ist. Ein Schurke sein, sagt meine Mutter, kann nicht Jeder, dazu muß man Verstand haben. Der Vater, sagt sie, ist ein dummer Schurke. Der Vater, sagt sie — o weh! . . .“

Der letztere Ausruf war wohlbegründet. Unser Kutscher Fedko, ein ältlicher, schweigsamer Mensch, welcher bei den Pferden stand und bisher langsam, aber nachdrücklich die Peitsche hin- und hergeschwungen, hatte damit plötzlich das Hintertheil des Knaben fein, aber gut getroffen. Heulend lief Martin davon und rieb sich die Stelle.

„Der junge Hund,“ murmelte Fedko grimmig, „ja, ja, Unkraut trägt keine Rosen!“

Das war meine erste Begegnung mit unserem Martin und sie blieb mir in Erinnerung, schon deshalb, weil sie auch für mich eine kleine Unannehmlichkeit im Gefolge hatte. Denn Fedko erzählte meinem Vater von unserer Unterredung und der nahm sie mir gewaltig übel. „Mit bösen Buben sprichst du mir nie wieder," verbot er kategorisch.

Aber — das Verbotene reizt. Als ich ein Jahr später den Martin auf dem Wochenmarkte zu Barnow gewahrte, machte ich mich doch wieder an ihn. Ich hatte ihn sofort erkannt, obwohl er viel prächtiger auftrat, als damals in Czortówka. Er trug eine Hose, noch mehr: Stiefel, Rock und Hut, freilich Alles sehr schäbig und defekt. Die Veränderung reizte meine Neugier, ich ging näher und schaute ihn an. Auch er erkannte mich sofort und streckte mir zur Begrüßung die Zunge entgegen. Dann aber sagte er stolz: „Siehst du — Hosen! Auch Stiefel! Jetzt weiß ich auch, warum ich damals nur ein Hemde getragen habe: Weil wir kein Geld gehabt haben, der Vater hat Alles versoffen. Jetzt säuft er auch noch, aber der Pfarrer von Wolowce ist gestorben und mein Vater versieht die Pfarre und verdient viel Geld. Lange wird aber die Freude nicht dauern. Die Mutter sagt immer: der Vater hat viele Feinde, der Vater ist dumm und schlecht — man wird ihm die gute Pfarre nicht lassen. Mein Vater — o weh! —"

Es ist nicht Willkür, wenn ich auch diese zweite Rede unseres Martin mit einem Weheruf schließen lasse. Ich gebe nur der Wahrheit die Ehre, es hat sich wirklich so begeben. Diesmal war freilich nicht unser Fedko zur Hand, aber eine blasse, magere Frau in altmodischer, verblichener Kleidung, die Mutter, welche plötzlich ihre knochigen Finger um das Ohr des Knaben krallte. Er lief davon, sie ihm nach, ich hinterdrein. Aber im Gewühle des Marktes kamen sie mir aus dem Gesichte.

Zwei Jahre später, im September, sollte ich den Knaben wiedersehen. Es war auf dem Platze vor dem Gymnasium zu Czernowitz und in einer Stunde, welche für mich sehr wichtig war. Da stand ich mit Papier und Tintenfaß, Lineal und „Faullenzer“ gerüstet und harrte zitternd mit zahlreichen Schicksalsgenossen der schriftlichen Aufnahmsprüfung in die Parva entgegen. Und unter diesen Genossen war auch Martin Barsczynski. Er hatte einen neuen Anzug, sogar eine Pelzmütze, welche sehr bewundert wurde, und trat darum stolz auf. Ich war sehr erstaunt, der Bursche hatte nichts gelernt, wie konnte er es wagen, sich dieser Prüfung zu unterziehen, welche damals in meinen Augen die strengste war, die überhaupt denkbar ist. Aber Martin war guten Muthes, er sprach sogar deutsch, freilich just nicht flüssig.

„Gut Kopf,“ sagte er, „Professor nicht hinaus-

werfen. Schlecht deutsch — macht nix." Dann aber erzählte er mir im gewohnten Ruthenisch, er habe in den beiden letzten Jahren fleißig gelernt und sei nun reif, das Gymnasium zu besuchen. Man habe ihn nach Czernowitz geschickt, obwohl da ein deutsches Gymnasium sei, weil die Mutter Verwandte im Orte habe. „Also hat dein Vater jetzt Geld?" fragte ich. — „Freilich!" erwiderte er stolz. „So einen Haufen!" — „Hat er also die Pfarre in Wolowce?" fragte ich. — „Bah!" sagte Martin verächtlich, „wir haben sie nicht bekommen, aber wozu brauchen wir das? Man kann auch in Czortówka gut leben, wenn man viel Geld hat. Und Geld haben wir jetzt — Rubel, Bruder, Rubel." — „Ah!" rief ich erstaunt. Denn ich wußte, daß ein Rubel noch mehr sei, als ein ganzer Gulden. „Und wer gibt Euch die Rubel?" fragte ich. — „Ein Herr hinter der Grenze," war die stolze Antwort. Aber gleich darauf fügte der kleine Hallunke verächtlich hinzu: „Gewiß ein Esel, sagt die Mutter. Denn wenn er kein Esel wäre, sagt sie, so würde er einem Kerl, wie meinem Vater, kein Geld geben!"

Hier schloß die Unterredung. Denn in der Thüre des Gymnasiums erschien der gute, alte Onufri, der Schuldiener, und lud uns ein, in den Prüfungssaal zu treten. Und während wir so zaghaft an ihm vorbeidefilirten, wurde er nicht müde, uns zu versichern,

daß die Professoren Lang und Kessel gute Menschen seien, und daß bei dieser Prüfung selten Jemand durchfalle. Es sind viele Jahre her, Lang ist todt, Kessel ist todt, der alte Onufri ist todt, aber noch heute sehe ich sein rothes, gutmüthiges Gesicht, wie es uns Muth zuschmunzelt. Und noch heute höre ich's, wie mir Martin wieder deutsch radebrechend sagt: „Wenn hier man hinauswirft — nach Rußland gehen — ich!" O Martin, das war für dein ganzes Leben ein prophetisches Wort! . . .

Ich weiß nicht, ob wirklich bei dieser Prüfung selten Jemand durchfällt; Thatsache ist, daß Martin und ich durchkamen und im ersten Semester neben einander saßen. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Nachbarschaft sehr entzückte. Der Bursche war ganz gescheidt und wußte sich angenehm zu machen, aber das Blut seines Vaters regte sich in ihm. Wenn er von einem unserer harmlosen Streiche Wind bekam, so ließ es ihm keine Ruhe, er mußte zum Ordinarius. Dieser, ein gutes, kleines Männchen — Prammer hieß er — pflegte die Schuldigen stets zu strafen, aber stets begann er auch: „Wie mir ein erbärmlicher Kerl, ein Spion erzählt hat . . ." Darauf riefen wir stets, wie aus einem Munde: „Barsczynski!" Das ging einige Monate fort, bis der Junge einmal von einigen Mitschülern so grimmig durchgeprügelt wurde, daß er einige Tage nicht zur Schule kommen

konnte. Als er endlich zu mir kam, sich das Vorgetragene einzeichnen zu lassen, war er sehr zerknirscht. „Mein Vater," jammerte er, „hat mir gesagt, daß ich Alle verrathen muß, weil ich mich dadurch beliebt mache. Und meine Mutter hat mir gesagt: du wirst ein Schurke, wie der Vater, werde wenigstens ein gescheidter Schurke." Damals lachte ich darüber, heute überläuft es mich kalt, wenn ich an diese Bekenntnisse eines Kindes denke. Und darum glaube ich auch Recht gehabt zu haben, wenn ich die Geschichte dieses Ritters vom Takova-Orden vom Ei der Leda begonnen.

Damals erzählte er mir auch Näheres über die Rubel. „Da kommt einmal, weißt du, ein Herr zu uns auf Besuch, ein feiner Herr in einem Zobelpelz und mit Brillengläsern. Der Vater kennt ihn nicht, aber wie er seinen Namen sagt, wird er sehr freundlich. Der Herr spricht mit dem Vater, bleibt bis zum Abend. Die Mutter schickt mich um Wein und Fleisch in's Wirthshaus; ich bin sehr erstaunt, frage: wozu? Die Mutter: zum Nachtmahl! Ißt man denn auch zum Nachtmahl Fleisch? frage ich. Geh', befiehlt sie. Und wie ich zurückkomme, fängt sie an zu kochen und zu braten. Es ist vielleicht Schwindel, sagt sie, und wenn kein Schwindel, so ist es eine Schurkerei, aber ein Nachtmahl kann man d'ran wagen. Ich schleiche mich zu des Vaters Thür, horche, was er mit dem

Herrn spricht. Der hält dem Vater eben eine lange Rede, ich verstehe aber kein Wort davon. Wie er fertig ist, lacht der Vater: Gut, das sind so Redensarten, aber die Sache ist sehr gefährlich, was bieten Sie? — Gefährlich?! nicht im Geringsten! erwidert der Herr und dann reden sie wieder miteinander, ohne daß ich ein Wort verstehe. Plötzlich höre ich: Tausend Rubel! — aber da ist auch schon die Mutter da und prügelt mich von der Thüre weg."

Ich machte mir damals nicht viele Gedanken über diese Erzählung, auch in den nächsten Jahren nicht. Je mehr Martin heranwuchs, um so weniger sprach er von diesen Geschichten, erzählte auch nicht wieder, was die Mutter über den Vater zu sagen pflegte. Im Uebrigen blieb er sich gleich: der Denunciant und darum der Prügelknabe der Klasse. Seine Versuche, sich populär zu machen, pflegten ein klägliches Ende zu nehmen. Dies mochte ihm aber doch mit der Zeit unangenehm geworden sein und in jener wichtigen Periode unserer Entwicklung, da wir aus dem Unter- in's Obergymnasium traten, ging eine Wandlung mit ihm vor. Er wurde keck und trotzig auch den Lehrern gegenüber. Und da Knaben nichts lange nachtragen, so galt er bald als Haupthahn der Schule, besonders unter seinen Landsleuten, den Ruthenen. Denn urplötzlich hatten sich diese als eine besondere Fraction zusammengethan.

Seltsame Dinge begaben sich damals an unserem Gymnasium. Wer über mich die Achseln zuckt, daß ich dem Leser Zeit und Lust zumuthe, verschollene Schulgeschichten anzuhören, thut mir ein wenig Unrecht. Das „Gymnasium Czernoviciense germanicum“, lange Jahre auf hunderte von Meilen die einzige deutsche Anstalt des österreichischen Ostens, war keine gewöhnliche Schule. Die Geschichte ihrer Schicksale und Stimmungen ist in nuce die Geschichte des vielgerühmten, vielgeschmähten „Culturtragens nach Osten“. Hart rangen Licht und Finsterniß um ihren Besitz, das Licht deutscher Cultur, die Finsterniß engherzigen Dünkels kleiner Nationalitäten. Sie ward gegründet, als noch der Josefinismus in unseren Gauen nachklang, als man noch von einem deutschen Culturstaat Oesterreich träumte. Damals wurde allüberall, die italienischen Provinzen ausgenommen, in lateinischer und deutscher Sprache tradirt. Ein halbes Jahrhundert später stand nur noch das Czernowitzer Gymnasium unverändert aufrecht, die Gymnasien in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, in Kroatien, Dalmatien und Krain, in Südtirol und im czechischen Böhmen hatten die Landessprache acceptiren müssen. Wer allein gegen den Wind steht, muß manchen harten Stoß erdulden. Das Gymnasium erhielt sich deutsch, einerseits, weil sich die Deutschen der Bukowina hiefür einsetzten, andererseits, weil der Ruthene und

Rumäne es einander nicht gönnten. Die Regierung schützte es wohl auch, aber sie allein hätte es nicht wahren können, so wenig, als ihr dies anderwärts gelungen. So ist das Geschick dieser Schule typisch für das Geschick deutscher Cultur im Osten: sie blüht nur da, wo Deutsche selbst für sie eintreten, und die gegenseitige Eifersucht die Gegner im Schach hält. Der Kampf um die Anstalt begann 1860 und setzte sich bald heimlich, bald offen, bis zu dem Tage fort, da die deutsche Universität Czernowitz gegründet und damit diese Culturfrage auf Jahrzehnte hinaus entschieden ward. In meine und Martins Schuljahre fielen die ersten Kämpfe. Im Lande selbst blühte noch anscheinend tiefer Friede. Anders in unserem Schulzimmer. Es war schwer zu sagen, wie er gekommen, aber plötzlich war der nationale Hader da. Ruthenen und Rumänen standen sich schroff gegenüber, verblüfft blickten die Deutschen d'rein und thaten sich endlich zu einer dritten Gruppe zusammen. An den Kämpfen zwischen der lateinischen und slavischen Raçe nahmen wir nicht Theil, kämpften überhaupt nur dann, wenn „beide Frieden machten und uns selbst am Schopf erwischten.“ Aber selbst in Friedenszeiten bot damals so ein Czernowitzer Schulzimmer einen sehr sonderbarlichen Anblick. In dem einen Winkel hockten die Ruthenen und sangen: „He, Ihr Slaven, he! noch immer Starb nicht unseres Volkes Ruhm!“ im andern

sangen die Rumänen: „Theures Land, das Schönheit kleidet, O du liebe Moldau mein!“ und im dritten standen wir Deutschen und — stritten darüber, was wir singen sollten: ob „Was ist des Deutschen Vaterland?“ oder die Volkshymne?! Wir konnten es nicht entscheiden und blieben darum gewöhnlich stumm. Ach! wie oft habe ich später an diese Schulstunden denken müssen! Besonders in der schönen Zeit vom Februar bis zum November 1871 und dann von 1879 ab, in der Aera der „Versöhnung“.. Da blieben und bleiben auch wir erwachsenen Deutschen gegenüber dem Geheul der Andern stumm, weil wir es unter einander nicht entscheiden können, ob wir die österreichische Hymne anstimmen sollen oder das Lied vom deutschen Vaterland! ....

Die unerhörte Wandlung hätte natürlich auch dann unseren Lehrern auffallen müssen, wenn sie nicht in directe Mitleidenschaft gezogen worden wären. Doch war auch dies der Fall. Da denuncirte ein Ruthene einen rumänischen Lehrer, daß er die „Slaven“ beschimpft, da zeigte ein Rumäne den deutschen Lehrer Lang an, daß er sich über die „jetzigen Römer“ lustig gemacht. Das führte natürlich zu langwierigen Vernehmungen, Untersuchungen und Protokollen, welche die Aufregung nur noch mehr steigerten. Vergeblich strich unser Director Wolf seinen langen Schnurrbart und wetterte: „Unfug! Unfug, der nicht geduldet

werden darf!“ Der nationale Hexensabbath ließ sich weder durch seinen Schnurrbart, noch durch sein Lieblingswort vertreiben. Und vergeblich suchte er auch dahinter zu kommen, wie die Bewegung entstanden. Die Ruthenen meinten, die Rumänen hätten angefangen, und die Rumänen, daß die Ruthenen begonnen. Das Erstere klang wahrscheinlicher. Die Ruthenen waren ja überall, in Oesterreich, wie in Rußland, stumme Dulder, welche hier unter der Faust des Polen, dort unter der Knute des Moskowiters, unterducken mußten. Aber andererseits sind auch die Rumänen der Bukowina just keine aggressiven Naturen. Dachte man reiflicher darüber nach, so mußte man zugeben, daß hier das Unwahrscheinliche wahr geworden. Die Ruthenen waren bisher in der That „Karnickel“ gewesen, aber gleichwohl hatte es sich hier erfüllt: „Karnickel hatte angefangen!“

Diese seltsame Erscheinung hatte auch eigenthümliche Ursachen. Selbstverständlich offenbarte sie sich nicht blos an unserer Schule oder in der Bukowina überhaupt, sondern noch weit mehr in Galizien. Überall, wo Ruthenen wohnten, war, mindestens in Einzelne, ein neuer, fremder Geist gefahren: Kampflust, nationaler Stolz, und, was das Bedenklichste war, Abneigung gegen das Staatswesen, dem sie bisher wahrlich die treuesten Bürger gewesen. Die große Masse des Volkes, die Bauernschaft, blieb freilich dieser

Strömung fern; dieselbe ergriff nur die Intelligenz: Lehrer und Popen.

Eigenthümliche Ursachen, wie gesagt, hatten das herbeigeführt. Bis zum Jahre 1860 hatte die österreichische Regierung die Ruthenen leidlich geschützt, oder, mit anderen Worten, sie hatten keinen schlimmeren Druck zu erdulden, als Deutsche, Polen und Rumänen. Das hatte sich seit den Tagen des Oktoberdiploms gewandelt. Die Reaction hatte im Osten die Politik verfolgt, ein Volk durch das andere im Schach zu halten — die Verfassung gab dort ein Volk dem andern Preis. Nicht etwa de jure, auch keineswegs absichtlich, aber de facto gestaltete es sich so. Den Barbaren Halb-Asiens war die Verfassung, die constitutionelle Freiheit an sich höchst gleichgiltig, ideale Güter hatten für sie keinen Werth. Nur der Deutsche steht in Oesterreich so hoch, die Freiheit um der Freiheit willen zu lieben. Mit den übrigen Stämmen mußte man feilschen, um sie zu Anhängern der Verfassung zu machen. Speciell in Galizien stand nun die Frage so: entweder stützte sich die Regierung auf die Ruthenen, Deutschen und Juden, und dann blieben die Polen wie bisher gegen sie in Opposition, oder sie stützte sich auf die Polen und gab ihnen die genannten drei Stämme preis. Die Entscheidung konnte anscheinend gar nicht zweifelhaft sein. Polnisch waren nur die Städte Westgaliziens, der Kleinadel und ein

Bruchtheil der großen Grundbesitzer, gegen die Polen das gesammte Ostgalizien und im Westen der Bauernstand. Niemand konnte sich also einer Täuschung darüber hingeben, welche der beiden Parteien mächtiger sei. Hiezu kam die Art, in welcher sie sich zur Verfassung stellten. Die Deutschen Galiziens jubelten ihr entgegen, ebenso die Juden, weil sie ihnen endlich die vollen Bürgerrechte gewährte. Was die Ruthenen betrifft, so kamen sie ihr gleichfalls, wenn nicht begeistert, so doch sympathisch entgegen. Diese drei Stämme forderten auch keinerlei besondere Concessionen, sie stimmten darin überein, daß die Verfassung allen Völkern gleich viel gewähren müsse, wie die Reaction bisher Allen gleich wenig gewährt. Anders die Polen. Sie machten kein Hehl aus ihrem tödtlichen Hasse gegen den von Schmerling vertretenen Centralismus, sie erklärten ausdrücklich, sie würden die Verfassung nur dann acceptiren, wenn man vorher ihre Wünsche erfülle. Und der geforderte Preis war kein geringer! Sie verlangten nicht etwa Gleichberechtigung, sondern Herrschaft, unbedingte Herrschaft ihrer Nationalität in Schule und Amt! Sie bemäntelten nicht einmal diese brutale Forderung, mit frechstem Cynismus ward sie ausgesprochen. Und die Regierung? Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein, wiederhole ich, aber wir leben im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten — die Regierung entschied sich für die Polen!

Warum? Weil an der Spitze der Landesverwaltung ein Mann stand, dessen Verbindungen einflußreicher waren, als Vernunft und Gerechtigkeit: Graf Goluchowski! Und ferner: weil wir Deutschen in Oesterreich nun einmal die traurige Gewohnheit haben, uns gar so leicht imponiren zu lassen. „Verderben wir es mit den Polen nicht", dachte man in Wien, „die anderen drei Nationalitäten des Landes sind ja ohnehin verfassungstreu". Daß es eine Sünde gegen den Geist jeder liberalen Verfassung sei, drei Nationalitäten schuldlos dem Terrorismus der vierten auszuliefern, daß eine solche Vergewaltigung auch gerade nicht geeignet sei, in der Verfassungstreue zu bestärken, daran dachte man nicht. Die Polen traten in den Reichsrath, nachdem sie vorher die deutschen Lehrer und Beamten aus dem Lande gejagt und die Verwaltung Galiziens in einem Geiste organisirt, als wäre es keine österreichische, sondern eine königlich polnische Provinz. In welcher Weise sie hiefür dem Gesammtstaate ihre „Dankbarkeit" erwiesen, ist bekannt: sie stimmten principiell gegen die Verfassung, sofern man ihre Stimmen nicht durch weitere Concessionen ad hoc erkaufte. Aber wenig bekannt, selbst im westlichen Oesterreich nicht genügend bekannt, ist die verzweiflungsvolle Lage, in welche nun die unterdrückten Nationalitäten geriethen. Die Deutschen waren als Culturträger oder Colonisten in's Land gekommen,

im Auftrage, mit Unterstützung der Regierung. Nun sah dieselbe Regierung theilnamslos zu, wie man die deutschen Gymnasien und Universitäten polonisirte, die deutschen Theater schloß, die deutschen Zeitungen unterdrückte, die deutschen Colonien vergewaltigte. Dieselbe Regierung, welche gleichzeitig durch Veranstaltung des Frankfurter Fürstentages in ihrer Art „nationale“ Politik trieb! Welche Verzweiflung, welche Bitterkeit mußte die armen Deutschen im Osten erfüllen, welche man auf die entlegenen Posten gestellt und nun einsam, schutzlos verderben ließ! Noch schlimmer erging es den Juden. Der Buchstabe der Verfassung war freilich für sie, aber die polnische Verwaltung legte ihn in ihrer Weise aus. Der wüthige, fanatische Haß der Polen gegen die Juden trug da Früchte, wie sie die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts, außerhalb Rumäniens, nirgendwo beschienen. „Werdet Polen!“ rief man den Juden zu, und wehrte gleichzeitig ihre Annähernng mit Fußtritten und Geißelhieben ab. „Werdet gebildet!“ rief man ihnen zu und unterdrückte gleichzeitig jedes geistige Leben, welches sich in ihnen regte, beförderte gleichzeitig — schöne Seelen finden sich — von Staatswegen die Ausbreitung des Chassidismus! Aber die schlimmsten Früchte trug die Verfassung für die Ruthenen. Dieses unglückliche Volk hatte während der Reaction wenigstens ruhig an der Entwicklung

seines geistigen Lebens arbeiten dürfen und die Berührung mit dem deutschen Culturelement hatte es darin gefördert. Auch hatte es in politischen Dingen nicht schwereren Druck zu erdulden gehabt, als seine Todfeinde, die Polen. Und nun setzte ihm dieser Todfeind den Fuß auf den Nacken, politisch und geistig! Die Polonisirung wurde systematisch betrieben, jede ruthenische Liedersammlung wie ein Hochverrath angesehen und unterdrückt. Die Ruthenen hatten viel erduldet, schweigend erduldet — gegen diesen Druck empörte sich selbst ihr leidgewohnter Sinn. Oesterreich hatte ihre Treue dadurch gelohnt, daß es sie gefesselt dem Feinde ausgeliefert; die Verfassung, welche sie so aufrichtig begrüßt, hatte ihnen Zustände gebracht, mit denen verglichen die Zeiten des Absolutismus golden waren. Sunt certi denique fines — auch die Ruthenen verloren die Geduld, auch sie kamen zur Erkenntniß, daß der Patriotismus keine unbegründete Empfindung sein dürfe.

Gleichzeitig vollzog sich in ihrem nationalen Leben eine Aenderung von anscheinend größter Wichtigkeit. Man weiß, daß die Hauptmasse der Ruthenen oder Kleinrussen in Rußland wohnt. Die Regierung des Czaren hatte sie bisher mit derselben plumpen Brutalität behandelt, wie jede andere fremde Nationalität. Sie hatte Alles aufgeboten, um dieses scharf ausgeprägte, selbstständige Volksthum zu entnationalisiren,

die Kleinrussen in Großrussen zu verwandeln. Die Gelehrten sollten nur in großrussischer Sprache schreiben, die Dichter in dieser Sprache dichten. Wagten sie es gleichwohl, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, so wurden ihre Werke confiscirt, sie selbst in's Exil geschickt. Das hörte plötzlich auf und noch mehr: die Regierungsbehörden in Kiew nahmen die Kleinrussen unter ihren officiellen Schutz. Der Czar, hieß es, halte es für seine Pflicht, die geistige Entwicklung eines so begabten slavischen Bruderstammes aus ganzer Kraft zu fördern. Dieselben Bemühungen, welche bisher durch Kerker und Exil bestraft worden, wurden nun durch Orden und honorirte Docenturen belohnt. Es entstanden Zeitungen in kleinrussischer Sprache, welche in der That sehr verdienstlich wirkten, indem sie das geistige Leben auf allen Gebieten anregten. Was ihren politischen Theil betrifft, so variirten diese Blätter hauptsächlich zwei Themen: den Enthusiasmus für Rußland, welches endlich ihrem Volksthum gewährt, wonach es lange gedürstet, und den Haß gegen Oesterreich, welches ihre Stammesgenossen knechte. Und nun erwäge man, wie solche Stimmen auf das verbitterte Gemüth der galizischen Ruthenen wirkten, wirken mußten! War's ein Wunder, daß (insbesondere unter den Schülern und Studenten) die Sympathien für Rußland stark in's Kraut schossen?

Freilich blieb diese Bewegung stets in gewissen

Grenzen und nahm nie einen gefährlichen Charakter an. Die ruthenischen Bauern, diese besten Oesterreicher, fuhren fort, für den „Kaiser im goldenen Haus zu Wien“ zu schwärmen, und erfuhren nie, was in den Kreisen ihrer Lehrer und Popen vorging. In der Intelligenz aber gab es doch immerhin einige besonnene Männer, welche der plötzlichen Großmuth Rußlands nicht trauten. Sie erkannten, daß diese Schwenkung nichts weiter sei, als der Versuch, Gimpel in's Garn zu locken. In der That widersprach ja diese plötzliche Protection eines fremden Volksthums so sehr den Traditionen, ja den faktischen Interessen des moskowitischen Absolutismus, daß sie unmöglich Selbstzweck sein konnte, sondern eben nur ein Mittel zum Zweck, welches man fallen ließ, sobald der Zweck erreicht war. Rußland nahm nur deßhalb urplötzlich die volksbeglückende Maske vor, um die Slaven Oesterreichs und der Türkei zu captiviren und hiedurch der Realisirung seiner freundnachbarlichen Gesinnungen gegen diese beiden Staaten näher zu kommen. Aber man weiß — besonnen bleiben, wo nationale Gefühle sprechen, immer nur Wenige. Viele Popen, viele Lehrer begeisterten sich für Rußland. Und wo ideale Motive nicht wirkten, da wirkte — der Rubel. In jedem Kreise gab es mindestens einen Mann, der Geld und Broschüren zu vertheilen hatte. Für Barnow und Umgegend hatte der hochwürdige Herr Konstantin Barsczynski diese Aufgabe übernommen.

Die Russen hatten da ihren Mann gut und schlecht gewählt, je nachdem man's nimmt. Gut, weil der brave Konstantin keinerlei patriotische oder moralische Bedenken kannte und sich willig auch zum Spion hergab, sofern man ihn nur entsprechend dafür bezahlte. Schlecht, weil Niemand dem Ehrenmann recht traute und sich seine Thätigkeit daher nothgedrungen auf die Vertheilung von Broschüren an junge Leute beschränkte. Vielleicht hätte er übrigens auch für die Rubel Abnehmer finden können, sofern er gewollt hätte. Aber Konstantin wollte nicht. Er war der Ansicht, daß es vor Allem nothwendig sei, zunächst sich selbst fortwährend in den Sympathien für Rußland zu bestärken. Was er empfing, brauchte er nicht zu verrechnen, das war ja „Vertrauenssache“. Und so gedieh denn Konstantin auf seiner mageren Pfarre immer besser und wurde allmählig ein wohlhabender Mann.

Minder gut gedieh die russische Sache in der Gegend, welche seiner Obhut anvertraut war. Ich hatte Gelegenheit, dies zu beobachten, da ich alljährlich in den Ferien in meiner Heimath war. Wenn man die Ruthenen bitter über Oesterreich klagen hörte, so war dies nicht die Schuld des Konstantin, sondern unmittelbar der Polen und mittelbar der Regierung. Auch der Hinweis, daß es den Brüdern in Rußland besser gehe, war just nicht nothwendig auf Rechnung der Agitation zu setzen. Während man aber ander-

wärts exaltirte Reden vernahm, häufig bedenklichen Broschüren begegnete, wohl auch kleinen Demonstrationen beiwohnen konnte, deren Regisseur sicherlich der Rubel war, weil sie sonst gar nicht im Charakter dieses Volkes liegen — blieb es in und um Barnow still, recht still. Das kränkte den hochwürdigen Konstantin nicht sehr, um so mehr aber seinen Martin. Er wirkte auch „aufklärend“ auf die Massen ein, wo er konnte, und bekam darum einmal von den Bauern in Biala furchtbare Prügel. Das machte ihn vorsichtiger und er hielt sich nur noch an Seminaristen und junge Lehrer. Viel mag er auch da nicht gewirkt haben.

Da ich unseren Martin dergestalt alljährlich durch zwei Monate in Galizien wirken sah, so wurde mir auch früh klar, was er während der übrigen zehn Monate am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina trieb. Mit einer Verschlagenheit, die in so jungen Jahren nicht häufig sein mag, wußte er dies zu verbergen, schob auch immer Andere vor und trieb sein Handwerk im Geheimen. Wenn unsere Ruthenen urplötzlich ein schönes, neues Lied zu singen wußten, in welchem der Czar als Väterchen figurirte, so sang zwar unser Martin nicht mit, „weil er eine schwache Stimme habe,“ aber er hatte es gelehrt. Wenn während der Lehrstunden eine Karte zirkulirte, auf welcher von der Adria bis zum Ural Alles roth angestrichen war: „Slavisches Kaiserthum“ — unser Mar-

tin hatte sie mitgebracht, beschaute sie jedoch anscheinend mit dem naivsten Erstaunen. Und wenn es plötzlich wieder auf der Wiese hinter dem Volksgarten, wo wir uns an den freien Nachmittagen zu finden pflegten, aus nationalen Gründen blutige Köpfe setzte, so hatte zwar unser Martin Alles angestiftet, hielt sich jedoch selbst klüglich zurück, mahnte wohl auch, wenn schon die Püffe flogen, zu friedlicher Eintracht. In allen nichtpolitischen Dingen aber, und was insbesondere die Disciplin betrifft — da war er freilich keck und trotzig, weil er sich sonst bei seinen Gefährten um allen Respekt gebracht hätte. In all' dem war solche schlaue, kaltblütige Zähigkeit zu erkennen, daß ich mich oft fragte, ob diesem siebzehnjährigen Burschen überhaupt eine ideale Regung zuzutrauen sei. „Wirkte" er da in der That aus Ueberzeugung oder als Sohn seines Vaters oder — wurde er selbst bezahlt?! Er schenkte mir hier und da, selten, aber doch häufiger, als mir lieb war, die Ehre seines Besuchs, um die deutschen Aufgaben mit mir zu „besprechen". Und bei einem solchen Besuche fragte ich ihn einmal: „Du, ist der feine Herr im Zobelpelz, der einmal bei deinem Vater war, vielleicht auch bei Dir gewesen?" — Er wurde blaß. „Der kam ja, um Getreide zu handeln ..." — „So?" sagte ich. „Aber weißt du vielleicht noch, was die Mutter vom Vater gesagt hat?" — Er schwieg lange, dann lachte er. „Häusliche Zwistig-

keiten, weißt du! Jetzt weiß ich, welch' trefflicher Mann mein Vater ist! Und wenn er auch vielleicht von Freunden jenseits der Grenze eine kleine Unterstützung genommen hat, wen geht das an?" — „Mich nicht," meinte ich, „aber nimmst du auch schon solche kleine Unterstützungen?" — Er wurde wieder blaß, dann roth und rief endlich nach langer Pause entrüstet: „Ich bin nicht, wie mein Vater, ich lasse mich für meinen Patriotismus nicht bezahlen!" — damit ging er. Er war da aus der Rolle gefallen, aber äußerst geschickt und nach langer Ueberlegung. Von jener Stunde ab taxirte ich unseren Martin als: „Martin — den Rubel".

Ich that ihm da kein Unrecht. Dies wurde offenbar, als die russische Regierung in Czernowitz ein Consulat errichtete. Wer etwa Consulate nur vom Standpunkt der Handelspolitik zu beurtheilen gewohnt war, der mußte sich über diese Errichtung sehr verwundern. Der Handel der Stadt ist ziemlich bedeutend, aber er ist theils Binnenhandel, theils vermittelt er den Verkehr zwischen Deutschland und Rumänien. Die Handelsbeziehungen zu Rußland sind höchst geringfügig, ebenso der Personenverkehr zwischen der Bukowina und Bessarabien. In der That hatte der neue Consul so wenig offizielle Geschäfte, daß er sich voraussichtlich sehr langweilen mußte. Der Mann langweilte sich aber gar nicht, im Gegentheil, er entwickelte eine rastlose Thätigkeit. In

welchem Sinne? Es braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Früchte zeigten sich auch bald. Während bisher nur die ruthenischen Schüler etwas aufgeregt waren, wurden es nun auch einige Popen, einige Lehrer. Bald bezeichnete man im Lande einen griechisch-katholischen Priester, der sich auch als Heilkünstler und Wunderarzt versuchte, offen als russischen Agenten. Mit unserem Martin aber ging eine große Wandlung vor, äußerlich und innerlich. Aeußerlich trat er mit einer Eleganz auf, wie sie in unserer Schule bisher unerhört gewesen, und hatte überhaupt goldene Tage. Aber auch die innere Wandlung war groß. Er trug bisher seinen Patriotismus versteckt, nun aber offen. Er war bisher ziemlich fleißig gewesen, nun wurde er faul. Er habe, meinte er, den deutschen Plunder nicht mehr nöthig und „mein Freund, der Consul, wird schon für mich sorgen!“ In der That ging er im Consulat aus und ein, er sei dort, erzählte er Jedermann, „Secretär und Uebersetzer“. Das war vielleicht richtig, gab er sich doch auch sonst alle Mühe, jeden Ruthenen in's Russische zu übersetzen. Die classischen Sprachen interessirten ihn aber nun weniger und so kam's, daß er in der Septima (Unter-Prima) stecken blieb. Das war Ende Juni 1866. Gleichzeitig ereilte ihn ein anderes Unglück. Der Krieg brach aus und dem bedrängten Oesterreich wurde die Mehrzahl der Ruthenen wieder treue Bürger. Der Staat hatte

ihnen schweres Unrecht gethan, sie grollten ihm, aber in der Stunde der Noth standen sie doch wieder gut und brav zu den alten Fahnen. Als die Gymnasiasten und Studenten der Bukowina sich zusammenthaten und dem Landeschef, dem trefflichen wackeren Baron Myrbach anboten, ein Freicorps zu bilden, da fehlten auch die Ruthenen nicht. Martin war damit höchst unzufrieden — das ließen wir passiren. Als aber am Abend des 4. Juli die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz einlief, hielt er in einem Biergarten eine kleine Freudenrede, und die ward ihm übelgenommen. Seine eigenen Landsleute und Gesinnungsgenossen erbaten sich von uns die Ehre, ihn durchprügeln zu dürfen, und thaten dies so ausgiebig, daß wir Anderen aus Menschlichkeit intervenirten. Daraufhin verschwand Martin, tauchte auch im Herbste nicht mehr auf, weder im Gymnasium, noch im Consulat.

Erst im Dezember 1867 kam er mir wieder zu Gesichte; er oder richtiger nur sein Name. Es war in Wien, im seligen „Akademischen Leseverein". Da fand ich einmal am schwarzen Brette einen Aufruf an die „Slaven", sich an der Gründung eines „Allgemeinen literarischen Vereines" zu betheiligen, und im Namen des Comités zeichnete: „Martin Konstantinowicz Barsczynski, stud. phil." Diese Unterschrift bewies auch, daß unser Martin unter der Hand einen kleinen Wechsel der Nationalität vorgenommen, denn die Ruthenen

führen des Vaters Namen nicht — nur die Russen. Als ich ihm kurz darauf im Leseverein begegnete, bestätigte er mir dies in seiner Weise. „Ich nenne mich auch Konstantinowicz,“ sagte er, „weil ich von dem Irrthum zurückgekommen bin, daß Ruthenen und Russen verschiedene Stämme sind. Sie sind ein Stamm und weil die Russen vorgeschrittener sind, müssen wir Ruthenen uns nicht auf Kleinigkeiten steifen. Ein Stamm und alle Slaven eine Familie und Friede und Eintracht . . .“ — „Schon gut,“ sagte ich, „bei der letzten Beseda hat Polizei einschreiten müssen, um die Croaten und Czechen wieder auseinander zu bringen.“ — „Mißverständnisse!“ erwiderte er leichthin, „kennen wir uns erst, dann achten wir uns auch. Dazu soll eben der Verein dienen, den wir gründen! Wahrscheinlich werde ich Präsident.“ — „Ich gratulire!“ sagte ich. „Aber woher dein plötzliches Interesse für Literatur?“ — „Literatur?“ sagte er langgedehnt und zuckte die Achseln. „Ich bitte dich, was kann man nicht Alles „Literatur“ nennen! Aber,“ fügte er rasch hinzu, „auch für Literatur interessire ich mich, natürlich nur für slavische!“ — Dann aber erzählte er mir, wie er überhaupt in die Lage gekommen, an der Wiener Hochschule Vereine zu gründen. Er war nach Ungarn gegangen und hatte sich dort „für Geld und gute Worte“ ein Maturitätszeugniß verschafft. Das war damals ein beliebter Ausweg aller Faullenzer

und Dummköpfe, bis später Hasner diesem Unfug, der allmählig eine traurige „berechtigte Eigenthümlichkeit“ Oesterreichs geworden, dadurch beseitigte, daß er ungarische Maturitätszeugnisse nur dann als giltig betrachten ließ, wenn der Candidat seine Studien an einem ungarischen Gymnasium gemacht. Doch mußte sich Martin da sehr beeilt haben; denn im Mai und Juni war er in Moskau gewesen, als Pilger in jener famosen Schaar, welche sich angeblich auf eigene Kosten zur slavisch-ethnographischen Ausstellung begeben, in Wahrheit auf des Czaren Kosten, um der Welt zu beweisen, daß Alexander Nikolajewitsch der Heiland und Erlöser sei, zu welchem die Slaven Oesterreichs emporblickten. Er wurde nicht müde, die Pracht dieser Ausstellung, die Leutseligkeit des Czaren, die Begeisterung der Bevölkerung zu schildern. „Und diese Ansprachen!“ rief er aus. — „In welcher Sprache seid Ihr denn begrüßt worden?“ fragte ich. — „Nun — slavisch!“ — „Aber es gibt ja keine slavische Sprache!“ — „Ich meine russisch!“ — „Aber das habt Ihr ja nicht Alle verstanden, höchstens Einige!“ — „Manchmal auch französisch!“ gestand er zu. — „Aber das konnten ja auch die Wenigsten von Euch?! Sind keine Reden gehalten worden, die Ihr Alle verstanden?“ — „Hm! ja!“ sagte er zögernd. „Ja — in deutscher Sprache! Aber daran seid ja Ihr schuldig, warum habt Ihr uns

„germanisirt“, warum habt Ihr uns Eure Sprache aufgedrängt?“

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Antwort ich ihm darauf gegeben; jedenfalls muß sie sehr deutsch gewesen sein, denn er verließ mich mit einiger Beschleunigung. Doch kehrte er immer wieder zu mir zurück und sprach mich an, wenn wir einander begegneten, was ziemlich oft geschah — im „Akademischen Leseverein“, welcher Studenten aller Nationalitäten und Parteien umfaßte. An Gesprächsstoff fehlte es nicht, denn es ging damals sonderbar zu an der Wiener Hochschule, sehr sonderbar. An glühendem Eifer, an wilder Bewegtheit standen jene Tage sicherlich den Märztagen kaum nach, aber sie unterschieden sich doch sehr von jenen. Damals handelte man auch, jetzt redete man nur, damals war die ganze Studentenschaft einig, jetzt in unzählige Parteien getheilt, welche sich bitter befehdeten, damals dominirte die große Freiheitsfrage, jetzt die Frage der Nationalitäten! Es hat wohl nie einen Versammlungsraum gegeben, der ein größeres Tohuwabohu von Ansichten und Ueberzeugungen umfaßte, als der große Lesesaal jenes Vereins in den ersten Monaten von 1868. An jedem Tischchen saß eine andere Partei, und wer da eintrat, las die Zeitungen seiner Partei und debattirte dann darauf los. Die Sprachen konnte man noch zählen — etwa ein Dutzend — die Zahl der Parteien aber

war wirklich kaum festzustellen. Unter den Deutschen allein gab es deren fünf! Erstens die „Centralisten“, welche sich auch „Groß-Deutsche“ oder „Groß-Oesterreicher“ nannten. Sie haßten Preußen, verwarfen den Dualismus und träumten trotz Königgrätz und ungarischer Krönung von einem großen deutschen National- und Culturstaat, welcher unter dem Szepter der Habsburger alle Lande vom Rhein bis zum Pontus Euxinus umfassen sollte. Zweitens die „Demokraten“, welche einem kaum minder utopischen Programm huldigten: Republik in Deutschland, mit Einschluß Deutsch-Oesterreichs. Drittens die „Clericalen“, welche ohne weitere politische Gesichtspunkte Alles haßten, was gegen Rom war. Viertens die „Dualisten“, auch speziell „Deutsch-Oesterreicher“ genannt, welche den Norddeutschen Bund blos durch die Wucht der Verachtung, aber nicht durch Waffengewalt bekämpft wissen wollten, die Dezember-Verfassung wie ein Heiligthum verehrten und sich insbesondere vor Giskra beugten. Endlich die zahlreichste Partei, welche wohl die Hälfte der gesammten Studentenschaft umfaßte: die „Deutsch-Nationalen“. Sie jubelten Bismarck zu, begeisterten sich für den Ausbau des deutschen Einheitsstaates und standen dem Bürgerministerium sehr kühl gegenüber. Ebenso gab es unter den Ungarn drei Parteien: die „Deakisten“, die „Kossuthianer“ oder „Unabhängigen“ und die „Klerikalen“. Die Rumänen schieden sich in

zwei Gruppen: die „Nationalen“, welche von einem Dako-Rumänischen Königreich träumten, und die „Oesterreicher“, welche sich insbesondere aus der Bukowina rekrutirten, und treu zum Staate standen. Je nach dem Kronlande schieden sich auch die Italiener in „Italianissimi“, aus dem Trentino und Triest, und „Austriaci“, aus Dalmatien, weil die jungen Leute aus Spalato und Ragusa wohl fühlten, daß mit dem Untergang der österreichischen Herrschaft auch ihrem Volksthum das letzte Stündlein geschlagen. Das wären also bisher zusammen zwölf Parteien, unter den Slaven aber gab es deren mindestens dreißig. Ganz abseit standen die Polen, welche nach Außen einig auftraten, obwohl sie in Wahrheit in drei Parteien zerfielen, welche sich grimmig bekämpften: Aristokraten, Demokraten und Clericale. Unter den übrigen Slaven waren zunächst die „historischen“ Parteien oder „Separatisten“ zu unterscheiden. Sie hielten zähe an der Eigenart der einzelnen Stämme fest und waren der Ansicht, daß zunächst die Entwicklung des Culturlebens jedes einzelnen Stammes angestrebt werden müsse. Das war das theoretische Programm, in Wahrheit wurden sie von Neid und Eifersucht getrennt. So gab es eine spezifisch czechische, slovakische, ruthenische, eine spezifisch slovenische, serbische, morlakische, endlich eine spezifisch kroatische Partei. Unter den Kroaten gab es sogar zwei separatistische Rich-

tungen, die „Nationalen“ und die „Starcevicianer“. Im Gegensatz hiezu standen die Panslavisten, welche jedoch wieder in eine demokratische und kaiserlich russische Partei zerfielen. Erstere stellte als ihr Programm eine Foederation slavischer Republiken auf, das Programm der letzteren lautete natürlich kurz und bündig: Vereinigung unter russischem Szepter. Das Haupt der „Demokraten“ war ein geistvoller, vielbelesener, aber durch seine schreckliche Verwahrlosung unheimlicher Mensch, der Mediziner Sergei Wassiliewitsch Nikanow, ein Russe aus dem Charkower Gouvernement. Er hatte zuerst in Charkow, dann in Zürich studirt, hielt sich nun angeblich zu gleichem Zwecke in Wien auf, studirte jedoch hier ausschließlich die slavischen Studenten. Für seine Person bedürfnißlos, wie Diogenes, gab der blasse, hagere Mensch gleichwohl viel Geld aus, um Andere zu gewinnen und an seine Person zu fesseln. Dieser cynische Mensch, dieser krasse Nihilist war gleichwohl ein Fanatiker seiner Ueberzeugung: er glaubte an die „heilige Sache der rothen Republik“ unter den Slaven. Er, der die Berechtigung des Eigenthums leugnete, alle Tugenden als Gewohnheiten erklärte, verwendete gleichwohl von den Geldern die ihm aus Genf und London zuflossen, nur das Nothdürftigste auf seinen Unterhalt, litt Hunger und Kälte und ließ andere prassen, sofern sie nur seine Broschüren lasen und seinen Theorien zustimmten.

Unserem Martin war dieser Sonderling höchst unbequem, denn wohl war auch er Panslavist, aber daneben kaiserlich russisch. Und wohl war er glücklicher als Nikanow, da sich ihm viele exaltirte Czechen, Ruthenen und Serben anschlossen, dennoch empfand er die gleichzeitige Wirksamkeit dieses grundehrlichen Fanatikers wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte. Nicht mit Unrecht, wie wir später sehen werden.

Wer sich jenes Getriebe von Parteien vergegenwärtigt, welches die vorstehenden Zeilen nur eben anzudeuten, nicht zu schildern vermocht, wer hiezu erwägt, daß es junge, leidenschaftliche Studenten waren, die so in verschiedenen Lagern zersplittert gegen einander standen, wird leicht erkennen, daß es damals an der Wiener Hochschule mehr interessant als behaglich zuging. Ich begreife heute nicht, wie wir damals überhaupt noch dazu kamen, Collegien zu besuchen, oder gar Prüfungen zu machen. Die fieberhafte Aufregung wollte gar nicht enden, sie war in Permanenz erklärt. Wie all die Parteien sich durcheinander schoben, hin und her drängten und bekämpften, welche seltsamen Allianzen und Compromisse da geschlossen und gebrochen wurden, wie es in den einzelnen Vereinen zuging und wie erst in den allgemeinen Studenten-Versammlungen, wo wir an einander geriethen — dies Alles gehört zu jenen Dingen, die kaum eine Feder gebührend schildern kann. Es handelte sich meist nur

um lächerliche Kleinigkeiten; die Zusammensetzung eines Ball-Comités u. dgl. — aber mit welcher leidenschaftlichen Gluth ward da declamirt, verhandelt, gewählt und gestimmt! Wir Deutschen waren stets in eminenter Majorität, aber selten einig, und gewöhnlich siegte eine Partei über die andere mit Hilfe der Ungarn oder Slaven. Dann mischte sich freilich einige Scham und Reue in den Jubel der Sieger — besser wurde es nicht. Nach wie vor standen sich Deutsch-Nationale, Demokraten und Oesterreicher schroff gegenüber. Uebrigens hatte das nicht viel zu sagen — in der Folge hat das Leben an uns Allen diese Gegensätze abgeschliffen. Es geschah dies naturgemäß: die Aufgabe der Deutschen in Oesterreich liegt so klar, daß schließlich auch jeder halbwegs klare Kopf darüber nicht im Zweifel bleiben kann.

Anders bei den Slaven. Der Riß, der diese trennte, war in Wahrheit ein tiefer, ja unüberbrückbarer. Der Gegensatz zwischen Separatisten und Panslavisten war etwas Lebendiges, kein bloßes Streiten um Prinzipien, sondern eine praktische Frage, deren Entscheidung zunächst für das geistige Leben und damit für das gesammte Schicksal dieser Stämme von ungeheurer Wichtigkeit war. Kaum minder groß war der Gegensatz zwischen den Panslavisten selbst. Daher schnitt innerhalb der slavischen Studentenschaft der Kampf der Parteien viel tiefer ein, als unter den

Deutschen oder Ungarn, daher wurde er hier mit allen Mitteln, mit fast wahnsinniger Leidenschaft geführt. Sergei Wassiliewitsch Nikanow und Martin Konstantinowitsch Barsczynski waren von vornherein Todfeinde, sie mußten es sein. Denn unser Martin war in der That der Führer und Agitator der kaiserlich russischen Partei; über seine Absichten, über den Ursprung seiner Geldmittel war Niemand im Zweifel. Auch ging er ruhig, ja mit einer gewissen Ostentation im russischen Botschaftspalais in der Wollzeile aus und ein. Er mußte sehr viel Geld erhalten, denn er verwendete sogar Ansehnliches auf die Zwecke, für die man es ihm gab und sich selbst zu vergessen, lag nicht in seinem Wesen. Sein „Allgemeiner literarischer Verein“ kam zu Stande, erfreute sich sogar vieler Mitglieder, denn bei den Versammlungen war das Bier frei und auf einige Gelder kam es dem Herrn Präsidenten nie an. Ich gestehe: Martin verstand seine Sache gut, denn er präsentirte trefflich nach Außen und wühlte rastlos nach Innen. Seine Thätigkeit mußte nothgedrungen eine vielseitige sein, erstlich galt es, die Separatisten zu überzeugen, ihre kleinen Vereinigungen zu sprengen und sie in's Lager des „Allgemeinen Vereines“ hinüberzuziehen, zweitens mußten die Gewonnenen recht gedrillt und zusammengehalten werden, endlich galt es, Nikanow und seinen Anhang im Schach zu halten und sorglichst zu beaufsichtigen. Das Letztere

war vielleicht das Schwerste. Denn Nikanow war seinem Gegner an Geist und Bildung überlegen und sein glühender, derber, selbstloser Fanatismus mußte naturgemäß auf jugendliche Gemüther stärker wirken, als die kalte, glatte List des eleganten Barsczynski. Und wo der nicht, wirkte das Geld, welches nichts von seiner Zauberkraft verlor, auch wenn es aus der Tasche eines zerlumpten Nihilisten kam. Denn Nikanow schien der Ansicht, man dürfe einen Rock nicht ablegen, bis dieser sich selbst ablege und in Stücken von den Schultern falle. Seine Anhänger schämten sich, mit ihm auf der Gasse zu verkehren und wenn er so, die schäbige Pelzkutschma auf dem haarumstarrten Haupte, mit bleichem, hagerem, verkniffenem Gesichte, mit unheimlich glühenden Augen auf dem Universitätsplatz stand, so mochte sich manche mitleidige Seele bewogen finden, ihm einen Kreuzer zukommen zu lassen. „Der Bettler," sagte auch Barsczynski verächtlich. Gleichwohl genirte ihn, wie gesagt, dieser Bettler sehr. Wenn Martin in der Anwerbung von „Brüdern" glücklicher war, so geschah es nur, weil seine Deklamationen viel plausibler klangen. Man glaubt eher an die offizielle Macht eines Riesenstaates, als an die Kraft eines versteckten, zerfahrenen, verfolgten „Comités". Hinter dem einen Programm standen Hunderttausende von Bajonetten, hinter dem anderen blos einige tausend Abenteurer, verstreut nach allen Richtungen der Wind-

rose. Auch darf man nicht vergessen, daß es slavisches Material war, welches die Beiden bearbeiteten — Söhne stummer, an Gehorsam gewohnter Stämme, welche das Ducken gleichsam mit der Muttermilch eingesogen.

Wer erwägt, wie wenig sich Beide in Acht nahmen und wie Beide den nackten, schlichten Hochverrath predigten, dem wird es seltsam erscheinen, daß sich die österreichische Polizei so gar nicht um diese Dinge kümmerte. Aber es war so. Die Polizei hatte Anderes zu thun. Nicht etwa, als ob sie den Studenten geringe Beachtung geschenkt hätte, uns Deutsche bewachte sie mit Argusaugen und wenn bei einem Commers der Name „Bismarck" fiel, so trugen es die offiziellen und nicht offiziellen Vertreter der heiligen Hermandad gewissenhaft in ihre Notizbücher ein und es fehlte nicht an Vorladungen, Untersuchungen, Auflösung von Burschenschaften u. dgl. Die beiden feindlichen Brüder aber ließ man ruhig gewähren und die Polizei richtete erst ihr Augenmerk auf dies Treiben, als sie mit der Nase darauf gestoßen wurde.

Von wem? Von den beiden Herren selbst! Es ist eine kuriose Geschichte, welche sich übrigens in slavischen Kreisen mehr als einmal wiederholt hat. Wenn die guten Leute gegen einander nicht mehr aufkommen können, so rufen sie den Staatsanwalt zu

Hilfe. In unserem Falle begab sich die Sache wie folgt.

Bekanntlich wurde im Hochsommer 1868 zu Wien das Schützenfest gefeiert. Bereits Monate vorher war die Wiener Studentenschaft in fieberhafter Aufregung, die Deutsch-Nationalen waren gegen eine Betheiligung, die Oesterreicher und Demokraten für eine solche. Je sichtlicher die welfisch-kleindeutsche Tendenz des Festes hervortrat, desto höher gingen die Wogen der Bewegung. Eine allgemeine Studentenversammlung sollte über die Frage entscheiden. Auch die Slaven erschienen und Nikanow beorderte seine Leute, gegen eine Betheiligung zu stimmen. Martin hatte Gleiches im Sinne, aber als er die Haltung Nikanows gewahrte, ward er urplötzlich ein begeisterter Freund des Festes. Und da sein Anhang groß war, so wurde die Betheiligung mit starker Majorität beschlossen. Nach der Versammlung trafen beide Parteien zusammen und Nikanow verhöhnte seinen Gegner, weil er ein „germanisches Fest“ unterstützt, Martin blieb die Erwiderung nicht schuldig und Nikanow gab ihm eine Ohrfeige. Worauf Martin nichts übrig blieb, als Nikanow zu fordern, der freudig annahm. Nun aber dachte Martin nach, reiflich und lange, und eine Frucht seines Nachdenkens war ein langer Brief an die Polizei, der über Nikanows Thätigkeit die schätzbarsten Aufschlüsse gab. Das Schreiben war anonym, aber

es enthielt so zahlreiche positive Angaben, daß die Polizei eine Haussuchung bei Nikanow vornahm, welche in der That jene Angaben als begründet erwies. Nikanow wurde eingezogen, Martin triumphirte. Aber nicht lange. Nikanow gestand, was er nicht leugnen konnte, aber er mochte den Todfeind nicht auf dem Terrain lassen, welches er selbst aufgeben mußte. So gab er denn seinerseits einige Notizen zur Biographie unseres Martin und auch hier war bald die Richtigkeit der Denunciation erwiesen. Nun saßen die beiden panslavistischen Brüder in demselben Hause und hatten immerhin einige Tage Gelegenheit, über ihre Mission nachzudenken.

Aber nur einige Tage! Denn man wollte von officieller Seite keinen Lärm schlagen, unterschätzte wohl auch die Früchte, welche die Thätigkeit der beiden Herren bereits getragen, und hielt es für das Klügste, wenn man beide in aller Stille unschädlich machte. Sie waren russische Unterthanen, auch Martin, welcher seine österreichische Staatsbürgerschaft rechtzeitig abgelegt. Man wies sie aus, und die Sache war beendet, die wenigen Protokolle wurden Maculatur.

Mit Nikanow traf ich später nur noch einmal zusammen, im Mai 1872, in Baden-Baden. Er war noch immer derselbe zerlumpte, fanatische, ehrliche Mensch und bewohnte ein kleines Dachstübchen bei den „drei Königen“. Er sei Korrespondent verschie-

dener Blätter, erzählte er mir, und sehr beschäftigt. Ich glaubte ihm nur das Letztere, im Hinblick auf die starke russische Colonie. Seitdem habe ich nie wieder von ihm gehört . . .

Anders aber unser Martin. Ich habe ihn seit jener Katastrophe noch zweimal gesehen und einmal von ihm gelesen. Wohl setzt sich daraus kein vollständiges Bild zusammen, aber ich schreibe ja hier weder einen Roman, noch eine Biographie, sondern nur den Bericht darüber, was mir bekannt geworden über die edlen Bestrebungen eines Menschen, der weniger als Individuum in Betracht kommt, denn als Typus.

Wohin er sich im Juli 1868 gewendet, als er Oesterreich verlassen mußte, weiß ich nicht. Ich vermuthe, er war bald wieder da, und zwar in Böhmen. Ich schließe dies daraus, daß er 1871, als ich ihm begegnete, auf das Genaueste mit den czechischen Verhältnissen vertraut war, so, wie es nur nach jahrelangen Studien möglich. Auch gab er mir da unter Anderem eine Schilderung jener berüchtigten Versammlung am Ziskaberge bei Prag, 28. September 1868, die er sich schwerlich aus Zeitungsberichten zusammengelesen hatte. Gewiß aber ist, daß der gute Martin vor jenem Tage, den wir Oesterreicher, aus verschiedenen Gründen, nie vergessen sollten, jenem 10. Januar 1870, da der Friede von Knezlac geschlossen wurde, in Dalmatien war und sich nicht blos ethnographischer

Studien halber unter unseren südlichsten Mitbürgern aufhielt, welche selbst so schöne lange Nasen haben und anderen Leuten nicht einmal ihre kürzeren lassen wollen. Denn über seine dortige Thätigkeit liegt mir ein origineller Beweis vor, ein Feuilleton der „Moskauer Zeitung" vom Februar 1870, jenes Blattes der Professoren Katkow und Leontjew, welches einst in Rußland eine größere Macht gewesen, als je ein anderes Journal in irgend einem Staate. Hoffentlich hat es auch minder naive Publizisten in seinem Dienste gehabt, als den anonymen Verfasser jenes Feuilletons „Charakterköpfe aus Montenegro", welches mir ein Jugendfreund, der einst mit mir und Martin auf derselben Schulbank gesessen und heute einsam unter Wölfen und Huzulen als Landpfarrer in den Karpathen haust, wenige Wochen nach Erscheinen übersendet hat. Ich habe den Ausschnitt treulich aufbewahrt und übersetze folgende Stelle wörtlich:

„Du junges Rußland, wie bist du brav und heldenkühn, wie bist du stolz und edel! Aus deinem Adlerhorst heraus, von der urkräftigen gesunden Erde unseres heiligen Landes fliegst du auf stolzem Fittich in den entarteten Westen hinein! Wo die Bedrängten deines gewaltigen Stammes bluten, bist du zu finden. Du bringst ihnen mit glühenden Worten das Bewußtsein der Freiheit bei, du lösest die Fesseln ihres Armes, du bewaffnest ihn gegen die Dränger! Nicht blos das Licht deines Geistes, auch das Blut deiner Adern gehört den Unterdrückten!

Du junges Rußland, wie bist du herrlich! Und doch! —

so Vielen ich schon begegnet, die mir in ihrer selbstlosen Hingabe an die Interessen unseres Stammes fast wie Halbgötter erschienen sind — keinen Herrlicheren noch hat mein Auge geschaut, als jenen Heldenjüngling, den ich am Hofe zu Cettinje jüngst kennen lernen durfte. Es ist mir ein Stolz, daß mir der Edle so rasch befreundet worden, um mir sein Leben zu erzählen! Es ist mir ein Stolz, daß ich hier davon berichten kann! Es wird Euch Allen auf der fernen, theuren Heimathserde ein Stolz sein, davon zu lesen.

Ich schmücke nicht aus, hier ist die Wahrheit herrlicher, als alle Phantasie! Vernehmt denn das Leben eines echten Sohnes Rußlands! Martin Konstantinowitsch Barschtschinskoi ward im Sommer 1848 auf seines Vaters Schlosse im Gouvernement Jekaterinoslaw geboren. Pracht und Herrlichkeit umgaben seine Wiege, denn Konstantin Jegoriewitsch Barschtschinskoi war einer der reichsten Edelleute Südrußlands — vierzigtausend Seelen saßen auf seinen Gütern. Reich, verehrt und mächtig, wie ein Halbgott, entbehrte er nur eines Glückes: eines Erben! Ihr könnt Euch denken, wie er jubelte, als ihm Martin geboren ward, Ihr könnt Euch denken, welche Erziehung der Knabe erhielt! Vortrefflich, aber in echt slavischem Geiste ward er gebildet, nicht im Westen, wo sogar das Bischen Gelehrsamkeit in Fäulniß gerathen, sondern im ehrwürdigen Moskau. Der Jüngling ward stark wie ein Riese, schön wie Apoll, klug und weise, wie die Eule des Alterthums. (Was das heißen soll, weiß ich nicht, vermuthlich eine Anspielung auf den heiligen Vogel der Pallas Athene. A. d. V.) Darum nützte er auch, als ihm sein Vater vor drei Jahren starb, seinen Reichthum und seine Selbstständigkeit, nicht um aus dem Sumpfe der Civilisation zu trinken, sondern um unserer gemeinsamen Mutter Slava ein Ruhm zu sein. So war er insbesondere in jenen Ländern zu finden, wo das entartete Oesterreich, nach Außen so schwach, nach Innen

stark genug zu sein glaubt, um unseren Brüdern die Kehle zuzuschnüren: in Böhmen, in der Slovakei, in Krain, in Galizien, im, nebenbei bemerkt, rein slavischen Banat! Muthig setzte er seine eigene Person ein, großmüthig verwendete er sein ungeheures Vermögen, um den Samen der Zukunft auszustreuen. Auch bei dem letzten Kampfe, wo sich slavische Heldensöhne und schwarzgelbe Schergen gegenüber standen, hat er nicht gefehlt. Auf die erste Kunde von dem Konflikte war er von Agram aus mit einem Häuflein Gleichgesinnter herbeigeeilt. Was Oesterreich wollte, ist bekannt: das freie Volk in der Crivoscie in sein Schergengewand kleiden — „Landwehrgesetz" hieß es dort! Aber nicht umsonst heißen die Crivoscianer „Helden der Berge", nicht umsonst war Barschtschinskoi mit seiner Heldenschaar herbeigeeilt! An ihrer Tapferkeit brach sich die Macht der Schergen. — Der Ausgang ist bekannt! Nun ist Barschtschinskoi hier und genießt am Hofe jene Auszeichnung, die ihm gebührt. Mich hat er wiederholt durch längere Unterredungen geehrt, in welchen ich auch seinen politischen Scharfblick, seine genaue Kenntniß des morschen Oesterreich bewundern lernte. „Oesterreich," sagte er mir, „hat nur einen einzigen Staatsmann: Dr. Ladislaus Rieger, nur einen einzigen Gelehrten: Dr. Franz Palacky, nur einen einzigen General: Rodich! Und die drei Männer sind Slaven!" Möge man diese Worte an der Moskwa und Newa beherzigen..."

Mein Freund, der Pfarrer, bemerkte dazu: „Hier ist die Wahrheit herrlicher, als alle Phantasie! Unser Martin ist doch ein Kapitalkerl! Macht sogar Carrière nach rückwärts und wird als Sohn eines Edelmanns geboren! Was aber seine Carrière nach vorwärts betrifft, so befürchte ich: er endet höher, als ihm lieb ist! Mir wenigstens würde, wenn ich an seiner Stelle

wäre, jedes Hanffeld, an dem ich vorüber ginge, unangenehme Gedanken wecken . . ."

. . . Achtzehn Monate waren vergangen, seit ich Brief und Blatt erhalten, ich hatte des „Heldenjünglings" nicht mehr gedacht, auch auf politischem Gebiete begab sich damals bekanntlich Vieles, was noch mehr interessirte, als russische Wühlereien. Der Februar 1871 hatte uns das „Faschings-Ministerium" gebracht und der September den Höhepunkt des wüsten Hexensabbaths. Da war jene Zeit, wo sich Murawieff's fürchterliches Wort: „Es ist schon Sünde genug, als Pole geboren zu sein!" in Oesterreich an den Deutschen erfüllte und man hatte diese Zeit mit feinstem Takte gewählt — jetzt, wo alle anderen Deutschen in einem fest gegründeten Reiche vereinigt worden, galt es ja, uns in der Liebe zu unserem Vaterlande ausgiebig zu bestärken! Ich lebte damals als Student in Graz und erfreute mich, seit ich einer Commersrede wegen abgestraft worden, einer zärtlichen Aufmerksamkeit seitens der Polizei. Diese Grazer Stadtpolizei hatte damals überhaupt sehr viele Sorgen, denn ich glaube nicht, daß sich in irgend einer anderen Stadt Oesterreichs die Entrüstung gegen Hohenwart und Consorten energischer offenbarte, als in der Murstadt mit ihrer wackeren, ernsten Bevölkerung, welche freilich für hohle Köpfe nur eben aus gähnenden Pensionisten besteht. Mit fieberhafter Spannung folgte man dem Feldzuge,

welchen die deutschen Landtage gegen das Ministerium begonnen; es regnete Kundgebungen aus der Gemeindestube; der geringfügigste Anhaltspunkt zu einer Demonstration wurde gierig aufgegriffen; wenn Nachmittags die Wiener Blätter ankamen, sammelte sich in den Straßen um Jeden, der eine Zeitung hatte, eine Schaar von Zuhörern; wildfremde Menschen riefen einander auf der Straße wie einen Gruß zu: „Pereat Jirecek!“ Ich hatte eben eines Nachmittags — es war in den letzten Septembertagen, in der Herrengasse — mit einigem Behagen solche Kleinigkeiten studirt, als ich plötzlich einen eiligen Schritt hinter mir hörte und sich eine Hand vertraulich auf meine Schulter legte — der gute Martin.

Ich trat einen Schritt zurück und sah ihn etwas sonderbar an, aber dieser liebenswürdige Mensch wollte mich nicht verstehen. „Fürchte nichts für mich!“ sagte er unbefangen; „ich bin ganz legitim hier! Die Ausweisung ist längst zurück genommen, wir haben endlich, Gottlob, ein Ministerium, welches Recht und Gesetz hoch hält. Es thut mir wirklich leid, daß ich aus dem Staatsverbande ausgetreten bin, jetzt ist es wieder eine Freude, ein Oesterreicher zu sein, jetzt endlich wieder!“ Dann wendete er rasch die Rede auf Persönliches, brachte mir Grüße aus der Heimath, woher er eben kam, und köderte mich damit wirklich für eine Unterredung. Ich sprach ihm von jenem Feuilleton.

„Sand in die Augen!“ lachte er. „Uebrigens hätte die Sache bald einen tragischen Ausgang für mich gehabt. Meine vierzigtausend Seelen haben dem guten Nikita — übrigens wirklich ein Held, auf Ehre ein Held! — so gewaltig in die Augen gestochen, daß er mich am Hofe behalten und mit einer Nichte verheirathen wollte. Du kannst Dir meine Verlegenheit denken! Nach Montenegro gehe ich auch nicht wieder, so herrlich das Land sonst ist!“ — „Wohin sonst?“ — „Nach Pest!“ — er lachte — „wenn auch auf starken Umwegen!“ — „Warum lachst Du so verschmitzt?“ — „Das wirst Du in einigen Tagen verstehen!“ versicherte er, wieder ganz ernsthaft. Dann erzählte er mir jene czechischen Geschichten. Wir waren dabei vor meiner Wohnung angelangt und er ging seiner Wege.

Einige Tage später hielt mich ein Kroate auf der Straße an und sprach mir von unserem Martin. Es war dies der Historiker Dr. F., ein guter Bekannter, mit dem ich trotz seines nationalen Fanatismus gern verkehrte, weil er eine grundehrliche Haut und ein gebildeter Mensch war. Dieser sanfte, scheue Gelehrte war seiner politischen Ueberzeugung nach ein Starcevicianer, also ein kroatischer Ultra, als solcher nicht blos ein Todfeind Ungarns, sondern auch der „Sonderbestrebungen“ der Serben und Slovenen — es gebe nur eine südslavische Nation: die Kroaten, versicherte

er, und historisch wie ethnographisch sei nur ein „Groß-Kroatien“ dort zur Existenz berechtigt.

„Welcher geniale Mensch!“ rief der ehrliche Mann begeistert, „obwohl ein Russe, ein Edelmann, ist er doch mit Leib und Seele uns Kroaten von der Starcevic-Partei ergeben!“ — „Ein Edelmann?“ — „Nun ja — Sie sind ja sein Gespiele auf dem Schlosse seiner Väter gewesen!“ Darauf schilderte ich dem Manne die Pracht dieses „Schlosses“ in Czortówka. Er wurde bleich; „wenn er in Allem so gelogen hat,“ murmelte er erschreckt und ging betrübt von dannen.

Acht Tage später las ich in den Zeitungen von dem „Aufstande von Rakovitza“. Der tolle Starcevic hatte mit einem Advokaten und einem Feldwebel von jenem Oertchen aus ein „Groß-Kroatien“ zu begründen versucht. Zwei Tage dauerte der Rummel. Einige hundert Grenzer waren durch Geld und Versprechungen aufgewiegelt, mit trefflichen Gewehren bewaffnet worden. Ihre Offiziere hatten sie gefangen genommen und zogen gegen Karlstadt. Da kam Mollinary von Ogulin angerückt und zersprengte sie. Ein kläglicher, wahnwitziger Putsch! In wessen Interesse es lag, einen Feuerbrand unter die ungarischen Slaven zu werfen und so die Magyaren zu lähmen, lag klar. In dem des Ministeriums Hohenwart nicht — eine so grelle Illustration für die Folgen seiner Politik konnte es

nicht brauchen. Der Putsch ward ja auch in der Folge ein Nagel zu seinem Sarge! Sicherlich kam die Aufmunterung aus einer Stadt, die weiter gegen Norden liegt, als Wien. Man grübelte damals viel darüber, woher die Aufrührer das viele Geld genommen. Unser Martin hätte es gewiß genau sagen können.

Nach Pest ist er damals nicht spaziert — mindestens auf jenem „Umwege" nicht. Aber Anderes muß ihm anderwärts geglückt sein. Ich schließe das aus seinem Aeußeren, als ich ihn zum letzten Male sah.

Es war dies im Mai 1877, im Speisesaale des Hotel Metropole. Ich erkannte ihn sofort, trotz der großen Eleganz seines äußeren Menschen, trotz der Verdienstmedaille, trotz des Stanislaus- und des Takova-Ordens. Er sah mich nicht und ich mochte ihn nicht ansprechen, auch aus Neugier nicht, ich sah ja, was er nun geworden: ein Spion höherer Sorte. Und wo er sich seine Lorbeeren geholt, sagte mir der Orden auf seiner Brust. Sah übrigens etwas verlebt aus, der theure Genosse meiner Kindheit. An seiner Seite saß ein junges Frauenzimmer, nicht übel, aber mit echt russischer Knollennase. Sie rauchte wie ein Dampfschlot und trank Liqueur, wie ein alter Wachtmeister. Offenbar eine barmherzige Schwester aus Moskau, die im serbischen Lager Werke der Menschenliebe verrichtet.

So — das ist Alles, was ich von Martin weiß. Vielleicht war es genug, um auch Anderen davon zu erzählen. Was in den zehn Jahren, die seit unserer letzten Begegnung liegen, aus dem talentvollen Menschen geworden ist, weiß ich nicht anzugeben. Weder er noch sein Name sind mir in all' der Zeit vor Augen gekommen. Möglich, daß ihn ein früher Tod ereilt, möglich, daß seine Verdienste nicht die gebührende Schätzung gefunden und er sich in untergeordneter Stellung um sein Adoptiv-Vaterland verdient machen muß, möglich, daß er inzwischen Gründe gefunden, seinen Namen zu wechseln. Nur eines ist unmöglich: ein anständiger Mensch mit ehrlichem Erwerb ist Martin der Rubel nicht geworden.





Die Literatur der Kleinrussen.





Mehr als ein anderes Culturvolk haben wir Deutsche fremde Literaturen übersetzt und gewürdigt, und wenn irgend wo, so ist in unserer Sprache der herrliche tiefe Gedanke einer Weltliteratur kein bloßer Traum mehr. Kein Traum, aber noch lange nicht schöne, lebendige Wirklichkeit. Viel Arbeit ist gethan, größere bleibt übrig. Noch fehlt mancher unsterbliche Dichter in unserem Pantheon und das ist schmerzlich, aber weit schmerzlicher ist, daß uns noch ganze Literaturen fehlen. Denn solche Lücken treffen nicht bloß den geistig Genießenden, der gerne „von West und Osten Zaubertränke kosten" will, sondern auch den Geschichtsschreiber der Cultur, ja der politischen Geschehnisse. Für stumme Völker sprechen ihre Dichter, und wo der Arm gebunden ist, da wird das Lied zur That. Und wäre dies Lied

auch etwa nur ein hilfloses Stammeln, gering an Wucht und Werth, arm an rein poetischer Kraft, es verdiente gehört zu werden in jenem Lande, welches „das Herz Europas“ ist. Aber noch fühlbarer wird der Entgang, wenn dies Lied voll und kräftig klingt, schön und herzbeweglich, wenn es — von allen andern Gründen abgesehen — auch um seiner selbst willen gekannt zu werden verdient.

Und das gilt von jener Literatur, auf welche hier hingewiesen werden soll. Das Volk ist stumm, aber aus den Liedern seiner Dichter klingt sein Leid und Schicksal — und diese Dichter sind Poeten von Gottes Gnaden, einer unter ihnen ein unsterblicher Genius. Ich meine die Literatur der Kleinrussen (auch „Ruthenen“ oder „Russinen“ genannt). Nur ihr Volkslied hat in Deutschland einige Beachtung gefunden, die Werke ihrer Dichter sind unbekannt geblieben. Vielleicht weiß hier und da ein Gebildeter, daß Taras Szewczenko ein Poet ist, den an Kraft und Tiefe der Begabung kein Dichter eines anderen slavischen Stammes übertrifft; aber das ist wohl auch Alles. Wir beschäftigen uns viel mit den Literaturen der Polen und Russen, und es ist recht so: sie sind unserer Mühen werth und werden es von Jahr zu Jahr mehr. Aber von jener Literatur, die zwischen beiden steht, wissen wir nichts. Das ist ein herbes, unverdientes Geschick; herb und unverdient, wie das gesammte Schicksal dieses unglücklichen Volkes.

Ehern liegt dieses dunkle Loos auf seinem Dasein; seit Jahrhunderten und wahrscheinlich für Jahrhunderte. Es kann sich nicht selbst erlösen, andere Erlöser sind fern. Zäh und geduldig erträgt es sein Geschick, von keiner Hoffnung erquickt, aber auf seinem Schmerzensgang mitleidig geleitet von dem Klagelied seiner Poeten . . . .

Man kann das Geschick der Kleinrussen nicht erwähnen, ohne seiner Dichter zu gedenken, denn wo fände es sich erschütternder, als in ihren Versen? Und ebenso wäre es unmöglich, diese Dichter zu charakterisiren, ohne des Fluches zu erwähnen, der ihr Volksthum getroffen. Nach beiden Richtungen hin seien hier Andeutungen gegeben, welche dem Leser des Westens zum mindesten das Wichtigste vermitteln sollen.

I.

„Unsere Helden sind todt, unser unvergleichlicher Ruhm begraben, aber noch lebt ein Unvergleichliches in unserer Mitte, größer, als bei allen Völkern der Erde: unser Unglück!" Dies bittere Wort eines ukrainischen Gelehrten ist ein Wahrwort. Das zahlreiche Volk der Kleinrussen, seßhaft von den Abhängen der Karpathen bis in die Steppenländer jenseits des Don, ist einst geistig regsam, politisch mächtig und voll kriegerischen Ruhms gewesen, wie kein anderer slavischer Stamm. Schon in jenen grauen Tagen, da sich die

ersten Spuren staatlichen Lebens auf dem Boden des heutigen Rußland gewahren lassen, galten sie als die Führer in Krieg und Frieden, und ihre ansehnlichste Stadt, Kiew, mindestens im nationalen Bewußtsein, als das Centrum Rußlands. Freilich gelang den Fürsten von Kiew die Aufrichtung eines Einheitsstaates nicht; jeder Gau behielt seinen eigenen Lenker, und durch innere Zwietracht, wie durch Erbtheilungen bildete sich sogar allmählig jene Masse von Theilfürstenthümern aus, mit der verglichen selbst die wirre Kleinstaaterei des mittelalterlichen Deutschlands leicht übersehbar erscheint, aber kam es überhaupt zu einer gemeinsamen Aktion, einem Eroberungs- oder Beutezug gegen Westen oder Süden, einem Vertheidigungskampfe gegen die von Osten her vordrängenden Mongolen, dann fiel den Kleinrussen die Hauptrolle zu.

Gleich unverkennbar ist ihr Uebergewicht auf geistigem Gebiete. Sie waren es, welche dem Norden und Osten das Christenthum überbrachten; in ihrer Mitte erblühte, unter dem sittigenden Einfluß der neuen Lehre, unter dem belebenden Hauch einer bewegten Geschichte, das Epos und die Annalistik; die kirchliche Rhetorik und die Legende traten bald hinzu. Das „Lied vom Heereszuge Igors“, die „Annalen“ des Nestor, das „Paterikon“ des Höhlenklosters, die Predigten des Kyrill von Turow sind kleinrussische Sprachdenkmäler, durch freie, frische Kraft und Naivetät ausgezeichnet.

„Das war,“ urtheilt Pypin, „in der äußeren Geschichte die Epoche kühner Thaten; auf dem Gebiete geistiger Cultur die Zeit lebhafter Thätigkeit, denkwürdige Anfänge der Literatur und poetischer Schöpfungen.“ Was der Süden erzeugte, nahm der Norden auf; seine ältesten Sprachdenkmäler sind durchweg nur Uebersetzungen der oben erwähnten Hauptwerke; an sich war er poetisch, wie politisch steril. Eine ähnliche Erscheinung, wenn auch nicht so scharf ausgeprägt, begegnet uns ja auch in demselben Abschnitt, dem XI. und XII. Jahrhundert, der deutschen Geschichte; hier wie dort ist es kaum auszudenken, wie viel reicher und harmonischer sich die Geschicke der Nation ausgestaltet hätten, wenn die Führung dauernd dem Süden verblieben wäre; hier wie dort fiel sie später naturgemäß an den mit fremden Volkselementen vermischten Norden. Weiter freilich ließe sich die Parallele nicht zwanglos durchführen, aber immerhin mag es den Leser, der den hier behandelten ethnographischen Verhältnissen ganz fremd gegenüber steht, halbwegs orientiren, wenn er den Gegensatz zwischen klein- und großrussischem Wesen ähnlich auffaßt, wie den zwischen süd- und norddeutscher Art, und in dem einen Punkte trifft sogar der Vergleich ganz zu, daß es auch hier dem sonst so viel reicher veranlagten Süden doch an dem Einen und Wichtigsten gebrach: an staatenbildender Kraft. Ueber einen gewissen Respekt im Frieden und die Herzogs-

würde im Kriege brachten es die Fürsten der Poljanen, deren Hauptstadt Kiew war, und deren Land damals einzig „Rus“ (Rußland) hieß, nicht hinaus. Ackerbauer und Krieger zugleich, von ungestümem Freiheitssinn erfüllt, widerstrebten die einzelnen Stämme jedem strengeren Zusammenschluß.

Darum unterlagen sie getrennt dem Erbfeind, dem sie vereint vielleicht widerstanden hätten. Mit ungeheurer Wucht brausten die Mongolen über Rußland hin, die Bewohner wurden zu Sklaven gemacht, der Boden verwüstet; auch Kiew sank — 1240 — in Schutt und Asche. Der Norden konnte sich wieder erholen, weil sich hier die verheerende Springfluth jäh verlief, wie sie gekommen; der reichere, fruchtbarere Süden aber lockte die Eroberer, wenn nicht zu bleibendem Wohnsitz, so doch zu häufiger Wiederkehr. So schloß um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die erste Epoche der kleinrussischen Geschichte, zugleich die einzige, in welcher sich das gesammte Volk der vollen Unabhängigkeit erfreute, und mit der Freiheit verendete auch zunächst alles geistige Streben unter den Hufen der Mongolenrosse. Ein gleich jähes und gänzliches Verstummen all der Stimmen, durch welche eine erwachende Nation spricht, läßt sich selten in der Geschichte nachweisen. Im Unglück vergangenen Glücks zu gedenken, mag — wenigstens nach dem Worte des großen Italieners — dem Einzelnen nur ein Quell

bitteren Schmerzes sein, einem Volke aber ist's immer auch ein Quell heilsamer Ermannung. Kein Wunder also, daß die Kleinrussen später so oft die Tage ihrer ersten vollen Unabhängigkeit heraufbeschworen und dies noch heute thun; kein Wunder, daß sie mit einer Art leidenschaftlicher Pietät an den Literaturdenkmalen jener grauen Zeit hängen. Sie thun Recht daran, denn es sind zugleich Beweise der Bildungsfähigkeit und poetischen Kraft ihres Stammes; kein anderes altslavisches Epos kann sich mit dem „Lied vom Heereszug Igors" messen, und einer Erscheinung, wie den „Annalen" des Nestor begegnen wir kaum irgendwo auf ähnlicher Bildungsstufe. Daß die Kleinrussen aber noch anderweitigen Grund zu eifersüchtiger Sorge um diese ehrwürdige Denkmale haben, soll später klar werden, wenn wir erzählen müssen, wie man ihnen diesen nationalen Schatz zu verfälschen und zu entwenden gesucht.

Die Katastrophe von 1240 bedeutete den Kleinrussen nicht blos den Untergang ihrer einzelnen, selbstständigen Staatswesen, sondern auch die Abscheidung von ihren großrussischen Vettern; von da ab sind der Süden und der Norden in Sprache und Cultur, in ihrer staatlichen und theilweise auch in ihrer religiösen Entwicklung durch fast vier Jahrhunderte getrennte Wege gegangen. Im Norden, wo die heimischen Fürstenthümer unter dem Anprall der Mongolen auf-

recht geblieben waren oder sich doch immer wieder aufzurichten vermochten, sobald dieser Anprall vorüber gegangen, vollzog sich allmählig eine politische und geistige Centralisation; Moskau und Nowgorod wurden nicht blos die Hauptorte mächtiger Großfürstenthümer, sondern auch — insbesondere das erstere — Stätten einer eigenthümlichen, freilich überaus beschränkten und früh erstarrten, aber doch immerhin nationalen Cultur; stetig vollzog sich die Assimilation der fremden, asiatischen Volkselemente im Norden und Osten, fast ebenso stetig die Entwicklung zum Einheitsstaate. Anders im Süden. Die Hauptmasse des Volkes unter fremder Herrschaft, im zähen Kampfe um Sprache, Glauben und Eigenart die besten Kräfte aufzehrend; nur einige Stämme — im Osten die Kosaken, im Westen die Galizier — ihre Freiheit länger behauptend, aber stets durch den Einfluß widriger Verhältnisse gehemmt und an gedeihlicher Entwicklung verhindert, bis auch sie dem Sklavenloose verfielen: so stellt sich das Geschick der Kleinrussen bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts in den allgemeinsten Umrissen dar. Wir wollen dasselbe nun, so weit es für die Zwecke der vorliegenden Darstellung nothwendig, näher in's Auge fassen.

Die mongolische Herrschaft währte kurz, die wilden Horden vermochten Reiche zu zertrümmern, nicht aufzubauen; kaum drei Menschenalter nach dem Sturze

Kiews begegnen wir neuen Eroberern auf dem verwüsteten Boden: um 1320 säuberte der Litauer-Herzog Gedimin diese Landschaften von den Mongolen und vereinigte Wolhynien und das Gebiet von Kiew mit seinem Reiche. Das Loos der Kleinrussen gestaltete sich unter der neuen Herrschaft zunächst nicht ungünstig. Gedimin, obwohl Heide, tolerirte den christlichen Glauben, seine Nachfolger wurden selbst griechisch-orthodoxe Christen. Auch standen die Unterjochten trotz des radikalen Einschnitts, den die Mongolenherrschaft in ihre geistige Entwicklung gemacht, doch noch immer auf höherer Culturstufe, als die neuen Eroberer; ihre Sprache, dieses nie trügende Zeugniß geistiger Trägheit oder Arbeitsamkeit einer Nation, war ausgebildeter als die litauische; sie wurde — wenn nicht in ganz Litauen — so doch innerhalb der kleinrussischen Grenzen die Staats- und Rechtssprache. Allmählig, wie sich die Halme nach dem Gewitter wieder aufrichten, wurden auch wieder geistige Bestrebungen sichtbar, die an die Kiewer Tradition anknüpften. Da aber vollzog sich ein politisches Ereigniß, welches für die Geschicke der Kleinrussen von verhängnißvollster Bedeutung werden sollte: die Vereinigung Litauens mit Polen. Je inniger sich die Verschmelzung beider Länder gestaltete, je mächtiger der polnische Einfluß anwuchs, bis endlich beide Staaten zu einem polnischen Einheitsstaat wurden, um so bitterer gestaltete sich die

Lage der Unterworfenen. Nicht blos um des uralten Erbhasses willen, der sich einst — vor der Mongolenzeit — in unzähligen Kämpfen entladen, noch mehr aus politischer Raison mußte den Polen der Bestand einer gesonderten kleinrussischen Nationalität innerhalb ihres sonst ziemlich homogenen Staates ein Dorn im Auge sein; der katholische Fanatismus gegen die Häretiker, die Furcht der aristokratischen Herren vor der altslavischen demokratischen Organisation der russinischen Bauernschaften — letzteres ein bisher kaum gewürdigter und doch sicherlich schwerwiegender Factor — traten als wichtige Motive hinzu. Und daher begann nun ein Kampf, wie er gleich hartnäckig und zielbewußt selten zwischen zwei Nationen geführt worden, ein grausamer Kampf der Mächtigen gegen die Wehrlosen, der gleichwohl nicht mit dem völligen Siege der Ersteren endete. Es ist hier nicht des Ortes, der einzelnen Stadien zu gedenken, wir begnügen uns, das Endresultat zu verzeichnen. Den Polen gelang viel: aus den freien Bauern wurden Unterthanen, dann allmählig sogar, freilich sehr langsam, geduldige Hörige; die vornehmen Kleinrussen schlossen sich dem herrschenden Stamme an und verschwägerten sich mit der polnischen Szlachta; die Gebiete des westlichen Kleinrußland wurden ihrer politischen Organisation nach polnische Woiewodschaften, welche sich endlich nur durch die Sprache und den Glauben der Bauern und Kleinbürger von den anderen

Gebieten der Respublica Polonia unterschieden. Aber auch diesen Unterschied und damit die Nationalität selbst hinwegzuräumen, gelang den Polen nicht. Die kleinrussische Sprache war zur Bauern- und Kirchensprache geworden, aber als solche erhielt sie sich; die Kleinbürger und Bauern waren zäh, die griechisch-orthodoxen Popen nicht minder. Die Polen verachteten diese lingua rustica, welche in Wahrheit das reinste und wohllautendste slavische Idiom ist; aber sie hätten ihr nur durch polnische Landschulen an's Leben greifen können, und Schulen für Hörige zu gründen, das stand dem Geiste jenes Zeitalters so fern, daß es nicht einmal als Mittel zum Zweck versucht wurde. Anderes aber entsprach seinem Geiste: gewaltsame Bekehrungen. Viele Greuel sind im Namen des Allerbarmers auf Erden begangen worden, selten größere als hier . . . Aus den Griechisch-Orthodoxen wurden, weniger durch das Missionskreuz des Jesuiten, als durch das Schwert des Woiewoden, wenn auch nicht überall, so doch in mehreren Landestheilen Griechisch-Unirte. Die Bauern fügten sich, die Popen gehorchten, aber die nationale Sprache mußte man auch nun ihrer Kirche lassen: römisch-katholisch wurden selbst diese „Bekehrten" nicht, geschweige denn die Anderen. Eine Nation von armen Handwerksleuten, von Hörigen und ihren Priestern, das wurden die Kleinrussen allmählig unter polnischer Herrschaft, aber eine Nation blieben sie doch . . . .

Schon daraus geht hervor, daß es hauptsächlich Waffen des Charakters waren, welche die Unterdrückten ihren Drängern entgegensetzten, Zähigkeit und Duldermuth. Aber auch an geistigen Waffen hat es nicht gefehlt und es gereicht sicherlich den Kleinrussen zur hohen Ehre, daß wir selbst in dieser so düsteren Epoche ihrer Geschichte von einer Art nationaler Literatur sprechen dürfen, „von einer eigenartigen und lebendigen Bewegung der Geister, die in vielen Zügen an die alte Zeit erinnert" (Pypin.) Selbstverständlich ging sie zunächst aus geistlichen Kreisen hervor, aber ihr Zweck war nicht blos, den Glauben, sondern in ihm und neben ihm auch das gefährdete Volksthum zu schützen. Während in Großrußland die mächtige, vom Staate geschützte und gehegte orthodoxe Kirche sich immer mehr zu ödem Formelkram versteinerte, empfand es hier die grausam verfolgte, von der Propaganda halb verdrängte Kirche naturgemäß als Lebensbedürfniß, so volksthümlich, als irgend möglich, zu bleiben. Daher trat hier an die Stelle des Altslavischen, weil es dem Volke unverständlich war, nicht blos in der Predigt, sondern auch vielfach im Ceremoniell die lebendige Volkssprache; daher begegnen wir hier um Jahrhunderte früher, als im Norden, den ersten Übersetzungen der heiligen Schriften; daher schlug hier die theologische Literatur einen derben, drastischen, durchaus praktischen Ton an, ihr Zweck war ja auch nicht

die gelehrte Darstellung der Dogmen oder Anregung zu mystischer Grübelei, sondern einzig die Bewahrung des gemeinen Manns, des Bauers und Kleinbürgers, vor den Einflüsterungen der Katholiken. Diese Literatur wollte stählen und trösten, wollte rasch und in den weitesten Kreisen wirken, und darum wählte sie auch nicht die Form von Folianten, sondern von Broschüren, von fliegenden Blättern, die oft neben einem derben Holzschnitt, der etwa einige Polen in der Hölle darstellte, nur kräftige Flüche gegen den Katholizismus und eine kurze, saftige Anpreisung des „alten, einzig-echten“ Glaubens enthielt. „Fürchtet euch nicht vor den Polen,“ ruft z. B. der derbste und populärste Schriftsteller dieser Zeit, Johann Wisznewski, seinen Landsleuten zu, „sondern fürchtet Euch vor dem Schöpfer der Polen, der ihre und eure Seelen in seiner Faust hält. Wisset, daß unsere slavische (Kirchen-) Sprache vor Gott geehrter ist, als die lateinische, aber das zu beweisen habe ich keinen Raum.“ Inhaltlich, wie in der äußeren Ausstattung erinnert dieser kampfslustige, theologisch-politische Flugschriftenschwarm lebhaft an die Broschüren-Literatur, wie sie zur selben Zeit, im XVI. Jahrhundert, die Ausbreitung des Protestantismus in Deutschland begleitete und förderte, auch fehlt es mindestens an einem geistigen Berührungspunkte zwischen Beiden nicht: dem Haß gegen das römische Papstthum. So mag es auch vielleicht nicht ganz ein

Zufall sein, daß die ersten Buchdruckereien auf kleinrussischem Boden von Deutschen gegründet wurden, welche im Geruche „Lutherischen Teufelsdienstes“ standen und auch deßhalb viel Unbill ertragen mußten; die Zahl der Officinen wuchs übrigens — der beste Beleg für die Lebhaftigkeit der ganzen Bewegung — dennoch rasch an; es gab deren bald mehr als zwanzig, darunter die meisten in ganz kleinen Städten, oder in Klöstern, wo sie sich der Beobachtung und Verfolgung des katholischen Klerus leichter entziehen konnten. An geistiger Regsamkeit übertraf damals überhaupt der geknechtete Süden den national selbstständigen Norden weitaus; aus der Zeit bis 1600 kennt man heute aus dem moskowitischen Rußland 16, aus Kleinrußland 67 Druckwerke.

Auch ein anderes Mittel, den Eifer für Glauben und Volksthum in die Masse zu tragen, bildete zuerst der Süden aus: das „Bratstwo“, die „Brüderschaft“, d. h. die enge soziale Vereinigung aller zu einem Kirchensprengel gehörigen Gläubigen, der als wichtigstes Recht das Patronat über ihre Kirche zustand. Wie die äußere Organisation und die Aufrichtung der kirchlichen Gemeinderechte nach deutschem Muster, dem Magdeburgischen Stadtrecht, erfolgte, ebenso läßt sich nicht bezweifeln, daß auch der leitende Gedanke aus dem protestantischen Deutschland herübergeflogen: die Organisirung der Laienschaft zum Zwecke kräftiger Ein-

flußnahme auf die Kirche. Während die „Brüderschaften" im Norden, wo sie gleichfalls allmählig Eingang fanden, niemals zu größerer Bedeutung gelangten, es sei denn für die Branntwein-Produktion, behielten jene des Südens eine ernstere und edlere Richtung; sie kneipten viel, aber sie schützten ihre Kirchen und gründeten zahlreiche Schulen; auch manche Druckerei dankt ihnen die Entstehung. Sie thaten dies, weil sie — wie dies ein gleichzeitiges Aktenstück ausdrückt — erkannten, „daß sie nie in solches Verderben (durch Polen und Jesuiten) gerathen wären, wenn schon ihre Väter das Wissen gepflegt hätten". Anfänglich nur für kirchlich-polemische Zwecke bestimmt, nahmen diese Anstalten bald eine populärere und weltliche Richtung; ihre Frucht war es, daß zahlreiche Bürger, auch einzelne Adelige ihrer Nationalität erhalten oder zurückgewonnen wurden. Unter den Letzteren wirkten die Fürsten Kurski, Obolenski und Ostroszski auch als Schriftsteller zu theologisch-politischen Zwecken; die meisten anderen Scribenten jener Zeit waren, wie erwähnt, Priester. Ihre Namen sind in viel späterer Zeit theilweise entdeckt und der Vergessenheit entrissen worden, denn es bedarf angesichts der politischen Verhältnisse kaum der Beifügung, daß die meisten Werke, und nun gar die Flugschriften anonym oder pseudonym erschienen. Seit die Polen durch die Union von Brest (1596) der gewaltsamen Katholisirung einzelner Landestheile gleich-

sam dem offiziellen Stempel aufgedrückt, wurde der Druck noch viel schlimmer, aber auch der Widerstand sofort energischer. Immer heftiger klang die Sprache der kirchlichen Schriften; Flugblätter und Broschüren historischen Inhalts, welche das Volk an seine Vergangenheit erinnerten, traten hinzu. Hingegen schwieg die Kunstpoesie fast völlig; was an Versen aus jener Zeit erhalten geblieben, sind einige wenige religiöse Lieder. Um so wilder, heißer und leidenschaftlicher rief das Volkslied zum Kampf gegen die Dränger auf.

Diese Stimmen sollten nicht wirkungslos verhallen: es kamen die Tage fürchterlicher Vergeltung, das polnische Joch ward wenigstens von einigen Provinzen abgeschüttelt; „Verderben erwuchs aus der blutigen Saat", wie es im Igorsliede heißt. Es ist meines Erachtens nicht zutreffend, den Einfluß der eben charakterisirten Tendenz-Literatur auf die späteren Ereignisse, wie dies z. B. auch Pypin und Kostomarow thun, allzuhoch anzuschlagen; der Werth des gedruckten Worts kann ja bei einem Volke, dessen Hauptmasse nicht lesen kann, naturgemäß nur ein beschränkter sein; immerhin muß dieser Literatur die Bedeutung gewahrt bleiben, das Nationalbewußtsein in den höheren Schichten wach erhalten, dieselben zu lebhafter Einwirkung auf die Masse angeregt, endlich aber den geistigen Zusammenhang zwischen den Unterjochten und ihren Be-

freiern gestärkt, ja leidenschaftlich belebt zu haben. Mehr nicht, aber auch dies ist nicht wenig.

Diese Befreiung nämlich vollzog sich zunächst nicht im Wege einer Revolution des gesammten Volkes, sondern durch das Eingreifen eines der kleinrussischen Stämme, welcher seine Freiheit, wie bereits erwähnt, weit länger bewahrt und nie so völlig verloren hatte, wie die übrigen, der Kosaken. Sie waren auch dann noch unbezwungen geblieben, als jener andere Stamm, von dem wir oben gleichfalls angedeutet, daß er auch unter mongolischer und litauischer Herrschaft seine Unabhängkeit bewahrt, der westliche, längst — bereits um die Mitte des XIV. Jahrhunderts — unter fremde Botmäßigkeit gekommen war, zuerst jene der Ungarn, dann (1387) die der Polen. Seither hatten die Bewohner von Halicz und Wlodimir (Galizien und Lodomirien) nicht blos das traurige Loos der anderen Stammesbrüder getheilt, sondern noch härteren Druck erlitten, schon wegen der näheren Nachbarschaft mit den rein polnischen Provinzen. Anders die Kosaken, und ihrer muß nun eingehender gedacht werden, nicht blos, weil ihr Eingreifen das äußere Loos der Nation bestimmte, sondern auch, weil Volks- und Kunstpoesie später in ihren Geschicken, ihrer Eigenart den vornehmlichsten Stoffkreis fand.

II.

Es war ein tapferes, kriegslustiges Volk gewesen, welches dem Anprall der mongolischen Horden erlegen war, und wenn sich auch die Mehrzahl dem Sklavenschicksal anbequemte und an der Scholle kleben blieb, so zogen doch Tausende und aber Tausende das Exil und die Freiheit vor. Sie wandten sich nach den fast unbewohnten Landschaften zwischen Dnjeper und Don und begannen von hier aus ihren wilden Guerilla-Krieg gegen die Unterdrücker, also anfangs gegen die Mongolen (Tartaren), dann gegen die Litauer und Polen. Wenn Bodenstedt — in seinem sonst sehr verdienstvollen Werkchen: „Die poetische Ukraine", einer Sammlung kleinrussischer Volkslieder — betont, daß „die Nothwendigkeit der Besiegten, ihr Leben durch die Flucht in entfernte Gegenden vor der Gewalt der Sieger zu wahren", die Ursache der Entstehung des Volks der Kosaken gewesen, und den „Trieb, sich zu rächen", nur als „das natürliche Resultat einer so mühevoll errungenen Sicherheit" gelten lassen will, so bleibt er für diese Behauptung den Beweis ganz schuldig und die Thatsachen scheinen mir durchaus gegen seine Auffassung zu sprechen. Selbst den Mongolen war in Südrußland, das sie dauernd beherrschen wollten, der lebendige Sklave, der ihnen das Feld baute, lieber als der todte; sie mordeten die Unterworfenen nicht,

geschweige denn, daß dies die Litauer thaten; die bloße Wahrung des Lebens konnte also nicht das Motiv zur Flucht sein, wobei ja ferner zu erwägen ist, daß dann die Geflüchteten nicht sofort eine Lebensführung gewählt hätten, die wahrlich keine „Sicherung" verbürgte: rastlose Kriegszüge in die alte Heimat, Tag um Tag Gefahr und Kampf! Auch waren es ja nicht ganze Sippen, nicht Männer mit Weib und Kind, welche in die Steppe flüchteten, sondern junge Männer, deren einzigen Besitz Pferd, Lanze und Schwert bildeten, so daß gerade im ersten Jahrhundert sich ihre Zahl hauptsächlich durch neuen Zuzug, nicht durch Geburten mehrte; manche Expedition hatte denn auch nicht nur Krieg und Raub, sondern vornehmlich die Erbeutung von Weibern zum Ziele. Wenn dieser ewig bedrohende und bedrohte, ankämpfende und bekämpfte Kriegerschwarm sich dennoch nicht allein behauptete, sondern auch allmählig zu furchtbarer Macht anschwoll, so muß der Grund hiefür keineswegs, wie dies das Volkslied und nach ihm die nationalen Historiker mit fast gleicher Naivetät thun, einzig in der Heldenhaftigkeit des Volkscharakters gesucht worden; auch Polen, Litauer und Großrussen waren keine feigen und unkriegerischen Nationen. Hier wirkten eine ganze Reihe von Ursachen zusammen: die Lage und Beschaffenheit des gewählten Asyls, welches durch die Stromschnellen und Felsenhänge des Dnjeper, wie durch die Wüstheit der

nächst angrenzenden Gebiete gleichsam eine natürliche Festung bildete; der rasche und gewaltige Zuzug, den die ersten Flüchtlinge aus den Reihen der in der Heimath verbliebenen Volksgenossen in Folge der steigenden fremden Tyrannei erhielten; ferner die politischen und Cultur-Verhältnisse der benachbarten Völker. Innere Wirren und Verfolgungen, barbarische Zustände, Raub- und Abenteuerlust führten den Kosaken zahllose Genossen fremder Stämme, Tartaren, Moskowiter, selbst Polen nnd Litauer zu; auch vereinigten diese benachbarten Völker, durch bittersten Hader unter einander getrennt, niemals ihre Macht, um das gefürchtete Krieger- und Räubernest in der Steppe auszuheben; im Gegentheil, zogen die Kosaken gegen polnisches Gebiet, so waren sie der heimlichen oder offenen Unterstützung von Seiten der tartarischen Chane oder der moskowitischen Czaren gewiß, und umgekehrt. Es ist eine Schwäche nationaler Historiker, den Mischlings-Charakter des Kosakenstamms zwar nicht zu leugnen — das wäre angesichts der zahllosen Thatsachen, die ihn erhärten, unmöglich — aber nach Kräften zu ignoriren; fehlt es doch sogar an Stimmen nicht, welche ihn als den reinblütigsten Slavenstamm rühmen und seine Organisation als Muster altslavischer Kriegsverfassung! Im Gegensatz hiezu muß hervorgehoben werden, daß diese Organisation eine höchst merkwürdige Mischung slavischen Gemeinde- und asiatischen Horden-

wesens war; daß sich insbesondere die ungeheure Autorität des freigewählten Hetmans im Felde — ein Zug, der die großen Erfolge der Kosaken mit erklärt — auf das Vorbild asiatischer Chane, die Wirkung des fremden Blutes zurückführen läßt, ähnlich, wie die nördlichen Russenstämme erst durch die skandinavischen Waräger, die Balkanslaven durch die finnischen Bulgaren zu starkem Zusammenschluß gelangten. Unbedingt zuzugeben aber ist, daß sich diese fremden Elemente, so zahlreich sie gewesen sein mögen, gleichwohl dem Hauptstamme vollständig assimilirten, daß die Kosaken nach Sprache, Glauben und Volksbewußtsein stets ein einheitliches Volk darstellten: Kleinrussen griechisch-orthodoxen Bekenntnisses.

Daher blieb denn auch ihr Zusammenhang mit der geknechteten Hauptmasse des Volkes stets aufrecht, aber er gestaltete sich erst dann wieder innig und lebendig, als sie auch das Loos der Andern theilten. Wie die Kosaken allmählig unter polnische Botmäßigkeit geriethen, darf hier, wo uns die politischen Entwicklungen nur so weit interessiren, als sie die geistigen mitbestimmen, blos kurz angedeutet werden. Aus einer Rächerschaar waren die Kosaken allmählig die echten Landsknechte des Ostens geworden, sie zogen mit den Walachen gegen die Tartaren, den Ungarn gegen die Walachen, dann im Frühling mit den Russen gegen die Polen, im Herbste mit den Polen gegen die

Russen. Daß sie es waren, die in den Kämpfen dieser beiden großen Nationen um den Besitz der ungeheuren Ebenen zwischen Europa und Asien — das eigentliche „Halb-Asien“ — entschieden, wird im Volkslied bald als Glück gerühmt, bald als Unglück beklagt; auch die erstere Auffassung läßt sich anscheinend rechtfertigen — das Kriegshandwerk wurde bis zur Virtuosität ausgebildet und brachte Wohlstand in die Steppe — in Wahrheit war dieses Miethlingssystem nur verhängnißvoll. Für eine fremde Sache verspritzte der Stamm sein bestes Blut und sank an Zahl und Kraft, wie an moralischer Würde; aus dem gemietheten Söldner mußte allmählig ein Vasall werden. Die Hetmane der Kosaken huldigten dem Polenkönig, schon im XVI. Jahrhundert reichte die Herrschaft der Polen bis in die Steppen des Don; nicht fremde Macht, sondern der Mißbrauch der eigenen Kraft hatte dies verschuldet. Auffällig erscheint es nur, daß die Kosaken nicht an das glaubensverwandte Rußland, sondern das katholische Polen fielen, aber auch dies erklärt sich durch die größeren Geldmittel und die schlauere Politik der Krakauer Regierung, endlich durch die ausgiebigen Proben der „moscovitica fides“, welche die Kosaken seitens der Großrussen erhalten hatten. Übrigens waren die Polen auch darin vorsichtig genug, die Unterworfenen das Joch nicht allzuschwer fühlen zu lassen; bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts blieb

den Kosaken die Selbstverwaltung und die Glaubensfreiheit gewahrt, und so lange sie sich derselben erfreuten, bewegte sich auch ihre Intervention zu Gunsten der westlichen Stammesbrüder in engen und friedlichen Bahnen: die Hetmane veranlaßten, daß ein vertriebener Bischof wieder eingesetzt, eine geschlossene Kirche geöffnet wurde; gemaßregelte Priester fanden bei ihnen Schutz. Es war eine Art unoffiziellen, friedlich vermittelnden, nie drohend auftretenden Patronats, etwa jener Fürsorge vergleichbar, welche die österreichische Regierung vor der Occupation Bosniens für die dortigen Katholiken erwies.

Dies wurde seit der Brester Union anders. Im Westen steigerte sich die Drangsal, im Osten begann sie. Hier wie dort durchzogen Jesuiten, von Bewaffneten geleitet, das Land, schloßen die Kirchen, vertrieben die Popen, und machte jede Gemeinde, welche sich nicht fügen wollte, mit Feuer und Schwert katholisch. Aber während sich im Westen blos die Erbitterung mehrte, griffen die Kosaken sofort zu den Waffen. Ein Kürschnerssohn aus Ostrog, Nalewajko, der durch Seeräuberei gegen die Türken zu Reichthum und Ansehen gekommen, stellte sich mit einem andern Hetman, Laboda, an die Spitze der Empörer, und mit unglaublicher Raschheit, wie etwa ein einziger Feuerbrand oft die ganze ungeheure Steppe in Flammen setzt, loderte es vom Don bis nach Wolhynien hinein

in furchtbarer Entrüstung und Rachegier auf; keines katholischen Priesters, keines Adeligen Leben wurde geschont. So jäh der Aufruhr sich erhoben, so langsam und mühevoll ward er erstickt (1598). Die Polen mußten ihre beste Kraft daran wenden, aber zur Mäßigung bewog sie auch diese Erfahrung nicht. Furchtbarer, als die Gräuel der Empörer, waren jene der Sieger, und gleich darauf begann wieder das „Katholisch-Machen", welches Wort — bezeichnend genug — noch heute unter den Kleinrussen dieselbe Bedeutung hat, wie in jenen österreichischen Gebirgsthälern, wo einst die Pallasche der Ferdinandeischen Dragoner die Gegen-Reformation besorgten. Von da ab, durch mehr als 50 Jahre, bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts lastete auf dem gesammten Volke von den Abhängen der Karpathen bis in die Wolga-Steppe dieselbe Tyrannei und wühlte in den Gemüthern dieselbe Empörung; als Boten flogen von West gegen Ost, von Ost gegen West dieselben Volkslieder gegen die verhaßten „Ljachen" (Polen) und weckten in Jedes Brust die gleiche wilde, stürmische Empfindung. An herber Kraft, an heißem Gefühl, wie an poetischem Werthe dürfen sich diese Lieder den Kampf- und Racheliedern des Westens, z. B. der Schotten, ebenbürtig an die Seite stellen. Da ruft der Rabe durch die Steppe, ob nicht bald der Kosake komme, um ihnen ihr Mahl aus Polenleibern zu bereiten; da erzählt ein Lied, wie

der Pole dem Priester auf den Bart gespieen und den Altar entweiht; ein drittes gedenkt der einstigen Siege der Kosaken über die Polen und frägt, ob den Enkeln der Sieger aller Muth entwichen; ein viertes — eine Perle der Volkspoesie — berichtet, wie die Polen „Schön-Ännchen“ auf dem Markte zu Kiew zu Grunde gerichtet, ein fünftes feiert die Thaten Nalewajko's und Laboda's. Die beiden „Rächer“ fanden bald zahlreiche Nachahmer. Immer wieder lohte während dieser furchtbaren fünf Jahrzehnte die Flamme der Empörung auf, immer wieder ward sie auf's grausamste erstickt, aber jede folgende übertraf die früheren an Verbreitung, und jene unter Taras Triassylo und Pawliuk (1630) beschäftigte die Polen durch sieben Jahre; erst die Schlacht bei Dorowitza (16. Dezember 1637) in welcher 6000 Kosaken fielen, gab dem Lande die Ruhe wieder. Auch sie sollte nicht lange währen; was diesem zertretenen und sich immer wieder zum Verzweiflungskampfe emporreckenden Volke bis dahin gefehlt: ein hochbegabter, auch politisch geschulter Führer, das war ihm in Bogdan Chmelnicki erwachsen. Der Mann ist unzweifelhaft die gewaltigste Gestalt der kleinrussischen Geschichte. Kosake von Geburt, in der Schule der Kiewer „Brüderschaft“ zu glühendem Patriotismus und fanatischer Anhänglichkeit an den Vaterglauben erzogen, dabei durch Energie und Talent im Besitz einer für seine Zeit und sein Volk ganz ungewöhn-

lichen Bildung, that er sich in polnischen Kriegsdiensten gegen die Türken so sehr hervor, daß ihn König Wladislaus IV. mit seinem besonderen Vertrauen beehrte. Aber die Hoffnung, durch seinen Einfluß auf den König das Loos seiner Volksgenossen zu bessern, täuschte ihn; vom König seiner „verbrecherischen Gesinnung" wegen verstoßen, rettete er sein Leben vor den Nachstellungen der Magnaten nur durch die Flucht auf eine öde Insel im Dnjeper; von hier aus bewog er die Kosaken zu einem neuen Aufruhr. Klar erkennend, daß sich das geschwächte Volk aus eigener Kraft unmöglich befreien könne, schloß er gleichzeitig ein Bündniß mit den Tartaren, schlug mit deren Hilfe die Polen, wo er sie fand, brachte ganz Südrußland unter seine Botmäßigkeit und dictirte den Polen (1649) den Frieden von Zborow: die Kosaken wurden als freies Volk anerkannt, den anderen Kleinrussen Schutz des Glaubens und der Nationalität zugesichert. Es war ein Erfolg, wie ihn das unglückliche Volk kaum je zu erhoffen gewagt: seine Leidensgeschichte schien für immer abgeschlossen.

Aber der Friede von Zborow bedeutet keinen Wendepunkt der kleinrussischen Geschichte, nur eine lichte Episode in dem tiefen Düster. Der Nachfolger Wladislaus IV., Johann Casimir, der aus einem Jesuiten ein König geworden, hielt sein königliches Wort wie ein Jesuit: im Westen begann die Verfolgung von

neuem, gegen die Kosaken ward ein Heer zusammengezogen. Wieder griff Chmelnicki zum Schwerte, warb diesmal die Pforte zum Bundesgenossen und schlug mit ihrer Hülfe die Polen abermals so gründlich, daß Casimir den Vertrag von Zborow neuerdings bestätigte und beschwor. Dies hinderte ihn nicht, denselben im nächsten Jahre abermals zu brechen; insbesondere ward nun das Loos der Bauern im Kiewer Gebiet ein so furchtbares, daß sie sich zum Verzweiflungskampf erhoben. Wieder eilte ihnen Chmelnicki zu Hülfe und schlug mit Hülfe der Tartaren die Polen zum dritten Male. Bis tief nach Litauen hinein streiften bereits seine Schaaren, als es Kasimir durch ungeheure Geldopfer gelang, den Tartarenchan von Chmelnicki zu trennen. Von seinen Bundesgenossen verlassen und seines Volkes sicheren Untergang vor Augen, wählte Chmelnicki den einzigen Ausweg, der ihm noch blieb: er stellte sein Volk durch den Vertrag von Perejaslaw (1654) unter moskowitischen Schutz. In demselben sicherte Czar Alexei Michailowitsch den Kleinrussen volle Freiheit und das Recht nationaler Selbstverwaltung zu; der Gegenpreis war Anerkennung der Souveränetät des Czaren und Verpflichtung zur Heerfolge im Kriege. Von großrussischen Historikern wird auf diesen Vertrag ein ungemeines Gewicht gelegt, weil er „die friedliche Wiedervereinigung des Südens mit dem Norden“ bedeute und als Beweis gelten müsse, daß

sich die Kleinrussen freiwillig und aus natürlicher Sympathie ihren großrussischen Brüdern angeschlossen. In Wahrheit kann hier von freiem Willen nicht die Rede sein; es war ein Schritt, zu dem die äußerste Noth zwang; zweifelhaft kann es bloß sein, ob Bogdan Chmelnicki sich darüber klar war, daß die Glaubenseinheit der einzige Vorzug der russischen Herrschaft sein könne, daß an Schonung der Freiheit und der Nationalität seitens des tyrannischen, mit brutaler Kraft seinen Einheitsstaat gestaltenden Hauses Romanow ebensowenig zu denken sei, als seitens des Jesuiten auf dem Polenthron, oder ob er dies doch für möglich erachtete. Jedenfalls hielt der „große Hetman" den Vertrag ehrlich ein, ja er ist als ein Opfer seiner Vertragstreue gestorben; der Sultan ließ ihn, weil er ein Bündniß gegen seinen neuen Lehensherrn abgelehnt, 1657 vergiften; so bestimmte ihn auch sein Tod dem Loose, welches er sich durch sein Leben verdient: als Volksheld unsterblich in den Liedern seiner Nation fortzuleben. Ob sein Sohn und Nachfolger Georg derselben Gesinnung gewesen und die Fühlung mit Türken und Polen erst dann gesucht, als der Czar an die zugesicherte Selbstverwaltung der Kosaken getastet, ob im Gegentheil Georg zuerst den Vertrag gebrochen — diese Frage mag den Spezialhistoriker beschäftigen; gewiß ist, daß der Moskowitismus höchstens einer Veranlassung, aber keineswegs eines Grundes für sein Streben

bedurfte, den Kosaken, trotz aller Verträge und Zusagen, ihre Sonderstellung zu nehmen. Georg endete in Dunkel und Elend; sein nomineller Nachfolger in der Hetmanswürde, Iwan Samailowicz, war in Wahrheit bereits ein Statthalter des Czaren. Als daher der 1667 zwischen Polen und Rußland abgeschlossene Friede zu Andrussowo dem Vertrag von Perejaslaw nur zum Theil staatsrechtliche Gültigkeit gab — Kleinrußland bis an den Dnjeper verblieb den Polen und Kiew kam erst 1686 definitiv an Rußland — da konnte die politische Theilung der Nation nicht von vornherein und an sich als ein Unglück erscheinen; der größere Theil hatte den Zwingherrn gewechselt, der kleinere war unter die alte Herrschaft zurückgekehrt; es konnte sich nur darum handeln, wessen Joch sanfter zu tragen war.

Faßt man dieses politische Resultat eines jahrzehntelangen, mit der Kraft und Wucht der Verzweiflung geführten Befreiungskampfes ins Auge, so muß es als ein geringfügiges erscheinen und könnte den Trugschluß ermöglichen, daß die Bedeutung der Epoche Chmelnicki's für das Geistes- und Empfindungsleben der Nation gleichfalls keine große gewesen. In Wahrheit aber war diese Bedeutung eine ungemeine und in den Folgen kaum abschätzbar. Wie viel Schweres ihnen auch von 1660 ab dies- und jenseits des Dnjeper zu tragen auferlegt war — den Kleinrussen blieb doch das Bewußtsein lebendig, daß sie seit vier Jahrhunderten

zum ersten Mal wieder für eine Spanne Zeit, völlig aus eigener Kraft, unter einem selbst erkorenen Führer, als eine freie und einige Nation dagestanden, welche sich dann durch einen Staatsvertrag einem glaubensverwandten Volke nicht unterworfen, sondern angeschlossen; mit Recht schrieben sie alles Gute und Gewaltige jener Epoche sich selbst, nicht ganz mit Unrecht das Scheitern ihrer politischen Pläne den Moskowitern zu, welche den Vertrag von Perejaslaw auch insofern nicht eingehalten, als sie das westliche Kleinrußland schließlich doch den Polen gelassen. Dieses Gefühl fand gleichsam seine Personification in der Gestalt Chmelnicki's, sie ward zum Symbol, wie deren die große Masse ja stets bedarf; nicht jeder Hörige konnte sich als Kleinrusse fühlen, als Landsman des „großen Hetmans" fühlte sich Jeder. Ein Volk stirbt nicht so leicht, namentlich wenn es von so großer natürlicher Begabung, so ungemeiner Zähigkeit ist wie die Kleinrussen, und darum ist die in jüngster Zeit oft von ukrainischen Geschichtschreibern ausgesprochene Behauptung, daß ihre Nation ohne diese Kämpfe unrettbar verloren gewesen wäre, gewiß nicht unbedingt zu unterschreiben. Aber das mächtigste Mittel zu ihrer Entfaltung waren sie sicherlich. Die Erinnerung an die glorreiche Zeit half den dumpfen Druck der folgenden Epoche überwinden. Und eben so groß war der directe Einfluß dieser Kämpfe auf die dichterischen und wissen-

schaftlichen Strebungen der Nation; sie wurden nicht blos zu einer unerschöpflichen Stoffquelle des Volkslieds, sondern weckten auch Kunstpoesie und Geschichtsschreibung zu neuem Leben.

Nationale Historiker pflegen diese Epoche als die „zweite Blüthezeit" der kleinrussischen Literatur zu charakterisiren, zu welcher jener theologisch-politische Flugschriftenschwarm der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gleichsam das Präludium gebildet, und es fehlt an Stimmen nicht, die sie jener ersten Blüthezeit, welcher Literaturdenkmäler von dem Range des Igorsliedes und der Annalen des Nestor entstammen, ebenbürtig an die Seite stellen. Das sind Ueberschätzungen, welche die unbefangene Prüfung verzeihlich finden, jedoch nicht unterschreiben kann. Aber bemerkenswerth ist diese Literatur immerhin, durch ihren Reichthum und durch ihren Inhalt, und sie verdient um so höhere Beachtung, als sie ausschließlich der eigenen Kraft eines armen, unterdrückten Volkes ihr Dasein verdankt und von der Staatsgewalt in Polen und Rußland — wie wir später verfolgen werden — theils mißgünstig angesehen, theils offen bekämpft wurde.

Es war naturgemäß, daß vor Allem die Geschichtsschreibung erwachte, weil es als Bedürfniß empfunden wurde, das Große, welches die Nation erlebt, im Worte festzuhalten. Dies geschah sowohl in kurzgefaßten Annalen, wie in Memoiren von Augenzeugen, welche viel-

fach einen hohen Schwung aufweisen, so die Chronik des Samuel Weliczko, welche Chmelnicki als den Moses feiert, der die Kleinrussen aus der polnischen Herrschaft herausgeführt. Auch an Ansätzen zur wirklichen Geschichtsschreibung fehlt es nicht; der werthvollste Versuch dieser Art, die „Synopsis“ des Ukrainers Innocenz Gizel (1674), wurde in der Folge, für großrussische Zwecke übersetzt und bearbeitet, im XVIII. Jahrhundert das populärste russische Lehrbuch der Geschichte. Zum größten Teil nicht zu gelehrten, sondern zu praktischen Zwecken bestimmt, sind diese Werke in der kleinrussischen Volkssprache geschrieben; natürlich ist der Einfluß jener ausgebildeten Literatursprache, welche diesen Autoren daneben geläufig war, des Kirchenslavischen, unverkennbar; auch dem Polnischen wird Einiges entlehnt. Wie die Geschichtsschreibung ganz, so steht die Theologie zum guten Theil noch immer im Dienste des nationalen Gedankens, daneben läßt sich — im Gegensatze zu der Trägheit und Unwissenheit des großrussischen Mönchthums — ein gewisses wissenschaftliches Streben erkennen; allerdings macht es einen seltsamen Eindruck, daß diese Autoren am Ausgang des XVII. Jahrhunderts die Scholastiker des Mittelalters eifrig studieren und widerlegen, es sind dies eben die Waffen ihrer Gegner, der polnischen Jesuiten, welche nun erst näher geprüft werden. Ueberhaupt läßt sich nicht verkennen, wie viel die fortwährende, wenn

auch feindselige Berührung mit der polnisch-lateinischen Bildung den Kleinrussen an Wissen und Erweiterung ihres Horizontes zugeführt: als das Wichtigste sei nur die Kenntniß der klassischen Sprachen und ihrer Literatur hervorgehoben. Was die Poesie betrifft, so werden wir das einzig mächtige und wahrhaft erfreuliche Erzeugniß des Volksgeistes dieser Epoche, das Volkslied, später betrachten, die Kunstdichtung ist wenig bedeutend, aber interessant.

Lieder, welche zum Singen, oder, wie die epischen „Dumen", zur Recitation bestimmt sind, werden niemals gedruckt, ja nicht einmal aufgeschrieben. Das fällt auch jenen Dichtern nicht bei, welche des Schreibens mächtig sind. Neben der täppisch-hoffärtigen Ansicht, daß „derlei gar nicht der Tinte werth sei," wirkt auch die tiefere mit: „Solche Lieder gehören Allen". Die Erzeugung eines Liedes in jener Sprache und Tonart, welche der Volksgeist geschaffen, begründet kein geistiges Eigenthum des Einzelnen. Wer also mit der Feder in der Hand dichtet, fühlt sich von vornherein im Gegensatz zur volksthümlichen Tonart; er will kein „Kobsar" (Sänger) sein, sondern ein „Gelehrter". Es sind zumeist Dichtungen religiösen, ja theologischen Inhalts oder Dedications-Gedichte an mächtige Kirchenfürsten und Bojaren, viele von gewaltiger, einzelne, so das Loblied des Johannes Maksimowicz auf die Jungfrau Maria, von abstruser Länge (25,000 Verse!).

Aber nicht blos in Stoff, Ausdehnung und Tonart unterscheiden sich diese Werke von der Volksdichtung, sondern auch in der Sprache, welche polnische, altslavische, lateinische Wendungen aufweist; im Metrum, welches an die Stelle der freien gereimten Rhythmen des Volkslieds nach französisch-polnischem Muster die Silbenzählung setzt, endlich sogar im Namen, welcher gleichfalls durch Vermittlung des Polnischen dem Lateinischen entlehnt ist: „Wirszy" (Versus). Mit Recht bemerkt Pypin, daß sich die Massenhaftigkeit dieser Erzeugnisse daraus erklärt, weil sie nachgerade eine „Gewohnheit der geistlichen Seminaristen" geworden, aber ebenso zutreffend ist der Hinweis dieses trefflichen Literaturhistorikers, welcher, Großrusse von Geburt und Ueberzeugung, gleichwohl den Kleinrussen vollkommen gerecht geworden, daß diese Versübungen immerhin ein Zeichen geistiger Regsamkeit sind in einer Zeit, in welcher im Czarenreich niemand freiwillig eine Feder anrührte. Auch bricht in vielen dieser „Wirszy" die natürliche Begabung und das Nationalgefühl siegreich durch; mehrere Kirchenlieder nähern sich so glücklich dem Volkston, daß sie später zu Volksliedern wurden; auch fehlt es nicht an Hymnen auf die Großthaten Chmelnicki's und anderer Hetmane; daß sie Söhne eines Volkes sind, welches sein geistiges Sonderleben vertheidigt, sein politisches Sonderleben fordert, vergessen auch diese Dichter nicht, betonen es vielmehr

bei allen möglichen, ja unmöglichen Gelegenheiten, z. B. beim Lobe der Dreieinigkeit. Aehnlich wie um diese epischen und lyrischen Produkte, steht es um das Drama; es entwickelt sich nach scholastischem Vorbild aus den geistlichen Spiel und ist anfangs nur eine Uebersetzung der katholisch-lateinischen Mysterien ins Kleinrussische und Orthodoxe, dann folgen Original-Stücke desselben Stoffkreises (von Polocki, Rostowski u. A.), bis sich endlich ein anonymer Dichter findet, welcher kühnen Griffs den nationalen Stoff auf die Bühne bringt: die Gestalt des Chmelnicki, und nicht blos einen großen Erfolg erzielt, sondern auch Schule macht. Seither spielen selbst in den biblischen oder Heiligen-Dramen die Interludien, welche Kleinrussisches darstellen, eine immer größere Rolle, die Auffassung ist eine drastisch-naive und tendenziös gefärbt. Der Kleinrusse erscheint als edler Mensch, der Großrusse als roher Patron; sehr schlecht kommt der Jude weg, am schlechtesten aber der Pole. Die Aufführungen, von Schulen und Bruderschaften veranstaltet, fanden großen Zulauf. Man sieht, wie diese Literatur selbst in ihren gelehrten Ausläufern immer wieder zum Volksthümlichen, zur praktisch polemischen Tendenz zurücklenkte.

Fragen wir nun, welchem Staate diese Literatur vornehmlich angehört, so wird die Antwort vielleicht zunächst befremdlich klingen, daß sie sich unter der

Herrschaft des katholischen Erbfeinds viel kräftiger entwickelte, als unter jener des rechtgläubigen Befreiers, daß die Wohnsitze der meisten Autoren und die wichtigsten Druckorte in den polnisch gebliebenen Theilen Kleinrußlands zu finden sind. Dies ist charakteristisch für die politischen Schicksale der Nation überhaupt.

III.

Die Kunst zu lernen und zu vergessen, hat keine Nation in geringerem Grade verstanden, als die Polen. Dies gilt auch von dem letzten Jahrhundert ihrer Selbstständigkeit und ihrem Verhältniß zu den Kleinrussen in der Zeit von 1686 bis 1795, während welcher Jahre sie diese Unterthanen successive verloren, zum größten Theil an Rußland, zum kleineren an Oesterreich. Die Tendenz der Entnationalisirung und Katholisirung blieb dieselbe und wurde in Thaten umgesetzt, wo und wie es anging, aber wenn auch der Wille ungeschwächt fortwirkte, so zwangen doch die Verhältnisse zu einer theilweisen Aenderung der inneren Politik. Der hinsiechende Staat hatte mit der inneren Zwietracht und den äußeren Gefahren so viel zu schaffen, daß ihm für gewaltsame Bekehrungen die Kraft fehlte; auch hatte man die „Bauern-Revolten" — nur als solche ließen und lassen noch heute die polnischen Historiker die Kämpfe Chmelnicki's, seiner Vorgänger und Nachfolger gelten, um den nationalen Charakter

derselben nicht eingestehen zu müssen — fürchten gelernt und ein noch weitaus kräftigerer Zügel war die Angst vor der Einmischung Rußlands, welches stets auf dem Sprunge stand, den bedrohten Glaubensbrüdern beizustehen, als Mittel zum Zweck, Polen zu seinem Vasallenstaat zu machen. Mit Muth und Energie die letzte Consequenz dieser Verhältnisse zu ziehen, aus der Noth eine Tugend zu machen, den Dissidenten volle Glaubens- und Sprachenfreiheit zu gewähren und dadurch nicht blos dem gierigen Nachbar die Handhabe zur Einmischung zu entziehen, sondern auch die Sympathie aller Kleinrussen, selbst jener im Czarenreich, sich zuzuwenden — zu all dem reichte die politische Einsicht, die moralische Kraft der „Respublica Polonia" und ihrer Schattenkönige nicht aus; man begnügte sich mit halben und zweideutigen Mitteln und statuirte das Curiosum, daß derselbe Staat dieselbe Nationalität je nach dem Wohnort ein Jahrhundert hindurch verschieden behandelte. In Galizien, Podolien, Wolhynien, kurz in allen von Rußland fernliegenden Wojewodschaften wurde der alte Druck consequent fortgeübt, nicht blos durch Mittel der Gewalt, sondern auch der Intelligenz und der Bestechung, und hier gelang es denn der polnisch-jesuitischen Propaganda wirklich, im Laufe der Jahre auch den Bürgerstand und die höhere Geistlichkeit für sich zu gewinnen, so daß die kleinrussische Bevölkerung

Galiziens, als das Land an Oesterreich fiel, thatsächlich nur, wie der polnische Spottreim besagte, aus „pop“ und „chlop“ (Priester und Bauer) bestand, in welchen das Nationalgefühl nur noch gleichsam instinktiv fortlebte. Anders in den an Rußland grenzenden Landestheilen, wo es galt, jeden Anlaß zur Einmischung fernzuhalten, ja sogar, wenn möglich, bei den unter russische Herrschaft gerathenen Kleinrussen moralische Eroberungen zu machen. Hier war die Praxis eine gelinde; hier kam keine offene Gewaltthat in größerem Stile vor; ja zuweilen wurden die „Ketzer“ sogar mit großer Ostentation, allerdings nur in kleinen Dingen, begünstigt. Die neuerdings aufgesprossene Literatur mußte den Polen naturgemäß ein Dorn im Auge sein, aber man ließ sie, einige kleinliche und zaghafte Hinderungen abgerechnet, gewähren. Freilich konnte diese Diplomatie der Schwäche nicht mehr nützen; die Kleinrussen hielten an ihren Gesinnungen fest; der Pole war nun einmal der papistische Erbfeind, von dem nur Schlimmes kommen konnte. Und eben darum kam so wenig Schlimmes von ihm. Nur an den Abhängen der Karpathen eine theilweise Abtödtung des nationalen Lebens, in den anderen Landestheilen ein Aufschwung desselben — dies das Facit des letzten Jahrhunderts polnischer Herrschaft.

Anders und schlimmer gestalteten sich die Schicksale jenes größeren Theils der Nation, welcher an

Rußland gefallen. Hier waltete ein starkes, ja eisernes Regiment; hier waren Herrscher und Beherrschte durch denselben Glauben verbunden und die letzteren nicht von vornherein mißtrauisch. Die moskowitische Politik gegen Kleinrußland, eine Politik voll größter Consequenz und Rücksichtslosigkeit, läßt sich moralisch unmöglich rechtfertigen; begreiflich wird sie nur, wenn man sich die Motive klar zu machen sucht: weitaus stärker als der nationale Fanatismus, welcher die Unterdrückung und Assimilirung des schwächeren Bruderstamms als Selbstzweck anstrebte, wirkte die Tendenz, den unruhigen, der Botmäßigkeit entwöhnten, von den kriegerischen Traditionen der Befreiungskämpfe erfüllten Stamm deßhalb seines Sonderlebens zu berauben, um ihn als gefügiges Glied der „stummen Heerde“ der übrigen Unterthanen einreihen zu können. Es war wenigstens zunächst eine sozial-politische, nicht eine nationale Agitation, und sie wurde denn auch mit den Waffen der Staatsgewalt, nicht mit denen des Geistes, begonnen und bis zu einem gewissen Punkte durchgeführt. Wie es damals überhaupt um die „geistigen“ Waffen Moskaus stand, soll später angedeutet werden, hier sei eine knappe Uebersicht der politischen Ereignisse gegeben, nicht nur, weil sie an sich lehrreich und als Illustration zu den Phrasen des Panslavismus interessant ist, sondern auch, weil ohne sie die geistige Geschichte der Nation im XVIII. und theil-

weise auch im laufenden Jahrhundert ganz unverständlich wäre.

Schon der Beginn, unmittelbar nach der Annexion, fiel drastisch genug aus. Den Kosaken war das Wahlrecht ihres Hetmans gewährleistet worden, sie durften es auch üben, aber nur nach des Czaren Befehl; der erste in dieser Weise „frei und ohne Zwang“ Erwählte war der bereits oben erwähnte Iwan Samailowicz. Damit war die weltliche Selbstverwaltung der Kleinrussen im Wesen beseitigt, ein zweiter Schlag zertrümmerte die kirchliche Unabhängigkeit. Der Metropolit von Kiew war in der polnischen Zeit von den Aebten der kleinrussischen Klöster aus ihrer Mitte gewählt, vom Patriarchen von Konstantinopel geweiht worden, das Ernennungsrecht des Letzteren war nur ein nominelles. Nun wurde der Patriarch Dionysius durch russisches Geld bewogen, auf dieses Recht zu Gunsten des Moskauer Patriarchats zu verzichten, welches sofort, ohne das Wahlkapitel zu befragen, einen Großrussen, den Fürsten Tschetwertinski zum Metropoliten von Kiew ernannte. Der dritte Schritt war die Ansiedelung mehrerer tausend großrussischer Colonisten auf dem neu errungenen Boden. Dies der Beginn, dem die Fortsetzung entsprach. Die kleineren Details der Centralisation zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung; genügen mag, daß kein Mittel der List und

Gewalt unbenützt blieb. Das Meiste vollzog sich in der Stille, ohne officielle Motivirung; war eine solche unumgänglich, so wurde die „Bändigung unruhiger Elemente" oder gar die dreiste Unwahrheit vorgeschützt, daß Polen die im Süden lebenden Russen „zum Abfall von der Rechtgläubigkeit" verleiten wolle, wovon diese mit Strenge abgehalten werden müßten. Daß es sich daneben auch um einen Entnationalisirungsprozeß handle, räumte die russische Regierung nie ein, im Gegentheil begegnen wir von Beginn an der mit aller Schärfe festgehaltenen Fiction, daß der Süden gleichfalls von Russen bewohnt sei, deren Sprache nur eben im Lauf der Jahrhunderte durch einzelne Polonismen entstellt worden wäre.

Es ist begreiflich, daß die Kleinrussen an einer anderen Ansicht über ihre Sprache festhielten, und daß ihr Gemüth, durch die oben erwähnten und hundert andere Willküracte tief erbittert, sich nicht durch die Versicherung beruhigt fühlen konnte; dies Alles sei als Strafe für den beabsichtigten Abfall von ihrem, mit so grenzenlosem Opfermuth bewahrten Glauben über sie gekommen. Schon am Ausgang des XVII. Jahrhunderts begann es zwischen Don und Wolga zu gähren; im Jahre 1701 spielte sich der erste Hochverrathsprozeß ab. Einige Hauptleute der Kosaken wurden verurtheilt, weil sie die Meinung geäußert: Worthalten müsse gegenseitig sein, kümmere sich Moskau

nicht um seine Zusagen, so seien sie auch der ihren quitt und wollten lieber dem Sultan, als dem Czaren dienen. Gleichwohl griffen die Kosaken selbst dann noch nicht zu den Waffen, als es 1705 in ihrer Nähe, in Astrachan, zu einem Aufstand kam und sich die Führer desselben um Hülfe an sie wandten; es war ein Ausbruch des altrussischen Fanatismus gegen die von Peter dem Großen dekretirte Kleiderordnung; dieser Kampf um die Bartformen stand den Interessen der Kleinrussen zu fern. Noch mehr, sie thaten freiwillig ihre Pflichten gegen die rebellischen „Raskolniks" (altgläubigen Sektirer), über welchen Beweis loyaler Gesinnung niemand erstaunter war, als Peter selbst. Die Belohnung sollte nicht ausbleiben; waren die Kosaken so gefügig, dann ließen sich auch die Zügel, statt allmählig, mit einem Ruck anziehen; schon 1706 erschien ein Ukas, welcher den Kosaken geänderte Wohnsitze anwies, gleichzeitig rückte Fürst Dolguruki mit moskowitischen Truppen in ihr Gebiet ein, den Ukas zwangsweise durchzuführen. Da erst brach der Aufstand los, ein alter Feldhauptmann, Kondrat Bulawin, trat an die Spitze, die Truppe Dolgurukis wurde niedergemacht, ein gleiches Loos traf einige von Asow her anrückende Regimenter; die Flamme griff immer weiter; der ganze Südosten des Reichs war in Gefahr, da bald die Sectirer, Tausende von Deserteuren der regulären Armee, dazu gewaltige Bauern-

schaaren aus dem Norden mit den Kosaken gemeinsame Sache machten. Das nationale Gepräge des Aufruhrs verwischte sich immer mehr; er war zum Kampf aller unzufriedenen und verzweifelten Elemente gegen die Staatsgewalt geworden. Peter erkannte die ungeheure Gefahr, die um so größer war, als ja gleichzeitig der Krieg mit Schweden tobte, und sandte, so schwer er sie auch entbehren konnte, immer neue Truppen gegen die Rebellen, doch fochten seine Feldherrn mit wechselndem Glück. Es ist ein überaus bezeichnender Zug, daß den Kosaken selbst vor ihren Bundesgenossen zu grauen begann; sie schälten ihre Sache blank heraus, indem sie die Botschaft an den Czaren sandten: sie wünschten nur Wahrung ihres eigenen Gemeinwesens und seien daher für ihr Theil bereit, Frieden zu schließen und weiter ostwärts andere Wohnsitze zu suchen. Peter, durch das Heranrücken Karl XII. in äußerste Bedrängnis gebracht, schien geneigt darauf einzugehen; er befahl seinen Truppen nicht weiter vorzurücken. Da half ihm der Sieg eines Feldherrn, den der Befehl nicht erreicht, aus der Klemme. Den Anführern sank der Muth; Bulawin gab sich selbst den Tod (Juli 1708); zwei Monate später war die Ruhe gänzlich hergestellt. Durch welche Gräuel der Strafe und Rache die Staatsgewalt ihren Sieg feierte, sträubt sich die Feder auch nur anzudeuten; die ungeheuerliche Grau-

samkeit findet wohl auch darin ihre Erklärung, daß Karl XII. sich gleichzeitig (September 1708) den Grenzen Kleinrußlands näherte; die gebändigte Provinz sollte vor dem Bund mit dem auswärtigen Feinde abgeschreckt werden. Die Rechnung erwies sich als theilweise trügerisch; gerade jener Mann, den die Regierung selbst an die Spitze Kleinrußlands gestellt, entrollte neuerdings die Fahne der nationalen Erhebung.

Es war Jan Mazeppa, sicherlich die merkwürdigste und, nächst Chmelnicki, die gewaltigste Gestalt der kleinrussischen Geschichte. Es ist kein Zufall, daß dieser Mann bis heute die Poeten viel nachhaltiger beschäftigt, als die Geschichtsschreiber; mit derlei räthselvollen Naturen wird die Phantasie, welche idealisiren und zuspitzen darf, leichter fertig, als der Drang nach der Wahrheit. Aber kein Zufall ist es wohl auch, daß sein Name, dessen Ruhm geniale Dichter über den Erdball getragen, uns aus den Liedern seines Volkes nur spärlich entgegen klingt. Daß sein persönlicher Ehrgeiz riesengroß, sein Nationalgefühl winzig klein gewesen, darin liegt, glaube ich, nicht allein im idealen Sinne seine tragische Schuld, sondern auch ganz real der wirkliche Grund seines Unterganges. Freilich wird diese Anklage durch seinen Bildungsgang halb entwaffnet: dem podolischen Landadel entsprossen, am Hofe König Kasimirs erzogen,

mußte er sich damals, trotz seiner kleinrussischen Abstammung, nur als Pole fühlen, und als ihn die Folgen seines Liebes-Abenteuers, welches die Dichter so gerne schildern, in die Ukraine trieben, da konnte ihm zunächst nicht sein Gemüth, sondern nur die Klugheit gebieten, sich hier durch den Anschluß an die Nationalität, welcher seine Ahnen angehört, eine mächtige Stellung zu begründen. Kühn, liebenswürdig und gebildet, war er auch schlau genug, um sich das Vertrauen der herrschenden, wie der beherrschten Nation zuzuwenden; als Iwan Samailowicz 1687 entsetzt wurde, machte ihn die Regierung zum Hetman Kleinrußlands, aber auch eine freie Wahl des Volkes wäre nicht anders ausgefallen. Es war eine überaus schwierige, ja von vornherein fast unmögliche Stellung; nach des Czaren Tendenz sollte der Hetman nur sein Statthalter, also das wichtigste Werkzeug des Einheitsstaates, nach des Volkes Anschauung die Verkörperung und der Hüter der Autonomie sein; verdarb er es mit dem Czaren, so wurde er abgesetzt, verwirkte er das Vertrauen des Volkes, so war er nur ein, durch die Staatsgewalt auf seinem Posten erhaltener „Knecht“, dessen Stellung in dieser unruhigen Provinz eine überaus peinliche war, und der zudem gewärtigen mußte, bei der ersten Gelegenheit, wo man dem Volkswillen ein scheinbares Zugeständniß machen wollte, fortgeschickt zu werden. Es war, wie sich ein kirch-

licher Chronist drastisch ausdrückt, „ein Amt, schlimmer als das Fegefeuer, denn die Qualen sind gleich groß, aber durch jenes wird die Seele geläutert, während sie hier verdirbt.“ Freiwillig, fügt er hinzu, werde dies Niemand erdulden. Mazeppa ist mehr als zwanzig Jahre lang der Hetman Kleinrußlands gewesen; schon die bloße Thatsache beweist ein seltenes diplomatisches Talent, aber noch mehr: er ist fast die ganze Zeit über vom Czaren und vom Volke gleich geschätzt, ja als unentbehrlich betrachtet worden. Daß dies ohne „Verderbniß der Seele“, Lug und Trug nach oben und unten, nicht abgieng, ist selbstverständlich; betont muß jedoch werden, daß Mazeppa in seinen Mitteln und Zwecken nicht unmoralischer war, als jeder andere Staatsmann seiner, wohl auch — viel späterer Zeiten. Die gefährlichste Klippe wußte er dadurch zu umschiffen, daß er immer zur Zeit, da ein neuer Ukas erschien, entweder außer Landes war oder den Czaren durch die Vorstellung, daß dies die Autorität des Staates stärke, bewog, seine Weisungen direct, durch moskowitische Truppen, gleichsam über des Hetmans Kopf hinweg durchführen zu lassen; so entging er dem Dilemma, ungehorsam oder dem Volke verhaßt zu werden. Das letztere wußte er sich durch möglichst geordnete Rechtspflege und Verwaltung, durch persönliche Uebung volksthümlichen Brauchs, die Regierung durch Gehorsam in kleinen Dingen, durch

Aufrechthaltung der Ruhe geneigt zu machen; beiden imponirte er durch seine machtvolle Persönlichkeit, durch seine Verdienste als Staatsmann und Feldherr in den Kriegen gegen Türken, Tartaren und Polen. Es ist kein Zweifel, daß er, der seine Provinz so erfolgreich gegen den äußeren Feind vertheidigte, auch manche Unbill ihres Herrschers von ihr hätte abwenden können; wenn er dies unterließ, so geschah es nicht blos aus Vorsicht, sondern weil es ihm in die eigenen Pläne paßte, daß das Volk an „Disciplin" gewöhnt und insbesondere der Trotz der Kosaken gebrochen werde. Denn wie parteiisch auch die Darstellung sein mag, welche russische Historiker, so namentlich Solowjew, von Mazeppas Politik entwerfen — den Beweis, daß er sich schon früh mit „hochverrätherischen Plänen" getragen, haben sie erbracht. Was dem hochherzigen, selbstlosen Chmelnicki mißlungen, wollte er durchführen: die Begründung eines unabhängigen kleinrussischen Staates, in welchem er nicht, gleich Chmelnicki, der „primus inter pares", sondern der absolute Herrscher sein wollte. Daß dies nur durch auswärtige Hülfe geschehen könne, war ihm klar, er suchte Fühlung mit den Nachbarn; der diplomatische Hexenmeister, welcher gleichzeitig dem Czaren als Bändiger der Kleinrussen, diesen als ihr Hort zu erscheinen verstand, brachte es auch fertig, von Peter dem Großen als Schwert Rußlands gerühmt und von Polen und

Tartaren als ihr heimlicher Bundesgenosse betrachtet zu werden. Lange währte dies Doppelspiel, weil Mazeppa ganz sicher gehen wollte; als im Herbste 1707 der Aufstand unter Bulawins Führung seinen Höhepunkt erreicht und Karl XII. von Sachsen her als Bundesgenosse des von ihm eingesetzten Polenkönigs Stanislaus Leszczinski gegen Moskau heranzog, hielt es der Hetman wohl an der Zeit, auch ein formelles Schutz- und Trutzbündniß mit Polen und Schweden zu schließen, aber zur That war er noch nicht zu bewegen und ließ darum auch die flehentlichen Bitten der Aufständischen, sich an ihre Spitze zu stellen, unberücksichtigt, zuletzt noch im Juni 1708, als Karl XII. bereits bei Mohilew stand. Man darf getrost aussprechen, daß die Stunde, in welcher Mazeppa dem Flehen der Kosaken dieses „Nein" entgegensetzte, von welthistorischer Bedeutung war, denn wer den Volscharakter kennt, wird nicht daran zweifeln, daß es dieser Moment war, in welchem sich das politische Geschick Kleinrußlands für immer entschieden hat. Mazeppa zögerte, weil er abwarten wollte, ob Peter den Anmarsch Karl XII. aufhalten könne, zögerte, weil ihm die Gebote der Vernunft Alles, jene der nationalen Empfindung nichts bedeuteten, weil es für seinen Calcul wenig galt, „ob einige tausend Kosaken mehr oder weniger auf der Welt seien." Hätte er sich damals zur That entschlossen, sein ganzes

Volk wäre ihm begeistert gefolgt, und dann wäre auch die Entscheidungsschlacht zwischen Peter und Karl XII. anders ausgefallen — die Folgen sind kaum zu ermessen. So aber gewann Rußland Zeit, den Aufstand zu erdrücken, und als Karl XII. kaum vier Monate darauf den Boden Kleinrußlands betrat und gleichzeitig Mentschikow im Auftrage Peters herbeieilte, um Mazeppa, dessen Verrath notorisch geworden, gefangen zu nehmen, als der Hetman nun endlich handelte, mit etwa 7000 Mann zu Karl XII. stieß und gleichzeitig (22. Oktober 1708) sein Manifest an das Volk erließ, daß die Stunde der Befreiung geschlagen, da war es zu spät: nicht weil es nun „einige tausend Kosaken weniger“ gab, sondern weil die Nation nun für seine Stimme taub war, wie er einige Monate vorher für die ihrige. Mit Grauen wurde er gewahr, wie nur Wenige, seinem Rufe folgend, zu den schwedischen Fahnen stießen, ein Theil apathisch blieb, ein anderer sogar für den Czaren Partei nahm. „Selbstmörder!“ schrie er auf — und es steckt viel Wahrheit in diesem Verzweiflungsschrei. Was dieser Einzelne im Uebermaß besaß, nüchternen politischen Verstand, daran war sein Volk von je sehr arm: dafür ist dieser Augenblick der deutlichste Beleg. Als an jenem Junitage von 1709 bei Poltawa hüben und drüben Kleinrussen unter Waffen standen und Peter mit Hülfe der Don'schen Kosaken die Reiter-

schaaren Mazeppa's schlug, da wiederholte sich nur eine traurige Erscheinung in der Geschichte dieses Volkes; der Bruderzwist hatte einst auch den Mongolen den Sieg gesichert und später das Volk so sehr geschwächt, daß es sich unter Chmelnicki die Freiheit nicht mehr aus eigener Kraft dauernd zu erringen vermocht. Mit Mazeppa, der am 22. September 1709 auf fremder Erde starb, sank auch der Traum von einem kleinrussischen Staate für immer in's Grab.

Der nächste „freigewählte" Hetman war ein russischer Oberst Skoropadski; dies Detail ist bezeichnend; Kleinrußland wurde behandelt, als ob es nicht gegen, sondern für Mazeppa gekämpft hätte. Auch nachdem dieser militärische Despotismus aufgehört, wurde energisch und rücksichtslos centralisirt, die Wehrverfassung geändert, die Bevölkerung zwangsweise übersiedelt, um Raum für großrussische Colonien zu gewinnen, die alte Gemeindeverfassung beseitigt, die Leibeigenschaft eingeführt, der Adel mit moskowitischen Elementen versetzt. Die Hetmanswürde war nicht viel mehr als ein bloßer Titel geworden, welchen die Regierung an irgend einen staatstreuen Magnaten der Provinz verlieh. Ein solcher Mann war auch der letzte Hetman, Kyrill Rasumowski, aber weil er daneben ein ebenso treuer Sohn seines Volkes war, so ward er der Kaiserin Katharina verdächtig, und als diese vollends eine höchst naive

Bittschrift aus der Ukraine erhielt, die Hetmanswürde im Hause Rasumowski erblich zu machen, wurde Hochverrath gewittert und der Hetman zur Verantwortung nach Petersburg entboten. Die Vorgänge, die sich dort — 1764 — abspielten, sind noch heute wenig klargestellt (vrgl. Brückner, Katharina II. S. 516. ff.); die gelindeste Version geht dahin, daß Rasumowski moralisch zum Rücktritt gezwungen wurde; hatte doch Katharina II. noch vor seinem Eintreffen in Petersburg an einen ihrer Vertrauten geschrieben: „Giebt es in Kleinrußland keinen Hetman mehr, so muß man darnach streben, daß das Zeitalter und der Name der Hetmane verschwinde, und nicht bloß darnach, daß keiner mehr ernannt werde.“ An die Stelle des Hetmans trat ein „General-Gouverneur“, Rumjanzow. So wenig dies eine Aenderung im Wesen bedeutete, das Land empfand denn doch diese endgültige Beseitigung seiner Autonomie schmerzlich, und als Katharina II. drei Jahre später jenen höchst curiosen, bei ihrer streng absolutistischen Denkart und dem niedrigen Culturzustand des Reiches von vornherein nutzlosen Versuch machte, eine Art berathenden Parlaments zu schaffen und die Wahlen zur „gesetzgebenden Commission“ ausschrieb, da verweigerten die Kleinrussen ihre Betheiligung: eine allgemeine Reichsversammlung kümmere sie nichts, man möge den alten, vom Czaren Alexei beschworenen Vertrag achten; dies sei Alles, was sie wünschten. Es

klingt wie ein schlechter Scherz und ist doch nur die Wahrheit, daß Rumjanzow die Bevölkerung durch Waffengewalt und Knutenhiebe zur Wahl zwang; man wird es daher doppelt rühmenswerth finden, daß die unter solchen Umständen Gewählten gleichwohl den Anschauungen ihrer Heimath freimüthigen Ausdruck gaben; sie sprachen und stimmten gegen die Vorrechte des Adels, für Erleichterung der Leibeigenschaft, vor Allem aber für die Sonderrechte ihres Landes, wie sie denn auch die Vertreter der Ostseeprovinzen in ihren ähnlichen Bestrebungen kräftigst unterstützten. Die „Commission" wurde 1768 wieder heimgeschickt; für die Kleinrussen hatte sie nur das eine Ergebniß, daß die Regierung gewahr wurde, „in der Ukraine bleibe noch viel zu thun übrig." Inzwischen lag der Polenstaat in den letzten Zuckungen; noch einmal, 1770, kam es auf diesem Boden, weniger aus nationalen und religiösen Motiven, als durch russische Umtriebe, zu einem furchtbaren Gemetzel zwischen Polen und Kleinrussen; wir widmen diesem Aufstand der „Haidamaken" unter Führung des Kosaken Gonta noch im Aufsatz: „Taras Szewczenko" einige Worte, da ihn der genialste Dichter dieser Literatur zum Gegenstand seines hervorragendsten Werkes gemacht. Dann kam die „erste Theilung" (1772); Galizien ausgenommen, war nun fast die ganze, seit 1795 die ganze Nation unter russischem Scepter vereint und ist es bis heute geblieben. Gleichsam zur Feier

dieser Vereinigung steigerte sich die Strenge der Regierung; nun hatte man sie ja beisammen und in den jüngst erworbenen, durch ein schwaches Regiment verwöhnten Landestheilen gab es wohl noch mehr zu thun, als in den anderen. Nun wurde die Leibeigenschaft officiell und allgemein durchgeführt; das Land, um jede Spur der historischen Autonomie zu verwischen, in eine Reihe willkührlich abgegrenzter Gouvernements getheilt, die Zaporoger Kosakenschaft aufgelöst, die Pflege der großrussischen Sprache zur Pflicht, jene der kleinrussischen zum Verbrechen gemacht. Wie diese Maßregeln an jene der Polen erinnern, so war auch ihr Erfolg derselbe: der Adel und die höhere Geistlichkeit entnationalisirten sich ganz, der Bürgerstand zum größten Theil. Das Volk aber murrte wohl, doch rebellirte es nicht mehr; die starke Betheiligung der Kleinrussen an dem Pugatschewschen Aufstand (1773—74) ist natürlich kein Zufall, aber es war doch im Grunde nur ein sozialer, ein Sklavenkrieg, kein Kampf um nationale Freiheit. Als Katharine II. durch Kleinrußland reiste, bedurfte es der äußersten Strenge, um die Bevölkerung dazu zu bringen, „ihr Entzücken," wie es der Ukas wörtlich befahl, „durch angemessene Handlungen und Begrüßungen auszudrücken". Das Entzücken konnte an manchen Orten thatsächlich nur durch das Auffahren von Kanonen erzwungen werden, aber zu einem Tumult kam es nirgendwo. Bei Katharinas II. Tode (1796) war that-

sächlich „das Zeitalter der Hetmane verschwunden“, die Nation wieder, wie zwei Jahrhunderte vorher, ein Haufe von Leibeigenen und ihren Priestern, die Sprache wieder eine verachtete „lingua rustica“ geworden. —

IV.

Die Literatur war bereits Jahrzehnte zuvor vollständig abgedorrt. Mit gutem Grund haben wir das politische Loos der Nation berichtet, ehe wir nun das Schicksal ihrer Literatur erzählen; nicht blos weil das erstere das letztere erklärt, sondern weil man nun die Taktik, welche der Moskowitismus gegen die rein geistigen Bestrebungen einschlug, erst recht wird beurtheilen können.

Es war in den ersten Jahrzehnten die Taktik der scheinbaren Förderung; die Autoren der „zweiten Blüthezeit“ wurden in jeder Weise ausgezeichnet, ihre literarischen Verdienste durch Aemter und Würden belohnt. Die Regierung gestattete sich dabei nur eine, allerdings recht wesentliche Fiction: sie offiziell als Großrussen zu erklären. Das war durchaus folgerichtig; galten die Kleinrussen, wie wir gesehen, politisch nur eben als Russen, deren Sprache durch einige Polonismen verderbt worden, dann gehörte auch ihre Literatur der ganzen Nation und ihre Dichter und Gelehrten waren Leuchten des gesammten Vaterlandes. Diese Annexion aber war nicht blos die einfachste, sondern

sogar die einzig mögliche und, vom Standpunkte des Moskowitismus, einzig heilsame Methode. Auf zweierlei Wegen kann, wie uns die Geschichte lehrt, ein mächtiges Volk, welches an dem schwächeren den Frevel der Entnationalisirung begehen will, die Literatur desselben abtödten. Erstens durch physische Gewalt: man schließt die Druckereien und verfolgt die Schriftsteller, — und das war hier schon deshalb unmöglich, weil sich ja die zweite Blüthezeit vornehmlich auf polnischem, nicht auf russischem Boden entwickelt. Oder man erdrückt die schwächere Literatur durch die Ueberlegenheit des eigenen Geistes, und auch dies konnte einem Staate, dessen Unbildung, wie sich ein gleichzeitiger Diplomat ausdrückt, „das Staunen und Grauen Europas war“, nicht beifallen. Hier stand ja die herrschende Nation auf ungleich geringerer Culturstufe, als die unterworfene, was eine einzige Ziffer genügend erweist: aus der Zeit vor 1650, wo die politische Annexion erfolgte, kennt man etwa 275 großrussische, etwa 300 kleinrussische Druckwerke; bei letzteren sind die vielen hunderte von Flugblättern und Broschüren nicht mitgezählt; die Kleinrussen hatten also unter fremder Herrschaft selbst quantitativ mehr geleistet, als die ihnen damals an Zahl mindestens fünffach überlegenen, in einem nationalen Staatswesen vereinigten Großrussen. Und nun erst, wenn man die Qualität berücksichtigt! Jene großrussischen Werke bestanden zum

größten Theil aus theologischen Werken, Gebetbüchern u. s. w.; die überwiegende Mehrheit derselben war aus dem Kleinrussischen, ein geringer Theil aus dem Kirchenslavischen, Bulgarischen und Griechischen übersetzt; Original-Arbeiten gab es fast nicht; und ebenso fehlten fast durchweg Schriften weltlichen Inhalts, geschweige denn gar Dichtungen. Wir haben die „zweite Blüthezeit" nicht überschätzt, aber welchen Reichthum an Bildung und freier geistiger Regsamkeit bedeutet sie gegenüber dieser mönchisch dumpfen und stumpfen, orthodoxen Formelkram sklavisch übersetzenden „Literatur"! Dieser Gegensatz aber wurde schon zu Beginn des XVI. Jahrhunderts in Moskau deutlich empfunden; während die dortigen Mönche, um ihre Unwissenheit zu beschönigen, die Vertreter der Kiewer Akademie, an welcher Latein und Griechisch gelehrt wurde, als „Häretiker" und „vom Papismus angesteckt" zu verdächtigen suchten, bezogen die ersten Romanows und ihre Bojaren die Erzieher für ihre Söhne aus Kleinrußland. Der Gedanke, nun einen ähnlichen Vorgang im Großen einzuhalten, lag nahe und mußte insbesondere jenem Czaren, unter dem die politische Annexion erfolgte, Alexei Michailowicz, dem Vater Peters des Großen, einleuchten; er war selbst von einem Kiewer Priester erzogen, des Kleinrussischen mächtig und — gleich seinen beiden nächsten Nachfolgern, Feodor und Sophia — bereits von einem gewissen Bedürfniß nach Bildung,

einer instinktiven Achtung vor der Cultur erfüllt. Dem Norden die Errungenschaften des geistig vorgeschrittenen Südens zuzuwenden, mußte diesen Regenten an sich wünschenswerth erscheinen; auch die uralte Tradition wies sie auf denselben Weg: schon fünfhundert Jahre zuvor hatten ja Moskau und Nowgorod aufgenommen, was Kiew geschaffen — und ebenso der Bann ihres dumpfen Glaubens: Lehrmeister durfte nur der rechtgläubige Süden sein, nicht der papistisch-lutherische Westen. Wenn also Czar Alexei wiederholt die „russischen Schriften, welche im Süden verfaßt werden" als einen „Stolz Rußlands" rühmte, so war dies zwar eine politische Tendenzlüge, aber zugleich eine Demonstration für seine Bildungspläne.

Dasselbe Doppelspiel der Beweggründe wird auch an der Wahl des ersten und wichtigsten Mittels zum Zwecke offenbar: der Berufung der hervorragendsten kleinrussischen Schriftsteller und Priester nach Moskau, wo ihnen Geld und Ehren im Ueberflusse winkten. Da dies zur selben Zeit geschah, als die Vergewaltigung des Volksthums im Süden begann, so pflegen die großrussischen Historiker häufig den Schluß daraus zu ziehen, daß es mit der letzteren nicht so schlimm gewesen sein könne. Und doch sind diese Berufungen nur ein Glied derselben Kette, und vielleicht das wichtigste: die Nation verlor ihre besten Männer zu einer Zeit, da sie ihrer am meisten bedurfte. So wurden,

um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, Simeon Polocki und Demetrius Rostowski, beide Theologen und bereits oben auch als Dramatiker erwähnt, als Kirchenfürsten nach dem Norden berufen, ersterer nach Moskau, letzterer nach Tobolsk, so kam der hochgebildete Mönch Medwedjew, der nachmals der erste Bibliograph Rußlands wurde, als Erzieher an den Czarenhof, so fanden die nachmaligen intimsten Vertrauten Peters des Großen, Jemilian Ukrainzew und Theophan Prokopowicz, ersterer als Diplomat, letzterer als Metropolit von Pskow, so Stephan Jaworski als Vorsitzender des Synods im Norden einen glänzenden Wirkungskreis. Der geringeren Geister, welche auf ähnliche Bahnen geführt wurden, können wir hier nicht namentlich gedenken; sie zählen nach Dutzenden. Es wird uns nicht verwundern, zu hören, daß bei all diesen Berufungen nicht blos dem nordischen Mönchsthum gegenüber, welches sich begreiflicher Weise aus Concurrenzgründen heftig gegen die Invasion dieser gebildeten Elemente sträubte, sondern auch ohne sonstige ersichtliche Veranlassung stets betont wurde: die Berufenen seien nach Glauben und Sprache ganz echte Russen, und noch weniger verwunderlich wird es uns erscheinen, daß im scharfen Gegensatze zu dieser Behauptung gleichzeitig die Mahnung an diese Männer gerichtet wurde: so zu sprechen und zu schreiben, „daß man sie verstehen könne“ — wohl aber ist es eine

überraschende und der Erklärung bedürftige Erscheinung, daß sie sämmtlich dem Rufe der Regierung folgten, und dann mehr oder minder nachdrücklich in dem anbefohlenen Sinne wirkten. Zwei Motive sind hiebei zu berücksichtigen, ein äußeres und ein inneres. Alle diese Männer hatten in der Heimat den Druck schlimmer materieller und sozialer Verhältnisse zu ertragen; sie waren karg entlohnte Priester oder Lehrer, die in den Augen der herrschenden Kaste zur Plebs zählten; der Wojewode, der katholische Priester, der polonisirte Adelige blickten höhnisch auf sie herab; auch offene Gewaltthat war ja nicht selten. Wie mächtig mußte auf sie die Verlockung wirken, plötzlich aller Sorgen enthoben zu sein und um derselben Thätigkeit willen, welche ihnen bisher Kummer und Gefahr gebracht, in einem mächtigen Nachbarreiche einen glänzenden, selbst den kühnsten Ehrgeiz befriedigenden Wirkungskreis zu erhalten! Noch wichtiger aber muß der Umstand erscheinen, daß sie sich der Tragweite ihres Entschlusses für ihre eigene und ihres Volkes Zukunft nicht bewußt waren, ja nach ihren Anschauungen und der Lage der Verhältnisse gar nicht bewußt sein konnten. Sie waren Kämpfer gegen ein Volk, welches sich in Glauben und Sprache von dem ihren unterschied; daß sie dabei auf den Glauben größeres Gewicht legten, war durchaus natürlich, weil dieser herbere Angriffe zu erdulden hatte, ferner in ihrer Eigenschaft als Priester oder Halb-

priester (Lehrer an Brüderschafts-Schulen); in Rußland aber war ja ihre Kirche die unbedingt herrschende. Daß ihnen der nationale Gegensatz zu ihren nordischen Glaubensgenossen nicht fühlbar gewesen, läßt sich freilich nicht behaupten, nur hielten sie ihn für keinen unversöhnlichen; die Einen nahmen sich vor, ihre literarische Thätigkeit in beiden Sprachen fortzusetzen; Andere, und gerade die Begabtesten, hegten, wofür deutliche Anzeichen vorliegen, noch viel stolzere Träume: ihre Sprache war ja die weitaus entwickeltere; es war vielleicht nicht unmöglich, sie zur herrschenden Literatur-, ja zur Staatssprache zu machen, wie ja schon einst der Süden den Norden nicht blos literarisch, sondern auch sprachlich sehr wesentlich beeinflußt. Kurz, als bewußte Renegaten sind diese Männer nicht nach dem Norden gegangen, im Gegentheile voll der besten Vorsätze, ihren Einfluß zu Gunsten ihres Volksthums zu nützen, und daß es dann anders kam, ist gleichfalls nur bis zu einem gewissen Grade ihre Schuld. Eine Stimme in rein politischen Dingen räumte ihnen die Regierung von vornherein nicht ein; nur gegen Polen und Jesuiten durften sie soviel und so energisch predigen und schreiben, als ihnen irgend beliebte; wagten sie es jedoch, der Privilegien der russischen Ukraine Erwähnung zu thun, so wurde ihnen so nachdrücklich bedeutet, daß des Dichters und Priesters Reich nicht von dieser Welt sei, daß sie verstummen mußten, wenn sie nicht aus

ihren warmen Bischofs- und Professorenstuben nach dem kalten Sibirien versetzt sein wollten. Es ist richtig, daß sich keiner unter ihnen dieser Gefahr aussetzte, aber aus der ersten Zeit dürfte sich zum mindesten auch kein Beispiel für das Gegentheil anführen lassen; erst von 1750 ab findet jener würdige Geheimrath Teplow, welcher, obwohl Kleinrusse von Geburt, die Russifizirung seiner Heimat besorgte, eifrige Nachahmer.

Nicht ohne Grund haben wir diese Erscheinung so eingehend zu erklären versucht; ist sie doch an sich unerhört — wann hätte je ein Volk dem anderen binnen zweier Generationen seine Schriftsteller, seine Literatur und Kultur annektirt?! Man vergesse nicht: es handelte sich um zwei verschiedene Sprachen, zwei verschiedene Völker, deren Gegensatz sich niemals verwischt hat, auch nicht in diesem Abschnitt ihrer Entwickelung. Die erste Generation schreibt zunächst kleinrussisch, dann setzt sie ihre Thätigkeit in beiden Sprachen fort, und bei der zweiten ist es ebenso, nur daß sie in der Folge nur noch großrussisch schreibt. Erst die dritte Generation beginnt sofort in der fremden, erlernten Sprache, weil sie dieselbe bereits in der Schule aufgezwungen erhalten und jedes gedruckte Wort in der Muttersprache verpönt ist. Denn nachdem die friedlichen Mittel ihre Wirkung gethan, sehen wir nach einiger Zeit auch die Gewalt hinzutreten; bereits 1721 wird der „besondere Dialekt“ scharf gerügt; dann macht die Censur den

kleinrussischen Werken immer größere Schwierigkeiten, hierauf wird die Kiewer Akademie russifizirt, bis endlich ohne jede Verschleierung die brutale Parole ausgegeben wird: „Schreibet großrussisch oder gar nicht!“ Der Druck kleinrussischer Bücher wird verboten, jeder Schriftsteller in dieser Sprache als ein politischer Verbrecher, als ein Mann, der „das Zeitalter der Hetmane herbeiführen wolle“, bestraft.

Die Frage, wie viel der Norden dadurch gewonnen, beantwortet ein Blick auf die großrussische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Woher stammen ihre Schriftsteller? In der Theologie thun sich vor Peter dem Großen Polocki, Rostowski, Slawinecki hervor, auf dem Gebiete der Annalistik Medwjedew, das geistliche Drama pflegen als die ersten Polocki und Rostowski; sie sind insgesammt Kleinrussen. Wer verrichtet, nachdem Peter der Große die plötzliche und massenhafte Verfertigung von Uebersetzungen angeordnet, diese Arbeit? Neben einigen Ausländern die Kleinrussen Buzinski, Kochanowski, Lopatinski und Krolik. Wer tritt im 18. Jahrhundert als der erste Vertreter westlicher Aufklärung, als der eigentliche Begründer einer national-russischen Bildung an Peters Seite? Der Kiewer Theophan Prokopowicz, der Verfasser des berühmten „geistlichen Reglements“. Und an der Spitze seiner theologischen Gegner steht abermals ein Kleinrusse, Stefan Jaworski. Auch die

Interludien kommen auf dem Umwege über Kiew nach Moskau, und der erste bedeutendere Dichter Großrußlands, Demeter Kantemir, ist allerdings ein in Konstantinopel geborener Rumäne, steht aber, ein Jünger Theophan Prokopowicz's, völlig im Bannkreise der Kiewer Schule; ihr entnimmt er die Form: den gezählten, nicht betonten Vers, ihr die scholastische, pseudo-klassische Richtung, der er dann freilich in der Folge auch andere Elemente beimischt. Und selbst der großrussische Dramatiker Lomonossow steht noch im Zwange der scholastischen Rhetorik der zweiten Blüthezeit. Auch großrussische Historiker, sofern sie gerecht sind, müssen dies anerkennen; „diese Literatur", sagt z. B. Pypin, „ist nicht spurlos verschwunden, sondern hat sich in die russische Literatur im gesammtrussischen Interesse ergossen, und dies bildet ihr historisches Recht und Verdienst." Dieser letztere Satz kehrt sich gegen jene, welche diese Auffaugung zwar nicht leugnen, aber als unheilvoll schelten, weil die Kleinrussen eben auf einem scholastischen, also im Westen längst überwundenen Standpunkt gestanden und diesen der jungen russischen Literatur eingeimpft. Dagegen aber ist zu erwidern, daß dieser „überholte Standpunkt" immerhin einen ungeheueren Fortschritt gegen die autochthone Barbarei bedeutete, und daß er den direkten Einfluß des Humanismus wie der realen Bildung nicht etwa hinderte, sondern vorbereitete; ohne diese „rechtgläubigen" Er-

zieher wäre ihren protestantischen und katholischen Nachfolgern das Ohr des Volkes verschlossen geblieben.

Während die Kleinrussen so die Lehrer und Erwecker des Nordens wurden, glich ihre eigene Literatur immer mehr einem Flußbett, dessen Wasser gewaltsam abgeleitet worden: quillt noch zuweilen Wasser auf, so kommt es aus den Quellen im Geröll. Die Kleinrussen waren, sagte ich schon, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts wieder ein Haufe von Leibeigenen und Priestern, ihre Sprache ein verachteter Dialekt geworden. Selbst der Handwerker schämte sich seiner heimischen Sitte und Sprache, geschweige denn der Soldat, der Beamte, der Adelige; gedruckt wurde keine Zeile mehr, — aber noch sang das Volk die Weisen aus Vätertagen und fügte neue hinzu, noch lebte und blühte das Volkslied.

Das Volkslied der Kleinrussen ist das Beste und Schönste, was der Volksgeist geschaffen; ihm ist darum auch in diesem Buche ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Kein anderes Volk befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in schlimmerer Lage, als die Kleinrussen. Man pflegt die Bulgaren auszunehmen, jedoch wahrlich nur insofern mit Recht, als ihr Beherrscher auch der fanatische Feind ihres Glaubens war. Hier verband den Czaren und das Helotenvolk dieselbe „Rechtgläubigkeit“; das ist richtig, aber auch der einzige Unterschied.

Denn wenn ferner bemerkt wird, daß der Bulgare unter dem Druck einer fremden, der Kleinrusse unter dem einer verwandten Rasse geschmachtet, so begründet dies, da der Druck gleich schwer war, keine Milderung, im Gegentheil eine Verschärfung des Schicksals; man denke an die schöne Parabel des Ostens: das Birkenholz schweigt, wenn der Eisenhobel darüber hinfährt, aber wird ein Keil aus härterem Holz eingetrieben, dann ächzt es schmerzlich auf. Und wenn ferner gesagt wird, daß der kleinrussische Bauer nur dasselbe Loos der Willkür und Ungerechtigkeit erduldete, wie der großrussische, während der Bulgare die Bevorzugung des türkischen Landmanns täglich vor Augen sah, so ist auch dies nur ein schwacher Trost. Nein, so peinlich diese Parallele dem Moskowitismus sein mag, sie ist innerlich berechtigt: am Balkan wie in der Ukraine sinkt ein Volk, seines Adels, seines Bürgerthums beraubt, zu einer Horde von Leibeigenen herab, in welcher das Volksgefühl nur als Instinkt, nicht als klare, bewußte Empfindung fortlebt; hier wie dort äußert sich der Volksgeist nur noch im Liede, nicht mehr im gedruckten Wort. Der einzige Unterschied aber, der sich in letzterer Hinsicht aufstellen ließe, begründet wahrlich keinen Vorzug des russischen vor dem türkischen Joch. Den Bulgaren blieb der Ruf und Ruhm ihrer alten Literatur, den Kleinrussen wurde er entwendet und verfälscht. Bezüglich der zweiten

Blüthezeit ist dies bereits dargelegt, bezüglich der ersten wird es später geschehen.

Wie um das Jahr 1800 kein Buch in bulgarischer Sprache erschien, so wenig in kleinrussischer. Die Historiker Simonowski und Konisski, welche die Geschichte ihrer unterjochten Stammesbrüder im Ganzen objektiv, ja sogar, soweit es die Zensur zuließ, sympathisch behandelten, schrieben großrussisch. Die wenigen Erzeugnisse kleinrussischer Kunstpoesie mußten schon deßhalb Manuskript bleiben, weil die Druckbewilligung unter allen Umständen versagt worden wäre. Erst nach einem halben Jahrhundert oder noch später hat das wiedererwachte Volk auch diese Reliquien wieder an's Licht gezogen und es hat Recht daran gethan: das sind keine großen Dichter, aber brave Männer, welche treu bleiben, nachdem alle untreu geworden, und dem Lorbeer, der jedem Ueberläufer winkt, die bescheidene Anerkennung der wenigen Patrioten vorziehen, welche sich ihre Verse abschreiben. Ein solcher Mann ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Mönch Klemens Zenowiew, der treulich das Volksleben, das Eindringen großrussischer Sitten in die höheren Schichten schildert; in der zweiten der „Wanderer" Georg Skoworoda. Ungleich bedeutender als Zenowiew ist er in Lebensführung und Dichtweise eine der eigenthümlichsten Gestalten dieser Literatur. Ein Bauerssohn, auf der Kiewer Akademie ausgebildet, durch-

pilgert er, von Wissensdurst getrieben, fast ganz Europa bis nach Sizilien, auf diesen Fußwanderungen durch geistige und körperliche Tagelöhnerei seinen Unterhalt fristend, schlägt dann, heimgekehrt und seines Wissens willen wie ein Wunder angestaunt, die ihm angebotenen Professuren zu Charkow und Moskau aus, um nicht „dem Hohen, der den Niedrigen bedrängt, dem Starken, der den Schwachen würgt", dienen zu müssen, und widmet sich der Erweckung seines unglücklichen Volkes, indem er Jahr um Jahr, sein ganzes langes Leben hindurch, in ärmlichstem Gewande predigend, mahnend und singend von Dorf zu Dorf zieht. Es ist billige Klugheit, einen solchen Mann einen Narren zu nennen, und ein Sonderling war Skoworoda sicherlich, aber dabei ein edler, sittlicher, von glühendstem Freiheits- und Volksgefühl erfüllter Mann, dessen Wirkung auf die Gemüther nur deshalb geduldet wurde, weil ihn die Regierung für verrückt hielt. Diese Wirkung aber muß nach den Zeugnissen, welche Kostomarow darüber zusammengestellt, eine tiefe gewesen sein. Seine Fabeln und Dialoge waren in unzähligen Abschriften verbreitet, seine Lieder wurden von Kobsaren wie von dem Volke selbst gesungen. Ihr gemeinsamer Grundton ist die Mahnung zur Treue und Sittlichkeit, zum Ausharren gegenüber dem Dränger. Hingegen blieben die historischen Werke und Volksliedersammlungen Alexander Riedelmann's fast unbekannt. Seit sie 1847 gedruckt

worden sind, „steht der deutsche Name in der Reihe der besten kleinrussischen Patrioten“. Ueber Riedelmann's Leben ist leider nur so viel bekannt, daß er, in Deutschland geboren und erzogen, als Ingenieur in die Ukraine kam, und sein Leben dort verbrachte. Auch über das treibende Motiv, welches ihm die Feder in die Hand gedrückt, die Lieder des unterdrückten Volkes und seine Geschicke aufzuzeichnen, hat er selbst nichts gesagt, aber zwischen den Zeilen steht es deutlich genug geschrieben. Es war das Mitleid, das Gerechtigkeitsgefühl und jener kosmopolitische Sinn, der die fremde Volksart so liebevoll umfaßt, wie die eigene. Eine nähere Charakteristik der Arbeiten Riedelmann's kann hier leider nicht gegeben werden, ohne den Rahmen dieser Darstellung zu zersprengen. Verdienen würde er sie auch in deutscher Sprache, wie sie ihm Bodnanski in kleinrussischer gewidmet.

Aber nicht blos der Einzelne, auch das ganze deutsche Volk hat sich um die Wiederbelebung der Kleinrussen große Verdienste erworben. Die deutsche Romantik, die Wiederbelebung des deutschen Mittelalters durch Forschung und Dichtung, wirkte auch auf die slavische Welt wie ein Auferstehungsruf, zunächst auf die Czechen und Polen, dann aber auch auf alle anderen Stämme; sie begannen sich wieder ihrer Geschichte zu erinnern, ihre Lieder zu sammeln. So auch die Kleinrussen. Seit dem Anfang der dreißiger Jahre ging ein frischer

Hauch durch alle Gaue, soweit Kleinrussen wohnten. Am kräftigsten zeigte sich seine Wirkung, bezeichnend genug, unter den Kleinrussen Galiziens, aus zwei Gründen, einem politischen und einem kulturellen. Bis 1772 unter polnischem Joche und nicht etwa blos gleich hart, sondern wie schon erwähnt, noch härter behandelt, als ihre in den Grenzgouvernements gegen Rußland wohnenden Volksgenossen, hatten sie von da ab ein weitaus günstigeres Loos als alle Anderen. Die Habsburger waren ihnen mildere Herren als die Czaren; der Bauer wurde schon aus politischen Gründen, um ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, vor der Willkür seines Herrn geschützt. Auch den nationalen Bildungsbestrebungen der galizischen Kleinrussen setzte die österreichische Regierung kein Hinderniß entgegen, förderte dieselben im Gegentheil ungemein, indem sie durch treffliche deutsche Lehranstalten die Barbaren zu Kulturmenschen erzog. Und das ist der zweite Grund, warum die Renaissance gerade in Galizien so kräftige Stützpunkte, so hervorragende Vertreter fand. Durchweg deutsch gebildet, mit den Ergebnissen deutschen Geisteslebens auf's innigste vertraut, wußten diese Männer besser als ihre Mitstrebenden im Osten, durch welche Mittel der Volksgeist erweckt, die erstorbene Literatur neu belebt werden könne. Marcian Szaszkiewicz, auf der 1784 von Joseph II. gegründeten deutschen Universität Lemberg ausgebildet, „ließ zuerst

die Zaubertöne des heimischen Worts erklingen", sammelte Volkslieder, Sagen und Bräuche; ebenso standen seine Mitstrebenden, Gregor Ilkiewicz, Iwan Wachylewicz, Joseph Lewicki u. A. durchweg auf dem Boden deutscher Bildung und wirkten nach Szaszkiewicz's frühem Tode (er starb 1843, erst 32 Jahre alt) tapfer weiter. Entsetzt gewahrten die Polen dieses geistige Leben im Bauernvolke; sie denuncirten die jungen Literaten der Regierung als „Moskowiter", was sie doch wahrlich nicht waren. Aber nur die erste Schrift mußte in Folge dieser Einflüsterungen in Ungarn gedruckt werden; nachdem sie sich näher orientirt, gab die Regierung die Bahn völlig frei.

Weitaus schwerer hatten es nach diesen beiden Richtungen die Kleinrussen im Czarenreich. Während der galizische Bauernsohn, wenn er deutsche Bildung erworben, dann eben ein gebildeter Kleinrusse, aber kein Deutscher war, wurde der ukrainische auf der moskowitischen Schule ein Großrusse; den wenigen treu gebliebenen Männern aber fehlte es, bei dem damaligen Stand des russischen Schulwesens, ebenso wie den Ueberläufern an gründlicher Bildung. Und dazu die Haltung der Regierung! Wer kleinrussisch sprach, war ein Bauer, der in keine gute Gesellschaft gehörte; man verhöhnte ihn und stieß ihn zurück; wer aber so zu schreiben wagte, war ein Empörer, der durch sein, der Zensur ehrerbietigst eingereichtes Manuskript einen

Hochverrath beging, der durch die bloße Vertilgung des Werkes nicht genügend bestraft erschien. Auch an derberen Lektionen ließ es der Moskowitismus nicht fehlen. „Reitet dich der Teufel!“ herrschte der Herr Zensor den jungen Poeten an; „Mensch, Du hast ja Talent; warum dichtest du nicht in richtigem Russisch, statt in diesem verderbten Dialekt, den Niemand versteht?!“

Darf es uns verwundern, daß die Meisten diesem Rathe folgten? „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen.“ Wer in der verfehmten Sprache dichtete, blieb unbekannt; einige Popen und Lehrer lasen ihn, bewunderten ihn und waren ihm dankbar; und wenn man den Bauern seine Gedichte vorlas, so erkundigten sie sich vielleicht nach seinem Namen und segneten ihn, das war Alles und für ehrgeizige Gemüther nicht genug. Sie gingen in das Lager der Mächtigen über und wurden Großrussen. Man nahm sie mit offenen Armen auf, pries, ja vergötterte sie; ihre Werke wurden gekauft, gelobt, übersetzt; freilich schilderten auch sie kleinrussisches Leben, aber in moskowitischer Sprache; das war etwas Anderes! ... Da wuchs einst im Gouvernement Poltawa ein kleinrussischer Knabe auf, der frühzeitig große poetische Anlagen zeigte. Sein Großvater, der in früher Jugend den letzten Kampf der Zaporoger um die Freiheit mitgekämpft, entflammte seine Phantasie, seinen

Patriotismus. Auch der Vater war, obwohl Gutsbesitzer, ein guter Kleinrusse geblieben; er dichtete sogar in der Sprache seines Volkes, freilich ganz heimlich, nur zum eigenen und der Freunde Vergnügen. Nur wenn er wieder einmal eine Komödie geschrieben hatte, bekam sie ein größerer Kreis zu sehen. Ein reicher Verwandter des armen Edelmanns hatte ein Haustheater; da ließ er die Stücke seines Vetters aufführen. Die Nachbarn und das Hausgesinde waren die Zuschauer; sie klatschten Beifall und hatten Recht; wir können dies nach einer Probe, dem „Prostak" („Der Einfältige") beurtheilen, welche 1862 gedruckt worden ist. Zuweilen fand sich auch ein Wohlgesinnter, der dem verborgenen Dramatiker sagte: „Wassil Afanasiewicz, warum übersetzen Sie Ihre Stücke nicht in's Russische? Sie würden bald ein berühmter Mann sein und viel Geld verdienen." Der kränkliche, alternde Mann schüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt: „Laßt mich eigensinnigen Esel meine Wege gehen; lange dauert's nicht mehr." Als aber sein vergötterter Knabe immer deutlicher zu erkennen gab, daß auch in ihm ein Dichter stecke, gab er sich alle Mühe, damit nicht auch dieser ein „eigensinniger Esel" werde. Es nützte nichts; eines Tages übergab ihm der Sohn das Manuscript einer Volkserzählung, welche er, durch den „Prostak" angeregt, verfaßt. Dem alten Manne rannen, als er sie las, die Thränen über die Wangen; sein

kundiger Blick hatte erkannt, daß diesem Jüngling eine weitaus größere Begabung mitgegeben sei, als ihm. Aber es waren nicht Thränen der Freude allein; er gedachte auch seines eigenen dunklen, einsamen Lebens, und nachdem er zu Ende gelesen, ließ er den Sohn vor sich treten, erzählte ihm die Geschichte dieses Lebens, zerriß das Manuscript und ließ ihn einen Eid schwören, nie anders als großrussisch zu schreiben. Der Jüngling hat sein Wort gehalten; in seinen Erzählungen ist alles kleinrussisch: Landschaften und Menschen, Lebensanschauung und Nationalgefühl, nur die Sprache ist großrussisch. Und das kann alle Welt beurtheilen, denn der Dichter hieß Nikolai Wassiliewicz Gogol.

Der Verfasser des „Taras Bulba“, des „Revisor“ und der „Todten Seelen“ ist vielleicht der bedeutendste Kleinrusse, der in moskowitischer Sprache gedichtet, aber wahrlich nicht der einzige; er ist der Führer einer Schaar, die nach Hunderten zählt. Kleinrussen, und zwar nicht blos der Abstammung, sondern auch ihrem ursprünglichen Volksbewußtsein nach waren der größte Lyriker der Katharineischen Periode, Gabriel Romanowicz Dershawin; der Schöpfer des russischen Kunstepos, Michael Matwejewicz Cheraskow; sein Mitstrebender Hippolyt Feodorowicz Bogdanowicz; der Verfasser der viel gelesenen, viel gerühmten und viel bespöttelten „Sentimentalen Reise durch die Ukraine“, Shalikow; der derbe, fröhliche kerngesunde „Teniers

des russischen Romans", Wassil Narjezny u. s. w. — strebte ich Vollständigkeit an, ich müßte mehrere Seiten mit Namen füllen. Auch in neuester Zeit hat diese Erscheinung nicht aufgehört; so sind zwei der hervorragendsten modernen Romanschriftsteller Rußlands: E. Salias und Gregor Danilewski, ganz wie Gogol, nicht blos im Stoffkreis, sondern auch in der Gesinnung Kleinrussen, nur daß sie eben in moskowitischer Sprache schreiben.

Alle diese Poeten wurden berühmt und durften, nachdem sie das schwere Opfer gebracht, zeigen, was sie konnten. Als Kleinrussen hätten sie es nicht gedurft, und hätten sie es dennoch gewagt, so wären sie in Sibirien gestorben. Selbst die Polen waren in Rußland glücklicher als die Kleinrussen; der polnische Poet wurde nur dann gestraft, wenn er politische Gedichte schrieb; Wald- und Liebeslieder durfte er straflos drucken lassen. Dadurch, wie durch den finsteren Haß, welchen solcher Druck in den Gemüthern erregen mußte, erklärte es sich, daß viele Kleinrussen, welche nicht in das Lager der Dränger übergehen mochten, in polnischer Sprache ihrem Schaffensdrange genügten, besonders, da sie damit ein großes Publikum, große Verbreitung gewannen. Nicht ganz so stattlich, wie die Schaar der russifizirten Ukrainer ist jene der polonisirten; aber sie ist wahrlich groß genug. Während in der Epoche bis 1795, also der Zeit, wo der Druck

von den Polen ausging, ein derartiger Uebertritt in die Reihen der Bedränger äußerst selten war, begegnen wir von 1820 ab immer häufiger dieser Erscheinung. Ein Kleinrusse durch und durch, in seinen Gedichten den Dumen und Dumken mit Glück nachstrebend, in Form, Stoff und Volksbewußtsein durchaus national, ein ukrainischer Kosak, wie nur je einer gelebt, und dennoch der Sprache nach ein polnischer Dichter ist Bogdan Zaleski. Dieser Gegensatz wirkt deßhalb um so verblüffender, weil einerseits Zaleski's Sprache von Ukrainismen fast frei ist, während andererseits sein Herz ganz und gar nur dem Volke gehört, dem er entsprossen; niemand hat die Zeit der Freiheit und des Kampfes gegen die Polen begeisterter, und nur einer, Taras Szewczenko, hat sie schöner besungen. Auch Zaleski's „Dumen“ dürfen als Muster eines schlicht-innigen, sich treu am Volkslied emporrankenden Styls gelten. Kein Wunder, daß diesen Poeten der Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Wesen so recht mitten in's Herz traf; er suchte ihn zu lösen, indem er zuweilen, so in seinem lyrischen Epos „Der Geist der Steppe“ von einer Zeit träumte, da alle Slaven ein Volk sein würden. Gleich bedeutend, gleich national ist Anton Malczeski, der Dichter des ukrainischen Epos „Maria“, das mit Recht eine der meist übersetzten Dichtungen der Slaven geworden ist. In politischer Beziehung steht Malczeski, nach Geburt und Ueber-

zeugung Aristokrat, den Polen näher als Zaleski, obgleich er seinen Volksgenossen stets gerecht wird, wogegen Severin Goszczynski in seinem Haidamakenepos „Das Schloß von Kaniow“ so ganz und gar auf Seiten der Kleinrussen steht, daß man beim Lesen des Genusses kaum froh werden kann. Es ist wahr, Goszczynski hat, obwohl unter dem Einfluß Byron's stehend, ehrlich nach Wahrheit der Schilderung gerungen, gleichwohl ist der Vertreter der Polen in diesem polnischen Epos, der Schloßvogt von Kaniow, ein Scheusal, dem kaum noch etwas Menschliches anklebt, während die kleinrussischen Häupter des Aufstands, trotz aller Greuelthaten, welche sie der Dichter begehen läßt, doch immer verständliche Menschen bleiben, deren ungeheurer Rachedurst sich eben durch die Frevel der Polen erklärt. Selbst in Szewczenko, der, wie bereits angedeutet, denselben Stoff behandelt, finden die Polen einen gerechteren Richter, als in diesem polnisch dichtenden Kleinrussen. Von anderen hervorragenden Autoren derselben Richtung seien nur noch Thomas Padura, der aber auch kleinrussisch dichtete, Michael Grabowski, Thomas Olizarowski, endlich Alexander Groza genannt. Der letztere, ein tüchtiger und mannhafter Poet, der ohne Zweifel zu schöner Entwicklung gekommen wäre, ist als Dichter vorzeitig durch das Witzwort irgend eines kritischen Dummkopfs todtgeschlagen worden. Derselbe zeigte nämlich das Epos Groza's

„Der Starost von Kaniow“ in einer Zeitschrift mit zwei Zeilen an:

„Lieber Groza,
Schreib' lieber Prosa!“

Das Wort wurde geflügelt, es hallte dem Dichter auf Schritt und Tritt entgegen, bis er zwar nicht Prosa schrieb, aber verstummte.

Manches Lied, manches Werk dieser polnischen, wie der früher erwähnten großrussischen Dichter lesen sich wie treffliche Uebersetzungen aus dem Kleinrussischen. Und wer mag sagen, in wie vielen Fällen der Schein nicht trügt! So ist es eine Folge des Fluchs, welcher auf diesem Volksthum lastet, daß es seine begabtesten Söhne an glücklichere Nationen verlor, und fast wie ein Wunder muß es erscheinen, daß ihm einige treu blieben.

Das erste kleinrussische Werk, welches die russische Censur passirte, war die 1798 erschienene „Eneida“, eine Travestie der Vergilschen Aeneide in Blumauer's Stil. Das Buch erlebte binnen zehn Jahren drei starke Auflagen, was bei einem Volke, dessen Gebildete nur eben nach Hunderten zählten, einen enormen, vielleicht beispiellosen Erfolg bedeutete. Es wurde von jedem Lehrer, jedem wohlhabenden Bauer gekauft, nur um die geliebte Muttersprache auch einmal gedruckt lesen zu können. Szewczenko ausgenommen, ist kein Dichter unter den Kleinrussen so populär geworden,

wie der Verfasser dieser Travestie, Iwan Kotlarewski. Viele Stellen der „Eneida“ sind geflügelte Worte, ja geradezu Sprichwörter geworden. Schon dies beweist, daß der Erfolg kein ganz unverdienter war. Kotlarewski's Buch ist oft bis zum Cynismus derb, aber witzig und volksthümlich. Da die Schwäche und Unentschlossenheit, das Mißtrauen und die Trunksucht des „Chochol“, also die Nationalfehler des kleinrussischen Volkes verhöhnt und gegeißelt werden, so glaubte die Regierung den Druck gestatten zu dürfen, weil das Gedicht das Volksthum eben nicht stärken, sondern der Lächerlichkeit preisgeben werde; auch die gute Gesinnung, welche der Verfasser als Staatsbeamter bewährte, mochte dies mit bewirkt haben. In der That war Kotlarewski seinen Ueberzeugungen nach Großrusse, aber in jener Tendenz, welche die Regierung annahm, hat er die Travestie schwerlich gedichtet: er war nur eben ein Nachahmer Blumauer's und hielt den Dialekt nicht ohne Grund zur Erzielung komischer Wirkungen für besonders geeignet. Eben in der Absicht, allen Russen verständlich zu sein, ist auch die Sprache des Gedichts zwar vorwiegend kleinrussisch, aber doch mit nördlichen Elementen versetzt. Die Wirkung also, welche das Gedicht machte, war eine ganz andere, als der Autor beabsichtigt, und die entgegengesetzte von jener, welche die Censur angestrebt; auch hier wie in aller Herren Ländern erwies sich die Geistespolizei als ein „Theil von jener Kraft, die stets

das Böse will und stets das Gute schafft." Kotlarewski selbst aber verdient weder jene Lobsprüche, welche man ihm als dem patriotischen Erneuerer der Literatur gezollt, noch die verdammenden Urtheile, daß er sein Volk habe in's Herz treffen wollen.

Das Böse hatte gut ausgeschlagen und trug gute Früchte. Zunächst freilich wollte die Censur Niemand mehr die Druckbewilligung ertheilen, aber zum Mindesten konnte sie sich nicht mehr auf das Prinzip berufen, und so durfte denn auch von 1816 ab bald ein anderer, gleichfalls bei der Regierung wohlangeschriebener Mann, der Rektor der Charkower Universität, Peter Artemowski-Gulak, einige seiner humoristischen Bilder aus dem Volksleben erscheinen lassen. Sie waren harmlos oder schienen es doch. Wenn dieser Dichter z. B. in seinem Schwank „Herr und Hund" die Drangsale des Hundes darstellt, welcher als Lohn für alle Treue doch nur Schläge bekommt und nicht einmal bellen darf, so war dies sehr lustig zu lesen, aber doch eine bittere Allegorie, die jeder verstand. Ob auch die Regierung, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gelang es dem Herausgeber der ersten kleinrussischen Volksliedersammlung, Michael Maksimowicz, 1827 erst nach harten Mühen, die Druckbewilligung zu erlangen, obwohl auch er russischer Staatsbeamter, ja sogar Professor der russischen Literatur war. Erst als sich von 1830 ab unter den galizischen Kleinrussen, wie

oben bemerkt, das geistige Leben immer reger entfaltete und die österreichische Regierung nun sogar fördernd eingriff, mußte sich auch die russische Regierung mindestens zur offiziellen Aufhebung des Druckverbots bequemen. Nur um der Sprache willen durfte also kein kleinrussisches Buch mehr unterdrückt, sein Verfasser nicht mehr bestraft werden, aber um des Inhalts willen konnte dies selbstverständlich noch immer geschehen. So entwickelte sich denn von 1830 bis 1846 eine höchst schwankende Praxis. Der eine Censor verbot jedes Buch, selbst eine Fibel oder biblische Geschichte, wenn er dadurch die Gunst des General-Gouverneurs zu erwerben hoffte; ein anderer beschränkte sein Verbot auf jene Werke, welche irgend eine, wenn auch nur die leiseste Anspielung auf den gegenwärtigen Zustand oder auf die Vergangenheit der Unterjochten enthielt; ein dritter gestattete sogar dies, ja er gab entschieden freisinnigen Gedichten das Imprimatur, was freilich nicht hinderte, daß dann die Regierung den unglücklichen Autor als Verbrecher züchtigte. Die österreichische Regierung begann von 1840 ab Preise für gute volksthümliche Bücher in kleinrussischer Sprache auszusetzen; die Preise, welche der Czar für gute Gedichte in dieser Sprache gewährte, waren die Knute, der Soldatenrock, die Arbeit in den Ural'schen Bergwerken. Trotz dieser schlimmen äußeren Verhältnisse sehen wir bis 1846, also binnen anderthalb Jahrzehnten, mit

einem Schlage eine Reihe starker Talente aufsprießen, und unter ihnen ein Genie.

Daß diese Dichter alle muthige, opferfreudige Männer waren, das beweist schon die bloße Thatsache ihres Wirkens. „Die Geschichte unserer Literatur," hatte einst der Russe Herzen geklagt, „ist ein Verzeichniß von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen." Mehr als von den Moskowitern gilt dies Wort von den Kleinrussen, und von dem Standpunkte des rohen, unerbittlichen Despotismus hatte Rußland Recht, wenn es diese freien, edlen Sänger zertrat; sie waren seine gefährlichsten Feinde. Denn der Grundzug ihres dichterischen Wirkens war die Begeisterung für ihr Volksthum, der Haß gegen die Unterdrücker. Wenn sie historische Epen schufen und die Großthaten der Ahnen im Liede auferstehen ließen, so wehte daraus lebendiger, erquickender Athem für die traurige Gegenwart. Der Ahne hat den Moskowiter geschlagen und den Polen; der Ahne war frei! — „und du, Enkel?" — die Frage stand nicht im Liede, aber zwischen jedem Zeilenpaar. Oder sie besangen in weichen, rührenden Worten den Zauber der Muttersprache oder den Reichthum ihres Volksgemüths, dem so unzählige Lieder entsprossen. Wieder kein direktes Wort der Anklage, und doch jeder Vers ein flammender Protest gegen die brutale Tyrannei. Das gleiche gilt vom Sittenbilde, von den Schilderungen des Dorflebens von Einst und Jetzt. Aber

auch an direkten Klagen und Anklagen fehlte es in diesen glutvollen Liedern nicht, und wenn dann auch der Dichter in der sibirischen Oede oder unter der Knute verendete — das Lied lebte fort, und trug auf seinen Schwingen den nationalen Enthusiasmus durch das geknechtete Land.

Aber es sind nicht blos Vorzüge einer edlen und berechtigten Tendenz, welche wir dieser Dichterschule nachrühmen dürfen. Beweisen schon die Volkslieder, welcher poetischen Kraft diese Volksseele fähig ist, so ist die Kunstpoesie ein weiterer Beweis hiefür. Sie wurzelt im Volksliede, lehnt sich an dasselbe, bewahrt seine keusche Kraft und Tiefe, fügt aber das Talent der Komposition, den Schatz der Bildung, den Zauber starker und eigenartiger Individualität hinzu. An herrlichen Stoffen, um diese Gaben und Gnaden zu erproben, fehlt es nicht. Da sind die einstige Macht, das heutige Elend, das arme, einsame und doch so räthselhaft schöne Landschaftsbild der Steppe, die naturwüchsigen Menschen, die alten rührenden Sitten und Erinnerungen. Zartheit der Empfindung, schlichte ungeschminkte, aber echt dichterische Sprache und insbesondere ein seltenes Vermögen, plastisch zu gestalten, zeichnet alle diese Talente aus. Sie haben keine anderen Vorbilder und Muster als die herrlichen Lieder ihres Volkes, darum ist kaum ein größerer Gegensatz erdenkbar, als zwischen ihnen und den zeitgenössischen

Lyrikern Großrußlands, den Puschkin und Lermontow. Hier inniges Gottvertrauen, wärmstes Naturgefühl, urgesunde Sinnlichkeit; dort moderne Blasirtheit, Zweifel an Gott und Menschheit, affektirter oder auch tief empfundener Weltschmerz. Darum sind diese Großrussen naturgemäß interessant, reicher an Tönen und Nuançen und dem verfeinerten Kulturmenschen verständlicher, während das Lied der Kleinrussen ihn fremd anmuthen wird, oft räthselhaft und überwältigend in seiner monotonen Erhabenheit, wie etwa die Schönheit der Steppe. Diese Russen sind — sit venia verbo — bildungskrank, sie dichten im Zwielicht eines sonderbaren, krankhaften Kulturlebens. Die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, zeigt, kaum den Kinderschuhen naiver Roheit entwachsen, den greisenhaften Zug der Arbeits- und Genußmüdigkeit. Darum ihre natürliche Wahlverwandtschaft zu den Weltschmerzdichtern des Westens und ihre Abhängigkeit von den Zerrissenen, den Byron, Musset, Heine; zur Masse ihres Volkes stehen sie in keinerlei Beziehung. Wie anders die Kleinrussen! Sie sind originell, weil sie durchweg volksthümlich sind; sie unterscheiden sich von den Dichtern des Westens ebensosehr, wie sich ihr Volk von dem des Westens unterscheidet. Wenn sie klagen, so geschieht es sichtlicher, greifbarer Schmerzen wegen; sie dichten aus einem Volksthum heraus, in dem es nun tiefe Nacht ist, aber eine Nacht, welche von den

Sternen ruhmvoller Erinnerungen tröstend erhellt wird. Ihr sozialer Horizont ist ein enger, ihre allgemeine Bildung eine geringe, sie sind naiv im guten wie im schlimmen Sinne des Wortes. Im Grunde ist ihre Poesie nichts als veredelte, vertiefte Volkspoesie, nichts weiter. Aber schon dies ist so unendlich viel, daß diese Poeten sicherlich der genauesten Beachtung werth sind, und besonders der größte unter ihnen, Taras Szewczenko. Wie schwer dieses Dichters Schaffen wiegt, wird die Betrachtung erweisen, welche ihm in einem besonderen Kapitel dieses Buches gewidmet ist.

V.

Als Szewczenko 1840 mit seinem „Kobsar" hervortrat, wurde bereits viel in kleinrussischer Sprache geschrieben, ja gedruckt. Der relativ bedeutendste Poet dieser ersten Gruppe ist Osnowianenko (Georg Kwitka). Wer etwa in Szewczenko den Heiland dieser Literatur erblicken wollte, müßte diesen Mann als seinen Johannes gelten lassen; er bereitet die neue Richtung vor, ohne sie zu begründen, und unterscheidet sich gleich scharf von seinen Vorgängern wie von seinen Nachfolgern. Kotlarewski benützt als großrussischer Patriot den Volksdialekt nur, um komische Wirkungen zu erzielen; um einen Grad wärmer ist Artemowski-Gulak; gleichfalls äußerlich ganz russifizirt, ballt er doch schon die Faust im Sack. Osnowianenko tritt von

vornherein weder als Klein-, noch als Groß-, sondern als Südrusse hervor. Er sucht seine Besonderheit nicht im nationalen, sondern gewissermaßen im geographischen Moment; er liebt die Heimat und stellt ihre Sitten dar, aber einen kleinrussischen Patrioten könnte man ihn nur insofern nennen, wie etwa Fritz Reuter einen mecklenburgischen. Wie dieser dem deutschen Volke enthüllt, welch prächtige Leute an der Ostsee sitzen, so rühmt Osnowianenko den Russen die Bewohner der Ukraine. Erst die nachdrängende Kämpferschaar zwingt auch ihn zu kühnerem Schritt; er sieht sich plötzlich durch sein Alter als Führer an ihrer Spitze; sein Tod (1843) schützt ihn vor den Folgen dieser gefährlichen Ehre. Zu Szewczenko blickt er mit ehrlicher Bewunderung empor, aber als dieser ihn öffentlich feiert, ist ihm dies recht unangenehm. Dazu stimmt es, daß er großrussisch zu schreiben beginnt, dann in beiden Sprachen dichtet, endlich nur noch in der heimischen. Auch sein Lebensgang spiegelt die gleiche Entwicklung: er wird Soldat, dann jedoch Kreismarschall, also eine Art Mittelding zwischen einem Beamten und einem Privatmann. Der ästhetische Wert seiner Schriften ist von vielen seiner Landsleute sehr überschätzt worden; es wirkt komisch, wenn man ihn sogar über Gogol gestellt sieht. Er war als Künstler unbedeutend, aber gewiß ein gewandter Erzähler von reicher Erfindungsgabe und ein getreuer Schilderer

des ihm wohlbekannten Volkslebens. Außer ihm seien noch E. Hrebenka, J. Materinka, E. Topolja und A. Mogila genannt. Ihr politischer Standpunkt ist jener Osnowianenko's, was sie jedoch nicht vor zeitweiligen sehr empfindlichen Verfolgungen schützt.

Szewczenko's „Kobsar“ bedeutet eine neue Aera der jungen Literatur: die scharfe Betonung des nationalen Gedankens, die offen eingestandene Tendenz, dem unterjochten Volke Sprecher und Führer zu sein. Auch der Inhalt ändert sich; er wird nicht bloß kühner, auch reifer, ernsthafter und tiefer. Zu dieser zweiten Gruppe gehören neben Szewczenko namentlich Pantalimon Kulisz und N. J. Kostomarow. Ihr dichterisches Schaffen ist bereits charakterisirt; sie ähneln Szewczenko ohne jedoch nur entfernt an ihn heranzureichen, unterscheiden sich aber von ihm auch dadurch, daß sie zeitweilig den Feind im eigenen Lager aufsuchen, also in großrussischer oder polnischer Sprache schreiben, endlich auch durch die gelehrte Thätigkeit, die sie neben der dichterischen entwickeln.

An Charakter war Szewczenko Niemand gleich ebenbürtig, wie Kostomarow. Großrussisch erzogen, begann er seit seinem 20. Lebensjahre (1837) sich doch als seines Volkes Sohn zu fühlen und ließ in rascher Folge zwei Tragödien, eine Balladen- und eine Liedersammlung, dann eine Reihe von Uebersetzungen erscheinen. Seine Doktordissertation „Ueber die Union“

wurde von der Zensur vernichtet; eine zweite über die Volkspoesie seines Stammes erwarb ihm zum Magistergrad auch die öffentliche Aufmerksamkeit, die er sich dann durch eine Reihe historischer Arbeiten festzuhalten wußte. Im Jahre 1845 als Professor der Geschichte an die Universität Kiew berufen, verfaßte er zunächst ein Werk über slavische Mythologie, welches zwar die Zensur passirte, aber dann vernichtet wurde, und wurde 1847, kurz nach Szewczenko, von demselben Unheil ereilt wie dieser: seines Amtes entsetzt, wurde er nach der Peter-Paulsfestung in Petersburg gebracht. Gleichzeitig traf dasselbe Loos auch den Dichter Pantalimon Kulisz, welcher, 1819 geboren, seit 1840 einen historischen Roman („Michael Czarnyczenko“), das Gedicht „Ukraina“ und einige Novellen veröffentlicht hatte, sodaß er seinen Volksgenossen vielfach als der „Szewczenko in Prosa“ galt, was freilich nur bezüglich der Tendenz, nicht des dichterischen Wertes zutrifft. Rechtzeitig gewarnt, wollte Kulisz flüchten, wurde jedoch in Warschau angehalten und gleichfalls verhaftet. Auch eine Reihe kleinerer Talente geriet in die Fänge der russischen Polizei. Das Weihnachtsfest 1847 feierten sämmtliche kleinrussischen Schriftsteller des Czarenreiches im Gefängnis; auch nicht ein einziger war diesem Loose entronnen. Und welche Martern mußten sie ertragen! Kurz vorher war auch das Verbot des Erscheinens kleinrussischer Bücher erneuert und wurde auf's Strengste

gehandhabt, doch hatte die Zensur, da ja sämmtliche Autoren in Ketten lagen, nicht viel zu unterdrücken!

Es waren zwei Gründe, welche dies furchtbare Strafgericht herbeigeführt: Szewczenko's Kühnheit, die auch an seinen Freunden gerächt wurde und ihr gemeinsames Verbrechen, im Jahre 1846 die „Kyrill- und Methodbruderschaft", einen literarischen Verein in Kiew, gegründet zu haben. Dieser Verein, an die Traditionen der alten kleinrussischen „Bratstwo" anknüpfend, hatte keinerlei politische, wohl aber nationale und Kulturzwecke: Organisirung des kleinrussischen Volksschulwesens, Ausgabe von Volksschriften, Sammlung von Volksliedern, Ueberlieferungen, Handschriften u. s. w. Allen Mitgliedern gemeinsam war ferner ein gewisser Zug religiöser Schwärmerei, ebenso die Idee, daß nur eine Art von Panslavismus berechtigt sei, die Unterstützung jedes Stammes durch die anderen zur Heranbildung seiner eigenen Sprache, Bildung und Literatur. Daneben wurden, allerdings nur sehr vorsichtig, auch liberale Ideen gepflegt; man wollte auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Prügelstrafe in der Justiz und der Armee hinwirken. Einzelne träumten davon, den kleinrussischen Stamm auf friedlichem Wege so zu kräftigen, um dann unter derselben Dynastie mit Großrußland als selbstständiger Staat eine Personalunion eingehen zu können, wie sie etwa zwischen Schweden und Norwegen besteht; andere

wären schon mit einer staatsrechtlichen Autonomie, wie jener Finnlands, reichlich zufrieden gewesen. Republikanische Ideen lassen sich nicht nachweisen, wiewohl dies in den Urtheilen russischer Gerichte versichert wurde; es war dies eine Tendenzlüge, um die Strenge der Strafe einigermaßen zu entschuldigen. Welches Loos Szewczenko, dem auch die Angehörigkeit zur Kiewer Bruderschaft angerechnet wurde, erlitt, findet sich in seiner Biographie gesagt; Kostomarow und Kulisz wanderten in's Exil; der letztere wurde bereits 1850, Kostomarow erst 1856 amnestirt. Die Anderen, die dii minorum gentium, traf zwei- bis dreijährige Kerkerstrafe; allen wurde vor der Freilassung dieselbe wohlwollende Bemerkung zu Theil: „Schreibet nicht mehr Kleinrussisch, sonst setzen wir euch wieder in den Bauer."

Diese Mahnung hatte, obwohl im Czarenreiche nichts gedruckt werden durfte, dennoch ihren guten Sinn. In Galizien war ja die Bahn frei, dort war seit 1848 ein starkes Volksbewußtsein erstanden, welches auch von der Bach'schen Reaktion nicht allzusehr niedergehalten wurde, um die Fiktion der Polen, Galizien sei ihr Eigenthum, unmöglich zu machen. Da sich der in Galizien gesprochene kleinrussische Dialekt etwas von dem ukrainischen unterscheidet und stärker mit Polonismen durchsetzt ist, als dieser, so war dort zunächst eine Schriftsprache zu schaffen. Zwei Richtungen standen sich dabei entgegen; was sie trennte, waren

auch politische Gründe. Die Swiętojurcy („Männer des heiligen Georg", des kleinrussischen Schutzpatrons von Galizien) traten, wie sie politisch Panslavisten waren, in der Sprachenfrage als Befürworter des engsten Anschlusses an das Großrussische auf. „Beide Sprachen, das Moskowitische, wie das Ukrainische" führten sie aus, „stehen unserem Dialekt fast gleich fern; wir haben zu wählen, wohin wir uns wenden wollen, und es wäre thöricht, zum Schmiedlein zu gehen, wenn einem der Weg zum Schmiede offen steht." In der That war auf diesem Wege nur der Hochverrathsparagraph des österreichischen Strafgesetzes zu umgehen, während er im Uebrigen um so bequemer zu wandeln war, als ihn Rubelbäume beschatteten, deren silberne Früchte man pflücken konnte. Anders die Narodowzy („Nationalen") auch Ukrainophilen genannt. „Es ist richtig," entgegneten sie, „daß das Schmiedlein an Kraft schwach ist und derzeit obendrein im Kerker schmachtet. Aber ihm gehören wir nun einmal zu, wir sind Klein-, nicht Großrussen. Unser Volk versteht thatsächlich das ukrainische Buch gut, das großrussische gar nicht. Beginnen wir großrussisch zu schreiben, so wird es uns zwar, Dank dem Rubel, nicht an Druckereien, wohl aber an Lesern fehlen, und die wichtigste Aufgabe, die Volksbildung, bleibt unerfüllt." Es ist nicht schwer zu entscheiden, welche der beiden Parteien im Rechte war; daß dennoch die

„Swiętojurcy“ lange die Oberhand behielten und auch heute noch nicht ganz geschlagen sind, erklärt sich nur aus politischen Gründen. Doch hievon und den galizischen Schriftstellern später; hier nur soviel, daß das österreichische Kronland immerhin der kleinrussischen Literatur, als sie im Czarenreiche mundtodt gemacht wurde, einige Pressen zur Verfügung stellen konnte. Hier wurden auch bis 1856 die Werke von Szewczenko, Kostomarow und Kulisz in immer neuen Auflagen hergestellt und heimlich nach Rußland eingeschmuggelt.

Mit dem Regierungsantritt Alexander's II. schienen auch für die Kleinrussen bessere Tage gekommen, wie für das ganze Reich. Der Druck kleinrussischer Bücher wurde wieder gestattet, die Dichter kehrten einer nach dem anderen aus dem Exil zurück, und da sie während der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, so konnten sie nun Schlag auf Schlag eine Reihe gehaltvoller Werke veröffentlichen. So Kulisz seine „Denkwürdigkeiten über Südrußland“, seinen Roman „Der schwarze Rath“, dann seine Erzählungen und Gedichte; besonders verdient machte er sich durch seine 1857 erschienene Grammatik, durch welche die Frage der Orthographie endgiltig geregelt wurde. Auch Kostomarow gab neben einer Tragödie und einigen Erzählungen als Früchte seiner Muße eine Reihe historischer Werke über die Kosaken, einige allerdings in großrussischer Sprache,

aber alle von demselben glühenden Patriotismus erfüllt, heraus; besonders bedeutsam ist sein Werk: „Die beiden russischen Nationalitäten“, worin er die selbstständige Nationalität seiner Volksgenossen, gestützt auf reiches historisches, ethnographisches und linguistisches Material so überzeugend nachwies, daß seither zwar die russische Regierung, nicht aber die russische Wissenschaft an dieser Thatsache zu rütteln wagte. Auch der unglückliche Szewczenko erhob, nachdem er endlich als der letzte aus der Verbannung zurückkehren durfte, neuerdings seine Stimme. Dazu kam eine Reihe frischer Talente, unter welchen Alexander Storożenko, L. J. Glibow, ferner Rudanski, Nomis und Kucharenko genannt sein mögen. Besondere Hervorhebung verdient nur ein weibliches Talent, Frau M. A. Markowicz, die seit 1857 unter dem Pseudonym Marko Wowczok als Erzählerin auftrat und rasch durch psychologische Tiefe, Kühnheit der Probleme und vor Allem durch eine seltene Darstellungskraft die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie ist entschieden das bedeutendste Talent, welches den Kleinrussen bisher auf dem Gebiete der Novelle erstanden; auch sie ist, gleich Szewczenko, leider in Deutschland fast unbekannt. Daß sie eine Uebersetzung verdienen würde, mag der Name des Mannes beweisen, der sich nicht für zu gut hielt, um diese Erzählungen ins Großrussische zu übersetzen: es war kein geringerer, als Iwan Turgenjew. Während

bis 1856 das kleinrussische Zeitungswesen nur durch die galizischen Blätter, insbesondere durch die „Zorja Halicka" (‚Galizische Morgenröte') vertreten gewesen, entstanden nun auch in Kiew, Charkow und anderwärts einige, allerdings unpolitische Blätter, unter denen die „Osnowa", von Szewczenko eingeführt, von allen anderen irgend bedeutenden Schriftstellern der Nation unterstützt, bald ungewöhnliche Bedeutung gewann. Gleichzeitig entwickelte ein neuer Volksschriftenverein eine reiche und gedeihliche Thätigkeit. Wer irgend die Feder führen konnte, stellte sich in seinen Dienst, und die Zehnkopeken-Hefte fanden ihren Weg in die armseligsten Dorfhütten. Neben populären Belehrungen über alle Wissensgebiete wurden auch die Hauptwerke der Dichter zu diesem Preise publizirt. Die Hefte, welche Szewczenko's Werke enthielten, sollen enorme Auflagen erreicht haben; leider waren über die Zahlen keine zuverlässigen Angaben zu erhalten. Uebrigens hielt sich Szewczenko selbst nicht für zu vornehm, um ein Broschürchen aus dem Bereich der Ethnographie für den Verein zu schreiben. Rechnet man hinzu, daß das Kleinrussische in den Schulen ganz ungemeine Fortschritte machte, und sich sogar rasch ein nationales Theater herausbildete, so wird man einerseits die günstigsten Schlüsse auf die geistige Regsamkeit der Nation ziehen dürfen, andererseits aber zugeben müssen, daß sie, solange dieser Zustand währte,

zu besonderen Klagen gegen den Moskowitismus keinen Grund hatte; er förderte nicht, aber er hemmte auch nicht.

Die Gründe für diese veränderte Haltung der Regierung sind durch den bloßen Hinweis auf die liberale Richtung der ersten fünfzehn Herrscherjahre Alexander II. nicht erschöpft. Mindestens gleich kräftig wie das Streben dieses ebenso edlen als unglücklichen Herrschers, die Völker Rußlands durch Liebe zu gewinnen, wirkte auch ein Moment der inneren Politik. Die Polen hatten überall da, wo sie mit Kleinrussen zusammensaßen, große Fortschritte gemacht, man versuchte es, ihnen entgegenzuwirken, indem man den Kleinrussen die Hände frei gab. Das schien nicht blos ein friedlicheres und erfolgreicheres Mittel gegen die Polonisirung, als die unter Nikolaus versuchte gewaltsame Russifizirung, sondern war es auch wirklich, und da nur die Polen ein unversöhnliches Element bildeten, während sich die Kleinrussen nun durchaus loyal verhielten, so konnte auch der Staat wohl damit zufrieden sein. Aber auch mit Rücksicht auf die galizischen Kleinrussen empfahl sich diese Praxis, weil sie thatsächlich dem Czarenstaat weitaus mehr Sympathieen innerhalb der österreichischen Grenzpfähle zuwandte, als unter Nikolaus die vielen Millionen Rubel. Namentlich seit Oesterreich 1868 die Kleinrussen an die Polen ausgeliefert, war eine milde Politik gegen die ersteren das

schärfste Mittel, welches Rußland gegen Oesterreich anwenden konnte. Doch durfte schon 1859 der amtliche Bericht des Petersburger Ministeriums für Volksaufklärung in außerordentlich wohlwollender Weise den Gedanken erörtern, daß das Erstarken der kleinrussischen Schule, Sprache und Literatur für Rußland ebensowenig ein Unglück bedeute, als die Wahrung der deutschen Nationalität in den Ostseeprovinzen. Wie oft haben die Kleinrussen später Gelegenheit gehabt, die russische Regierung bitter und schmerzvoll an diesen offiziellen Bericht von 1859 zu erinnern!

Man förderte sie nicht, aber man hemmte sie nicht; das war auch alles, was die Kleinrussen verlangten. Nur einige wenige „Phantasten“ blieben mißtrauisch; die anderen nahmen tapferen Muthes auf allen Gebieten den friedlichen Kampf auf. Auch auf dem literarischen; das war die Zeit, da Kostomarow und Andere dem neu erstandenen Volke auch seine alten Schriftdenkmale zurückeroberten, und zwar wenigstens insoweit, als nun die Wahrheit mindestens dem Kundigen bekannt ist. Schlägt man die Kompendien der Weltliteratur oder auch Uebersichten der russischen Literatur auf, deren Verfasser nicht selbstständig zu arbeiten und zu denken gelernt, so findet man die Erzeugnisse der „zweiten Blüthezeit“ freilich noch immer fast ausnahmslos der großrussischen Literatur zugetheilt. Wie Kostomarow unter den Kleinrussen das Verdienst

gebührt, hier zum ersten Mal die Wahrheit unerschütterlich festgestellt zu haben, so darf Pypin nachgerühmt werden, daß er der erste Großrusse war, welcher sich den Thatsachen beugte. Seither sind einige Forscher seinem Beispiele gefolgt, und die Zeit, wo diese Wahrheiten allgemein anerkannt sein werden, dürfte nicht ferne sein. Bezüglich der ersten Blüthezeit steht die Frage insofern ähnlich, als auch hier die Kleinrussen vollständig untereinander einig sind und Pypin gleichfalls auf ihrer Seite haben. Doch steht er im großrussischen Lager vereinzelt und es ist kaum zu hoffen, daß der Sieg der Wahrheit bezüglich dieser älteren Schriftdenkmale ein so vollständiger sein wird, wie bezüglich der jüngeren. Strittig sind freilich auch, was das Igorslied und die Chronik des Nestor betrifft, nicht viele Thatsachen mehr; aber die Auffassung derselben wird wohl für immer, je nach der Nationalität, eine verschiedene sein. Aus zwei Gründen: Als die erste Ausgabe der Annalen des Nestor (1802—1809) und die erste Ausgabe des Igorsliedes (1800) erschien, gab es keine Literatur, ja kein Volk der Kleinrussen mehr, nur „Bauern mit einem verderbten Dialekt". Daß diese Schriftdenkmale ihnen zugehören könnten, dieser Gedanke stand, wie den ersten Herausgebern, so auch der ersten Generation von Lesern himmelfern; ganz selbstverständlich gehörte dies Alles dem mächtigen, herrschenden, führenden Stamme, und ihm diesen durch

Generationen ungerechter, aber unbestrittener Weise festgehaltenen Besitz wieder zu entreißen, war und ist naturgemäß an Schwierigkeit einer Arbeit des Herkules gleichzustellen. Die Sachlage ist aber auch essentiell eine ungünstigere; das Igorslied ist höchst wahrscheinlich am Ausgang des XII., die Chronik zu Anfang desselben Jahrhunderts geschrieben worden, beide also zu einer Zeit, da Süd und Nord noch nicht sprachlich geschieden waren, so daß es sich daher bis zu einem gewissen Grade um einen gemeinsamen Besitz beider Völker, um ihr Erbe aus den Tagen ihrer Einheit handelt, wie ja auch die Sprache beider Denkmäler, das Altrussische, derzeit weder von den Groß-, noch von den Kleinrussen geschrieben wird. Demzufolge wären allerdings die Großrussen nicht berechtigt, das Lied für sich allein in Anspruch zu nehmen, aber auch ihre südlichen Vettern nicht. Sehen wir jedoch näher zu, so ist der Anspruch der letzteren der weitaus berechtigtere. Beide Denkmale sind im Süden entstanden, beide spiegeln die Anschauungen ihrer Entstehungszeit wieder, wo Kiew noch das politische und geistige Centrum Rußlands war. Ferner aber, und das ist weit wichtiger, darf sich wohl das Kleinrussische die echte Tochter des Altrussischen nennen, nicht aber das Moskowitische, welches ja, wie wir gesehen, ein Produkt sehr starker Versetzung des Altrussischen mit finnischen Elementen ist. Versuchen wir es nun, uns den Stand der Streitfrage

durch ein Beispiel aus unserer Geschichte klar zu machen, welches wir zum Glück erfinden müssen, und nehmen wir an, daß die starke Scheidung zwischen Süd und Nord und die Versetzung des Nordens mit slavischen Elementen vom XIV. Jahrhundert ab immer größere Fortschritte gemacht hätte, so daß der Norden von einem slavisch-deutschen, der Süden von einem rein deutschen Volke bewohnt wäre, wem würde unter diesen Umständen das im XII. Jahrhundert entstandene Nibelungenlied zugehören? Ebenso unzweifelhaft wie in diesem erfundenen Beispiel muß die Antwort auch hier lauten: gleichwohl ist es zweifelhaft, ob der Süden je ganz zu seinem guten Rechte gelangen wird. Jedenfalls aber war der Kampf, der da geführt wurde und noch geführt wird, für die Kleinrussen ehrenvoll, viel ehrenvoller jedenfalls, als jene Reihe von Fälschungen, die auch unter ihnen auftauchten, wie es denn überhaupt das untrügliche Kennzeichen jeder Renaissance eines slavischen Volkes zu sein scheint, daß sie auch durch unehrliche Mittel zu wirken versucht. Solche Fälschungen sind die wahrscheinlich von Bodjanski verfaßte, jedenfalls von ihm aus einer angeblich alten Handschrift herausgegebene, sehr phantastische „Geschichte Kleinrußlands", ferner eine Reihe von Volksliedern, darunter solche aus „uralter" Zeit!

Je mehr die liberalen Ideen verblaßten, aber auch je kräftiger sich das neu belebte Volksthum entwickelte,

um so kälter, ja feindseliger wurde die Haltung der russischen Regierung. Staatsmänner, welche für die stramme Einheit des Reichs fürchteten, nationale Eiferer, die jede andere als die eigene Sprache haßten, Reaktionäre, die in den Kleinrussen ein „demokratisches Element" erblickten, rechtgläubige Fanatiker, denen die freiere Richtung der kleinrussischen Geistlichkeit ein Dorn im Auge war, die Polen, die sich ihrer gefährlichsten Gegner entledigen wollten — sie alle einigten sich in dem Schlagwort: „Separatismus — der Süden reißt sich vom Norden los!" Und die Zeit, wo das thörichte Wort in die Welt gerufen wurde, war wahrlich nicht ungeschickt gewählt: setzte doch eben der amerikanische Bürgerkrieg den neuen Kontinent in Flammen. Man kann sagen, daß schon von 1866, jedenfalls von 1868 ab die russische Regierung die Bestrebungen der Kleinrussen nur noch deßhalb theilweise duldete, um eben den Galizianern Sehnsucht nach dem „Mütterchen Rußland" einzuflößen. Seitdem wurde ihr Verhalten immer zweifelloser und 1876 endlich erfolgte, dreißig Jahre nach der ersten Unterdrückung, die zweite. Ein kaiserlicher Ukas verbot das Erscheinen kleinrussischer Bücher und Zeitschriften; die Theater wurden geschlossen, die Schulen russifizirt; wieder war die Pflege des Kleinrussischen, ja die bloße Angehörigkeit zur Nation ein Verbrechen geworden.

1876! — man beachte die Jahreszahl! Dasselbe

Jahr, wo Rußland die Serben unterstützte und sein Schwert schliff, die Bulgaren zu befreien! Freilich, die Kleinrussen hatten ja schon den vollen Segen, sie waren ja schon „befreit“. Warum Rußland die Ehrlichkeit seiner panslavischen Phrasen in demselben Augenblicke, da es sie zu einem Eroberungskriege benützte, durch eine solche Gewaltthat im Inneren illustrirte, ist unklar; irgendwelche thatsächliche Nöthigung lag dazu nicht vor. Daß die Beschuldigung, die Kleinrussen seien insgesammt Nihilisten, eine Unwahrheit und zwar eine schlecht und thöricht erfundene Unwahrheit war, wird heute auch von moskowitischer Seite zugegeben, ebenso wie die Behauptung, die Kleinrussen seien noch schlimmere Feinde des herrschenden Stammes, als die Polen, gewiß von Niemand, der sie aussprach, ernsthaft gemeint worden ist.

Doppelt sonderbar aber muß es unter diesen Umständen erscheinen, daß Rußland diese scheinbar unversöhnlichen Feinde in jeder erdenklichen Weise materiell und moralisch unterstützte, sofern sie nur nicht russische Unterthanen waren. Ja, derselbe Staat, der 1876 gleichzeitig die Kleinrussen zu erdrosseln versuchte und die Bulgaren zu befreien auszog, fuhr in den nächsten Jahren fort, die kleinrussischen Literaturbestrebungen in Rußland als Verbrechen zu strafen, in Oesterreich durch Geld und gute Worte groß zu ziehen!

Der beiden Parteien unter den österreichischen

Kleinrussen ist bereits erwähnt. Auf Seiten der „Swiętojurcy“ stand der Rubel, und auch insofern die Macht, als sie sich in den Besitz einiger alter nationaler Culturstätten, so des Stauropegianischen Instituts in Lemberg, des Erbes einer alten mächtigen Brüderschaft, gesetzt; auf jener der Ukrainophilen aber stand die Vernunft und die ist in Dingen des Geistes immerhin auch eine Macht. So erstarkten sie denn doch und konnten der Sankt Georgs-Partei die Stirne bieten. Zeitweilig war die eine, dann die andere Partei mächtiger; die Frage war eine rein politische geworden. Schützte die österreichische Regierung, wie dies unter Schmerling geschah, die Kleinrussen vor den Polen und trat gleichzeitig eine Stockung in der Zirkulation des Rubels ein, so waren die Ukrainophilen oben auf; schützte die Regierung, wie unter dem Sistirungsministerium Belcredi, auch die Polen und flutete russisches Geld in's Land, dann siegte die Sankt Georgs-Partei, und wie mächtig sie sich zeitweilig fühlte, mag der Hinweis auf jenes berüchtigte Manifest erweisen, welches ihr Hauptorgan, das „Slowo“ („Wort“) 1866 nach Königgrätz publizirte und in welchem sich die Partei gänzlich von Oesterreich loszusagen wagte. Daß die ohnehin schwachen Kleinrussen Galiziens, statt den Polen geschlossen gegenüber zu treten, sich politisch wütig befeindeten und gegenseitig als Volksverräther denunzirten — die „Swiętojurcy“ fabelten von Bestechung der Ukraino-

philen durch die Polen oder die Regierung, die Ukrainophilen sprachen mit weitaus mehr Grund und Recht von einer Bestechung durch den Rubel — war ein rechtes Unglück für sie, in jeder, auch in literarischer Beziehung. Auch hier war zunächst der Gegensatz ein überaus schroffer, wie folgende Stichproben aus beiden Lagern erweisen mögen. „Es gibt," schreibt ein Vorkämpfer der Sankt-Georg-Partei, Johannes Zubrzycki, „finstere Fanatiker und niedrige Ignoranten, die bisher in Faulheit lebten, jede Wissenschaft verachteten, einen fremden Dialekt anwandten, der nur der gemeinen Rede der Dienstboten und Arbeiter angehört hat, und jetzt wünschen, wir sollten unsere Geschichte im Provinzialdialekt des galizischen Pöbels schreiben. Sonderbares Verlangen! Geschichte wird für die gebildeten und sich bildenden Klassen des Volkes geschrieben; für den gemeinen Mann ist Gebetbuch, Katechismus und Psalter genug." Hierauf erwiderte die „Prawda" („Wahrheit"), das Hauptorgan der Ukrainophilen: „Der erste Anfang der Lebensunfähigkeit der altrussischen Partei war das öffentliche Verlassen der nationalen Grundlage, die Verleugnung des eigenen Volkes und seiner Sprache, wie sie sich zeigte in dem Manifest des verzweifelten „Slowo" im Jahre 1866. Wer nur einen Augenblick bei der Tragweite dieses Aktes verweilt, muß einsehen, daß unsere Führer, nachdem sie sich in die Arme des Gesammtrussenthums, das

nach ihren eigenen Worten „fertig ist und keine Arbeit kostet“, gestürzt haben, sich der Mühe und gewissenhaften Arbeit für das Wohl ihres Volkes entschlagen, der organischen Entwicklung eines selbstständigen Lebens entsagt und damit auch die Grundlage jeder Lebensfähigkeit verloren haben. Die galizische gesammtrussische Richtung war das untrügliche Zeichen von Faulheit, Hinfälligkeit und moralischem Pauperismus“. Die Proben sind, wie ich hinzufügen muß, deßhalb nicht ganz charakteristisch, weil sie in einer sehr viel höflicheren Tonart gehen, als der in dieser jahrzehntelangen Polemik sonst üblichen. Der Zwang der Nothwendigkeit war jedoch stärker, als die politische Verbohrtheit und der Eigensinn der Führer; zunächst fand eine gewisse Annäherung auf literarischem Gebiete statt. Da die Ukrainophilen sich darauf berufen konnten, daß Rußland sie bis 1876 sogar innerhalb der eigenen Grenzpfähle, von da ab wenigstens außerhalb derselben nicht als Feinde betrachtet, und da sich ferner die Unmöglichkeit, in einer aus großrussischen und galizischen Dialektworten bestehenden Mischsprache zu schreiben, immer deutlicher herausstellte, so siegten in der Sprachenfrage im wesentlichen die Nationalen. Der politische Unterschied aber glich sich leider immer mehr zu Gunsten der Sankt Georgs-Partei aus. Je schlimmer der Druck der Polen wurde, desto höher wuchs auch die Erbitterung über die Verblendung und den Undank der Re-

gierung, welche die Kleinrussen, die ihr bis 1848 die treuesten Unterthanen gewesen, als Heloten preisgab. Es gibt seit zehn Jahren unter den intelligenteren Kleinrussen Oesterreichs leider wenige aufrichtige Freunde dieses Staates mehr; die Thatsache ist nicht wegzuleugnen. Indeß ist der Gegensatz auf politischem Gebiete keineswegs ganz verwischt, besteht vielmehr mit voller Schärfe fort. Die Sankt-Georgs-Partei ist eine ganz eklatant großrussische; sie steht im Solde und unter der Protektion des Panslavismus. Ihre Ziele sind gewiß nicht schlechtweg „hochverrätherische“ und zwar schon deshalb nicht, weil ihr das russische Joch in Wahrheit nicht angenehmer erscheint, auf den Namen einer reichsfreundlichen Partei aber hat sie gewiß keinen Anspruch. Hingegen sind die Ukrainophilen, hinter denen heute auch die große Masse des Volkes steht, zwar in schärfster Opposition gegen die österreichische Regierung und begreiflicherweise sehr erbittert; anti-österreichisch und russenfreundlich aber sind *sie* vollends nicht, und wie schlimm auch das Loos ist, welches ihnen leider die Polen auf Kosten der Kraft und Würde des gemeinsamen Vaterlandes bereiten dürfen, so ist ja doch jenes ihrer kleinrussischen Brüder im Czarenreiche ein noch schlimmeres!

Der ersten Generation kleinrussischer Schriftsteller Galiziens ist bereits gedacht; ihr folgte eine andere, die wesentlich im Sinne der Georgs-Partei zu wirken

suchte; an ihrer Spitze Jakob Holowacki, mehr Agitator als Gelehrter, jedoch als letzterer nicht ohne Verdienst; der Lyriker Ustianowicz, der frische kräftige Lieder sang, solange er sich der Volkssprache bediente, und durch die Anlehnung an die Prinzipien der „Swiętojurcy“ Frische und Unmittelbarkeit des Ausdrucks verlor, Iwan Huszalewicz, Lyriker, Gelehrter und Politiker zugleich, der 1848 durch sein Lied: „Mir wam, brati“ („Frieden Euch, Brüder!“) den Kleinrussen eine Hymne schuf u. A. Dann jedoch traten die Ukrainophilen immer kräftiger auf den Plan, namentlich seit sie in der „Szewczenko-Gesellschaft“ einen materiellen Stützpunkt gefunden; das 1864 in Lemberg begründete kleinrussische Theater stand bereits von Anbeginn unter ihrem Einfluß. Auch sie zählen schon eine Reihe von Talenten und zwar eben um des volksthümlichen Zuges willen viel frischere und eigenthümlichere, als das ältere Geschlecht. An erster Stelle wäre hier der Novellist Iwan Franko zu nennen, der in seiner Erzählung „Boa constrictor“ die Probe einer sehr starken und eigenthümlichen Begabung gegeben. Die Schilderung des jüdischen Petroleumhändlers, Hermann Goldkrämer, welcher die Hauptrolle spielt, ist bei aller Tendenziosität, zu welcher den Dichter seine Abneigung gegen die Rasse bewegt, ein Meisterstück; die Schilderung des Lebens in einem Industriebezirk, welches durch die jähe Verschiebung

aller sozialen Verhältnisse an den amerikanischen Westen erinnert, ganz vortrefflich. Erlangt Franko zu jenen Gaben, die ihm bereits gegönnt sind, auch noch größere künstlerische Ruhe, so ist ihm eine erfreuliche Entwicklung gewiß. Seine Uebersetzung der Shakespeare'schen Sonette wird als fein gerühmt. Auch in der Lyrik können die Ukrainophilen auf ein bedeutendes Talent hinweisen, Josef Fedkowicz, der freilich kein reinblütiger Kleinrusse, sondern ein Huzule ist, also der Sohn jenes seiner Abstammung nach räthselhaften Bergvolkes, welches in den Bergen Pokutiens und der nördlichen Bukowina haust und allerdings bereits seit Jahrhunderten die kleinrussische Sprache angenommen hat. Als eines Bauers Sohn 1834 geboren, darauf österreichischer Soldat, dann Offizier, 1886 gestorben, soll er zunächst, wie sämmtliche kleinrussische, aber auch einige großrussische Literarhistoriker berichten, in deutscher, dann in kleinrussischer Sprache, in beiden gleich vortrefflich gedichtet haben. Aber nicht blos dies trockene Faktum wird allgemein berichtet, sondern es finden sich auch ernsthafte Männer, die es rührend ausschmücken. So z. B. Pypin; obwohl, erzählt er, ein deutscher Professor Fedkowicz versichert habe, daß er sich in der Lyrik „mit jedem deutschen Dichter messen könne", sei derselbe doch durch einen kleinrussischen Autor, der seine deutschen Verse gehört, seiner Nation zurückgewonnen worden. So habe

Deutschland einen Lyriker ersten Ranges verloren, Kleinrußland gewonnen. Ich gönne sicherlich den Kleinrussen alles Gute, darum auch Fedkowicz, der als nationaler Lyriker, wie gesagt, verdienstvoll ist. Aber jene Legende ist nicht richtig; deutsche Verse hat Fedkowicz allerdings geschrieben, sogar leider auch herausgegeben, sie sind aber entsetzlich schlecht, weil er keine Spur deutschen Sprachgefühls hat, und sichtlich nur eben seine kleinrussisch verfaßten Gedichte ins Deutsche übertragen hat. Wer meiner Versicherung nicht glauben und aus nationaler Begeisterung diesen Verlust für unsere Literatur ebenso lebhaft zu beklagen geneigt wäre, als ihn z. B. Pypin bejubelt, der schlage das Bändchen auf, welches Fedkowicz im Verlage von H. Pardini in Czernowitz unter dem Titel: „Am Tscheremusch! Gedichte eines Huzulen“ herausgegeben hat. Ich meinerseits beschränke mich auf zwei Proben.

„Was hast du, Iwan, mein Goldkind?! —
„Was ist dir?! — Heiliger Gott! . . .“
„— O Mutter, laß gehen das Fragen!
Ich wollte, ich wäre todt!“

lautet die erste Strophe des ersten Gedichtes im Buche. Die erste Strophe des zweiten ist nicht minder schön:

„Juri, Goldkind! . . . Mein Juri!
Trink das da, mein Bübchen feins! . . .“
„— O Mutter, laß gehen mich, Mutter!
Mir ist es schon alles eins!“

Vielleicht beantworten uns nun auch Pypin und Genossen die Frage, wie jener deutsche Literarhistoriker, der dies Urtheil über Fedkowicz gefällt, geheißen hat. — Hingegen ist von einem anderen österreichischen Kleinrussen, Gregor Kupczanko, allerdings zuzugeben, daß er auch des Deutschen vollkommen mächtig ist, doch hat er sich meines Wissens nur in seiner Muttersprache dichterisch versucht, während das Hauptgewicht seiner Thätigkeit in beiden Sprachen auf Ethnographie und Geschichte fällt. Auch er stammt, gleich Fedkowicz, aus der Bukowina.

Der Schlag von 1876 hatte die Kleinrussen im Czarenreiche nicht unvorbereitet getroffen; ein Umschwung der Gesinnungen war schon vor jenem brutalen Ukas deutlich fühlbar gewesen; umso weniger verließ sie ihr Muth. Konnten innerhalb der eigenen Grenzpfähle keine kleinrussischen Werke gedruckt werden, so war dieß doch außerhalb derselben, und zwar nicht blos in Galizien, sondern auch in England möglich; das Einschmuggeln ging dann ebenso sicher und glatt von Statten wie der Druck. Waren die Theater geschlossen worden, so konnte doch Niemand verbieten, daß Jemand in seinem Hause ein Fest veranstaltete und dabei von Dilettanten ein Stück aufführen ließ. Ebenso wußten die Kleinrussen der Russifizirung durch die Schule sehr kräftig entgegenzuwirken, so daß auch hier das Schlimmste verhütet blieb. Von den führenden

Schriftstellern wurde eigentlich nur einer untreu: Pantalimon Kulisz; 1869 gab er noch eine Uebersetzung des Neuen Testaments in der Volkssprache heraus, um der Russifizirung kräftig entgegenzuwirken; sie wurde sofort verboten und konnte nur in Galizien Verbreitung finden, — dort allerdings zum guten Theil auf Kosten derselben Regierung, welche sie für ihr eigenes Machtbereich unterdrückt hatte! Wahrlich, kein Oerindur löst die Widersprüche, in welche sich der Panslavismus verwickelt! Was aber Kulisz betrifft, so hatte das Ereigniß so tiefen Eindruck auf ihn gemacht und seinen Mannesmuth so wild aufgerüttelt, daß er bereits 1874 in's großrussische Lager überging und eine Geschichte Kleinrußlands zu publiziren begann, welche völlig den moskowitischen Interessen diente. Mit Ausnahme einiger dii minorum gentium blieben jedoch die Anderen sämmtlich treu und neue Talente gesellten sich hinzu. Ein Novellist von Bedeutung, der daneben auch als Dramatiker und volksthümlicher Historiker wirkt, ist Iwan Lewicki. Seine Novellen zeigen, gleich jenen Franko's, das ehrliche Streben nach künstlerischer Vertiefung; eine derselben: „Die Fabrikarbeiterin“, hätte auch in einer reicheren Literatur die volle Aufmerksamkeit erweckt. Unter den kleinrussischen Erzählern sind zugleich er und Franko die einzigen, die nicht nur das Leben der Bauern, sondern auch jenes des Mittelstandes, sowie der Großrussen, Polen und Juden schildern.

Von anderen Schriftstellern der neuesten Zeit seien der Verfasser von Dorfgeschichten Myrny, der Dramatiker Michael Starycki, der auch die Dramen Shakespeare's in's Kleinrussische übertrug, die Lyriker Ustenko und Antonenko genannt.

Je schlimmer der Druck, desto kräftiger der Gegendruck, das zeigte sich wie in Galizien, so auch hier. Durfte kein Buch im Inland erscheinen, so wurde es im Ausland gedruckt und im Inland gelesen; durfte das Kind in der Schule kein kleinrussisches Wort hören, so wurde dafür gesorgt, daß die Unterweisung in der Muttersprache nach der Schule um so gründlicher sei; kurz: „wir gehorchen, aber wir bleiben stehen", das war die Antwort, welche die Kleinrussen dem Czaren gaben. Hauptsächlich dieser entschlossenen Haltung ist es zuzuschreiben, daß der Ukas, der offiziell noch heute in Kraft ist, doch seit 1882 nur noch von den Schulbehörden, nicht aber von der Zensur buchstäblich befolgt wird. Nun werden auch wieder Bücher gedruckt, ja es ist sogar eine Zeitschrift „Kiewskaja starina" („Das Kiewer Alterthum") begründet worden, und 1885 durfte eine neue Ausgabe von Szewczenko's Werken erscheinen, natürlich eine editio castigata, in welcher die politischen Gedichte fehlen.

Die Kleinrussen vergessen deßhalb doch nicht, was Szewczenko gesungen und wo das Heil ihrer Nation ist. In Galizien von den Polen, im Czarenreich von

den Großrussen unterdrückt, bewahren sie dennoch ihr Volksthum, ihre Volksdichtung, ihre Literatur. Sie gehorchen, aber sie bleiben stehen, und wahrlich, kein Orkan wird sie je vom Platze bringen.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Wiener Kinder.

Ein Roman von C. Karlweis.

Gr. 8°. Geh. ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—.

In der modernen deutschen Romanlitteratur hat sich in neuerer Zeit eine frischere Strömung bemerkbar gemacht, die energisch dem alten Schablonenwesen zu Leibe geht. Den Anstoß dazu haben die französischen Realisten und Naturalisten gegeben, vor allen Zola, der — was auch sonst über seine Stoffe und Tendenzen gesagt werden mag — Natur und Wirklichkeit wieder salonfähig gemacht hat. Unter denjenigen deutschen Romanciers, die den Spuren des französischen Meisters folgen, ist in erster Linie der talentvolle österreichische Schriftsteller Karlweis zu nennen, welcher mit seinem uns vorliegenden Roman „Wiener Kinder“ in litterarischen Kreisen geradezu Sensation gemacht hat. Zu unserer Freude können wir bestätigen, daß diese Sensation nicht auf Knalleffekten, auf künstlich erdachten Wirkungen oder auf Zolascher Lüsternheit beruht. Die letztere fehlt trotz des heiklen Themas. Die Handlung dreht sich nämlich um den Lebenslauf zweier verschiedenartig veranlagter Mädchen, von denen das eine eine ehrsame Hausfrau, das andere eine Demimondlerin wird. Aber diese Doppelbiographie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ist psychologisch so fein ausgeführt, in den Details der Handlung so zartsinnig und decent gemodelt, daß man beiden Mädchen das lebhafteste Interesse bis zur letzten Seite des ziemlich dicken Bandes entgegenbringt. Zahllos sind die Episodenfiguren, welche die Scene fortwährend beleben und jede in ihrer Art sorgfältig charakterisierte Typen des Wiener Volksschlages sind. Die Tragik der Handlung spielt sich auf dem Hintergrunde des alten lustigen Wiener Lebens ab, so daß man häufig mit einem Auge weinen, mit dem anderen lachen möchte. Und doch ist nichts Ungleichartiges, Mosaikhaftes in dem Roman zu finden, im Gegenteil, er giebt sich als farben- und lebensvolles Ganzes, der Wirklichkeit abgelauscht, aber doch auch der Poesie nicht fremd. Nur bis zu einem gewissen Grade ist Karlweis dem französischen Meister realistischer Darstellungskunst gefolgt. Wo der letztere seine Kunst mißbraucht, um kunstfeindliche Effekte zu erzielen, da trennt sich Karlweis von ihm und geht seine eigenen Wege, die wohl auch durch Sümpfe und Pfützen führen, aber den Fuß des Wanderers nicht besudeln. Wir haben selten in letzter Zeit einen Roman gelesen, der uns so tief ergriffen hätte, und wir glauben deshalb, auch unseren Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen durch diesen Hinweis die Bekanntschaft mit dem Karlweisschen Romane vermitteln. **Hamb. Fremdenblatt.**

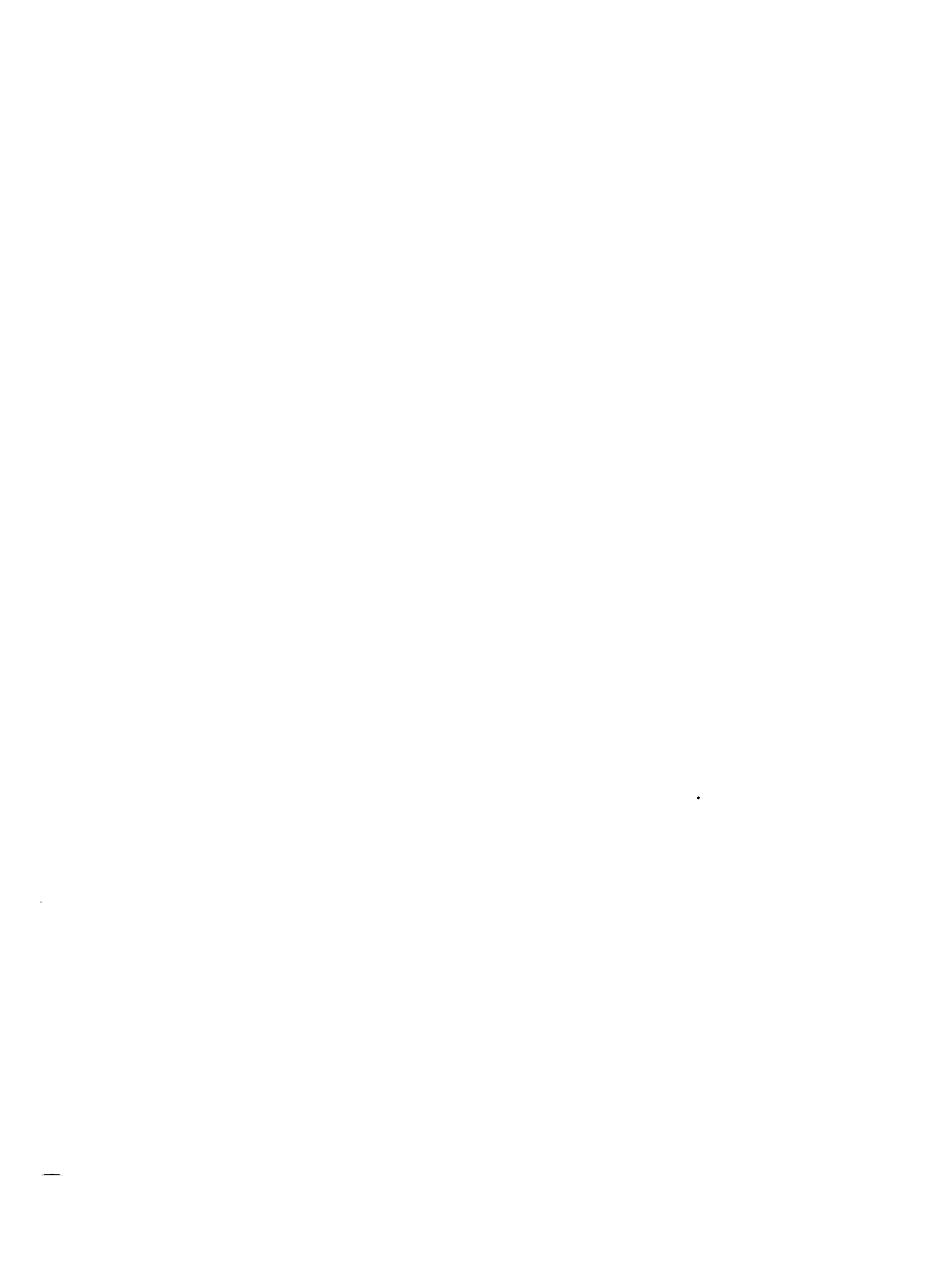
Geschichten aus Stadt und Dorf.

Novellen und Skizzen von C. Karlweis.

Inhalt: Die lustige Wirtin. — Der bucklige Christel. — Eine Dummheit. — Grüne Liebe. — Der Mahagonitisch. — Feuerliesl. — Der Großknecht. — Sei g'scheit. — Der Gamser Sepp.

Gr. 8°. Geh. ℳ 8.50, eleg. geb. ℳ 4.50.

Es ist eine durch und durch süddeutsche Natur, die ihre reichen Gemütsschätze in novellistischer Kleinmünze ausgiebt. Karlweis ist ein erfahrener Herzenskundiger, der uns für die schlichten Leute, die er schildert, stets interessiert, mögen sie nun in der Großstadt oder in den Alpen wohnen. Abgerundet in der Form, im winzigsten Rahmen ein Stück abgeschlossener Welt spiegelnd, erinnern sie an die short stories der Amerikaner, vor denen sie die Gemütstiefe voraus haben. Gerade da, wo das pragmatische Interesse ganz in den Hintergrund tritt, wie in den beiden Skizzen „Eine Dummheit“ und „Der „Mahagonitisch“, zeigt sich die scharfe Beobachtung des Verfassers, sein feiner Sinn für die Entdeckung des Bedeutenden im scheinbaren Kleinen am glänzendsten. **Gegenwart.**




3 2044 036 963 890

